

Carl Justi
1868

CARL JUSTI

BRIEFE AUS ITALIEN

1922

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN · BONN

VORWORT

WENN Carl Justi es unternommen hat, in Briefen an die Seinen Eindrücke bei seiner ersten Fahrt nach Italien, das er schon so lange sehnsüchtig mit der Seele gesucht hatte, zu schildern, so wird man erwarten können, daß die Fähigkeit, die ihn zum ersten Kunstkenner unserer Zeit gemacht hat, auch hier sich zeigen werde, die Fähigkeit, überall das Characteristische zu sehen und das Schöne zu empfinden. Und denkt man weiter an den Meister des Worts, als welcher er sich in seinen Büchern gezeigt hat, an die unglaubliche Vielseitigkeit seiner Kenntnisse in Geschichte und Literatur, so wird man nicht zweifeln, daß seine Berichte aus Italien durch ganz besondere Reize ausgezeichnet sein werden.

Daher wurde mir die Erlaubniß der Schwester des großen Meisters, diese Briefe zu lesen, welche er von der Reise an Eltern und Geschwister gerichtet hat, zu einem werthvollen Geschenk. Und ich fand meine Erwartungen ganz erfüllt. Justi giebt nicht einen eigentlichen Reisebericht, sondern er greift einzelne Scenen aus dem Erlebten und Geschauten heraus; mag er über Kunst sprechen, oder über Kirchen- und Volksfeste, Naturschilderungen geben oder Menschen zeichnen, immer sind es in sich vollendete Skizzen, feine Vergleiche, geistvolle Bemerkungen, die oft einem selbst nur dunkel bewußt gewordene Empfindungen klar aussprechen.

Die Lectüre wurde mir ein hoher Genuß, und da meinte ich, daß es vielen ebenso gehen werde, wie mir. Gerade in der jetzigen

Zeit, wo die Gegenwart so viel Leid und Elend zeigt, wo die Zukunft trübe vor uns liegt, da rettet man sich gern in die Welt der Schönheit in Kunst und Natur, man taucht in den Jungbrunnen des unvergänglich Edlen, aus dem man neue Kraft schöpft, die Gegenwart zu tragen und für die Zukunft zu hoffen.

So habe ich Frl. Justi gebeten, die Briefe ihres Bruders auch andern zugänglich zu machen; ein solcher Schatz dürfe nicht vergraben bleiben. Sie hat eingewilligt und mich mit der Herausgabe beauftragt. Ich zweifle nicht, daß sie allen Kennern und Freunden Italiens reichen Genuß gewähren werden.

Aber die Briefe bringen noch mehr: sie geben tiefe Einblicke in das Wesen und Werden Justi's, dieses großen Menschen, der so still und nach außen verschlossen durch die Welt gegangen ist, und dessen inneres Leben doch so unendlich reich gewesen ist, wie seine Schriften, nicht zum wenigsten diese Briefe, zeigen. Mit Wehmut wird man lesen, daß er seine Kunstschätze, Kupferstiche, verkaufen mußte, um die Reise nach Italien zu ermöglichen, die ihm Sein oder Nichtsein bedeutete. Man wird mit ihm aufjubeln, wenn er aus seinem Fenster den Blick über das Forum schweifen lassen kann, und man wird es freudig mitempfinden, wenn er durch Venedigs Kunstschätze wandelnd vor Wonne über all die Schönheit wie trunken vor sich hinlacht und mit sich selbst spricht. — Und wenn nach zwei Jahren solchen Wandels in Freiheit und Schönheit, in erfolgreichem Kunstforschen, das Ende herannaht, wird man mit ihm schmerzvoll den Druck fühlen, der sich auf seine Seele legt, daß das alles „gewesen“ sein soll, daß er zurückkehren muß in die Enge der kleinen Universitätsstadt, daß er sich nicht mehr Kunststudien hingeben kann, von denen er fühlt, daß sie sein Lebenselement sind, sondern über Philosophie lesen muß, an der er längst das Interesse verloren hat. So erhalten die letzten Briefe einen ganz anderen Character: vor den Augen und dem Geiste des Lesers spielt sich ein schwerer innerer Kampf ab, über

den aber der Gedanke tröstet, daß Justi aus ihm als Sieger in jeder Beziehung hervorgegangen ist.

Um den Freunden Justi's zu zeigen, wie bald er sich wie ein Adler über das trübe Gewölk hinaufgeschwungen hat, füge ich den Briefen einige Seiten aus seinem Reisetagebuch zu, die er am 10. April in Florenz geschrieben hat. Sie geben eine Characteristik von Rom und Florenz, und gehören zu dem Großartigsten, was wir Justi verdanken. So wird ein versöhnender Abschluß gewonnen, und das Ganze klingt wie in einem Hohenliede aus.

Justi beabsichtigte mit den Briefen nichts weniger, als kunsthistorische Abhandlungen; sie sollten nur den Angehörigen über sein Befinden und Empfinden Bericht geben. Sie sind nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben; aber in einem Briefe ermächtigt Justi seine Schwester, sie auch andern zu zeigen, er macht sie zur „padrona“ der Briefe.

Diese kommen hier völlig unverändert zum Abdruck; nur ganz geringe Theile, die sich auf Familienverhältnisse und einzelne Personen beziehen, sind im Einverständniß mit Frl. Justi fortgelassen.

Die Zeit, aus welcher die Briefe stammen, war eine politisch sehr bewegte, die Zeit zwischen 1866 und 1870; die Weltgeschichte klingt in den Briefen oft durch. Justi's Heimat, Hessen, war damals eben preußisch geworden, gewiß nicht zur Freude aller Hessen. Italien hatte dank dem Siege Preußens über Oesterreich alte Träume verwirklichen können; aber Rom fehlte noch, die päbstliche Herrschaft wurde durch die Franzosen geschützt, und der Versuch Garibaldis, den Kirchenstaat zu erobern, wurde durch die französischen Chassepots bei Mentana vereitelt. Erst der deutsche Krieg 1870 sollte Italien seine Hauptstadt bringen.

Zum Verständniß der Briefe wird es beitragen, wenn ich noch einige Worte über das Leben Justi's vorausschicke.

Justi ist am 2. August 1832 in Marburg geboren als ältester Sohn des Pfarrers an der protestantischen Kirche, der seine Amts-

wohnung im Kärner[1]) hatte. Die folgenden Geschwister waren: Ferdinand, der bekannte Orientalist, Ludwig, der als Arzt in Marburg gewirkt hat, und endlich die Schwester Friederike, die Carl Justi während des letzten Vierteljahrhunderts seines Lebens ein behagliches Heim in Bonn bereiten sollte. Justi besuchte von 1840 bis 1850 das Gymnasium in Marburg, welches damals unter der Leitung von Vilmar stand. Er gewann großen Einfluß auf Justi, und durch ihn und eine alte Familientradition wurde Justi veranlaßt, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Von seiner Studienzeit brachte er drei Semester in Berlin zu, Herbst 1851 bis Ostern 1853, die übrige Zeit in Marburg, trieb vornehmlich Theologie und Philosophie. Aber eine innere Stimme sagte ihm offenbar schon sehr früh, daß er sich nicht im rechten Fahrwasser befinde; so fühlte er sich unbefriedigt, suchte Hülfe in falscher Richtung und war einmal nahe daran, beeinflußt durch Thiersch, das Heil im Beitritt zur Secte der Irvingianer zu suchen. Und doch war er durch den Großvater Karl Wilhelm schon als Knabe in Berührung mit der Kunst gekommen. In einer kurzen Selbstbiographie aus dem Jahre 1902 schreibt Justi:

„Hätte ich statt im Jahre 1850, 1860 die Universität bezogen, so würde ich mich wahrscheinlich schon als 18-jähriger dem Studium der Kunst zugewendet haben. Hierzu war ich damals vorbereitet, wie wenige. Ich hatte mit Erfolg Zeichnen und Malen gelernt, mein Lehrer hatte sogar den Eltern ca. 1846 den Rat gegeben, mich Maler werden zu lassen. Besonders hatten mich die mittelalterlichen Denkmäler Marburgs zu einem begeisterten Ver-

[1]) Der Name dieses alten Hauses stammt von Carnarium, Beinhaus, ein Gewölbe, in das die der geweihten Erde des Kirchhofs entnommenen alten Knochen geworfen wurden. Auf dieses Gewölbe wurde in Marburg später ein Stock aufgesetzt, der zu den Ratsversammlungen diente, und noch später wurde das Haus zur Amtswohnung des Pfarrers. Es wird in den Briefen mehrfach erwähnt.

ehrer der Gothik gemacht, und ich hatte mich durch Reisen, Aufnahmen von Kirchen mit ihren Systemen vertraut gemacht. Ich war fast täglich im Berliner Museum (1851), und hatte Monate lang in Dresden, Wien, später München, die Gallerien studirt."

Die Reise nach Dresden und Wien hatte die Herbstferien 1852 gefüllt. In einem Bericht über seinen Studiengang, den Justi 1854 für das theologische Examen verfaßt hat, und der sich unter den Universitätsacten auf dem Marburger Staatsarchiv befindet, schreibt Justi:

„Ich bereue es nicht, daß ich damals ein ganzes Vierteljahr Kunststudien lebte. Ganz abgesehen von dem Einfluß auf die Bildung des Schönheitssinnes wird niemand läugnen, daß die Beschäftigung mit wahren Kunstwerken auch auf die Sittlichkeit wohlthuend wirkt. Die Kunst befreit und bindet auch wieder, aber es sind Bande, die wir mit Freude tragen. Sie befreit von Rohheit und gemeinem Sinn, sie öffnet die Organe für das Gute und Große im Menschen, sie berührt mit sanfter Gewalt die dem Höheren zugekehrte Seite in unserm Innern, und überzeugt uns, daß auf dem Grunde unserer Natur die Liebe zu dem Idealen liegt. Wenn ich an jene Augenblicke zurückdenke, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der die Nacht hindurch im Nebel und dichteren Gründen umhergeirrt ist, wenn endlich gegen Morgen die Wolken verschwinden, und sein Blick an der reinsten Morgenröthe sich erquickt." — Ob wohl diese schönen Worte des 22-Jährigen seine theologischen Examinatoren erfreut haben mögen?

Leider blieb dies Versenken in die Kunst vorläufig nur eine Episode. Er setzte seine theologischen Studien fort und vollendete sie in Marburg, in dessen Nachbarschaft er auch gepredigt hat.

Aber sobald er dies zuerst gesteckte Ziel erreicht, wandte sich Justi ganz von ihm ab, und widmete sich der Philosophie und mehr noch der Kunstgeschichte. Im December 1859 machte er sein Doctor-Examen mit einer Arbeit über „die ästhetischen Ele-

mente in der platonischen Philosophie", und habilitirte sich gleichzeitig mit einer Antrittsvorlesung über Schopenhauer. — Im Februar 1867 wurde er zum Extraordinarius für Philosophie in Marburg ernannt, bekam gleichzeitig einen Lehrauftrag für Archäologie. Aber bevor er sein Amt antrat, erhielt er Urlaub zu seiner Reise nach Italien. Diese war ursprünglich auf ein Jahr berechnet, wurde dann um noch ein Jahr verlängert. Noch während der Abwesenheit, im Januar 1869, wurde er Ordinarius für Philosophie, und kam in gleicher Eigenschaft im Herbst 1871 nach Kiel. Erst im Frühjahr 1872 konnte er die Philosophie ganz abschütteln, als er, der Nachfolger Springer's, Kunsthistoriker in Bonn wurde. Hier hat er dann bis an sein Lebensende gewirkt.

Daß aber die Kunst, nachdem sie dem jungen Studenten zuerst ans Herz gegriffen, ihn nicht mehr losgelassen, daß er nur äußerlich Philosoph war, zeigt das erste große Werk, dessen Veröffentlichung Justi's Ruhm begründete, das Leben Winkelmanns, dessen erster Band 1866 erschien. Er behandelt Winkelmanns Leben in Deutschland. Für die zweite Hälfte, Winkelmann in Italien, fühlte Justi die Nothwendigkeit, den Schauplatz selbst kennen zu lernen, und dazu, und zu archivalischen Studien, unternahm er die italienische Reise, die seine endgültige Lebensrichtung fest legte.

So verdanken wir in gewissem Sinne Winkelmann neben so vielem anderen auch den Kunsthistoriker Justi.

Das Bild, welches dem Buche vorgesetzt ist, ist die Vergrößerung einer damals in Rom gemachten Photographie. Ihre Uebersendung an die Mutter wird im letzten Briefe erwähnt.

BONN, Januar 1922

H. KAYSER
Professor der Physik

An die Schwester

Trient, d. 24. März 1867

GETREU meinem Vorsatze, hinfort keine Collectivbriefe mehr zu schreiben, richte ich meinen ersten Brief auf dieser hoffentlich langen Reise an Dich allein; ich fange mit der jüngsten an, denn die letzten sollen die ersten sein; übrigens last, not least. Heute Sonntag ist der denkwürdige Tag, wo ich nicht bloß die Alpen überschritten habe, sondern auch das Gebiet der deutschen Zunge verlassen, denn Trento ist schon eine ganz italienische Stadt, obwohl es noch nicht zum Königreich Italien gehört; nach Garibaldi vermißt Italia noch die Edelsteine in seiner Krone: Triest, Rom, Trient. — Die Fahrt über den Brenner geschah zwar in einem elenden Beiwagen; in Folge des langen steifen Sitzens schmerzten die Knie jämmerlich; aber sie war reich an gewaltigen überraschenden Ansichten. Um $^1/_2$8 Uhr Abends stiegen wir in Innsbruck ein, d. h. zuerst ich und ein östreichischer Hauptmann mit einem blessirten Bein, der um sich auszustrecken zwei Plätze genommen hatte; später kam noch ein Lieutenant hinzu. Der erste Theil der Fahrt hatte am meisten Poesie; es war eine ganz strahlende Nacht, und ich erinnere mich nicht, je die Sterne so hell funkelnd gesehen zu haben, wie in dieser dünnen klaren Alpenluft. Die Straße wand sich dicht am Rand eines schroffen Thals hinauf, der Schein der Laternen beleuchtete nur den schmalen Rand zwischen dem Wagen und der Tiefe und die Spitzen der Bäume, die daraus hervorragten; nur dann und wann

sah man ein Licht aus den zerstreuten Höfen heraufleuchten. Gegenüber thürmten sich in immer neuen Formen die Bergcolosse, deren Spitze noch mit Schnee bedeckt war. Wenn der Wagen still hielt, hörte man unten den Waldbach rauschen. Später kam der Mond hervor, und wir bekamen noch ausgedehnte Schneefelder, obwohl die Straße ganz vom Schnee gesäubert war. — Lächerlich ist die Schilderung, die man mir von dieser Fahrt gemacht hatte; sie sollte in offenem Schlitten stattfinden u. s. w.; ich bin nicht einmal an den Füßen kalt geworden. — Die großen einförmigen weißgetünchten Mauern der Tiroler Bauernhäuser mit ihren weit hervorragenden Dächern und den sparsamen kleinen Fenstern hatten in dem Mondschein und in der Oede der Nacht und des Hochgebirges etwas geisterhaftes. — Mit Tagesanbruch kamen wir in Brixen an, wo gefrühstückt wurde, und jetzt ging es abwärts, auch auf den steilsten Wegen ohne Hemmschuh im Trab. Allmählich kamen blühende Pfirsiche, Mandeln, grüne Hängeweiden und Birken hervor, und als wir uns Bozen näherten, wurde es in dem Wagen sehr schwül. Während dieses zweiten Theiles der Fahrt hat man beständig den brausenden und schäumenden Eisack zu Füßen, und die ungeheuren Vorarbeiten zu der Eisenbahn über den Brenner zur Seite, entstehende Tunnels und Brücken. Die Arbeiter sind sämtlich Italiener, ein wahres Gesindel, fast wie Zigeuner, aber sehr emsig und geschickt.

Schon auf dem Weg von München nach Innsbruck durch das Innthal hat man beständig die Tiroler Alpen über sich. Man erstaunt über den Reichthum der Erde, die Stoff genug hat, auch dem mit Windeseile vorbeisausenden tagelang immer neue Colosse aufzuthürmen. Die zierlichen Schlösser, Klöster, die aus hie und da zerstreuten Häusern bestehenden Dörfer, die artigen meist grasgrün oder roth angestrichenen Kirchthürme oder Dorfkirchen, am Fuß des Gebirges, stehen in einem interessanten

Contrast mit den wilden formlosen drohenden Felsmassen darüber. Aber diese Alpen machten auf mich keineswegs einen beängstigenden Eindruck, selbst nicht in Innsbruck, wo sie sich an der einen Seite der Stadt in einer Höhe von 9000′ aufrichten und dem Auge wie eine senkrechte Wand hinter der letzten Häuserreihe zu stehen scheinen. Vielmehr, so gut es mir in Frankfurt und München behagt hatte, — als ich in diese Alpenwelt eintrat, lebte ich wahrhaft auf; man fühlt, daß das Gemüth hier gesunden muß; man wird nicht müde hinaufzustarren und beklagt nur die Nothwendigkeit, diese Thäler durcheilen zu müssen, vielleicht auf Nimmerwiedersehn, statt in ihnen Monatelang zu verweilen. — Mein Reisegefährte von München bis Innsbruck war ein Turiner, der in Südamerica gewesen war; ich habe mit ihm beständig durcheinander französisch und englisch geradebrecht. Als wir unter den massigen Mauern und Thürmen von Kufstein vorbeikamen, machte er darauf aufmerksam, daß hier der Wohnort der italienischen Patrioten gewesen sei. Ich tröstete ihn mit: tempi passati. — Speriamo, antwortete er skeptisch.

In Innsbruck (da ich einmal von hinten angefangen habe, so will ich auch regelmäßig von hinten nach vorn gehen) besuchte ich den Professor Stumpf, einen Historiker und feinen ganz jungen Mann, der in einem Landhaus vor Innsbruck mit der Aussicht auf die Alpen, fast fürstlich wohnt und mich zum Diner einlud, das, obwohl durch die Abwesenheit seiner Frau als „einfach“ entschuldigt, doch dem übrigen entsprach. Hartwig hatte mir eine Empfehlung an ihn verschafft; Stumpf verdanke ich eine Empfehlung an den hiesigen Präsidenten Matthias von Cresseni, der mir den Zugang zu den hiesigen Schätzen bahnen soll. — Sonst war mir in Innsbruck neu und überraschend das Denkmal des Kaiser Maximilian in der Franciskanerkirche mit 24 Reliefs in Marmor, Begebenheiten aus seinem Leben. Etwas so vollkommenes habe ich nie gesehen, jedes Bild ist eine kleine Welt; jede der (in

Hoffestlichkeiten, Lager- und Schlachtscenen) auftretenden Nationen, Franzosen, Deutsche, Spanier, Engländer, ist nach Physionomie, Haltung, Geberden aufs feinste und schärfste characterisirt; jede Figur unter zwanzigen ist ein Kunstwerk. In ganze Städte und Landschaften läßt er im Hintergrund hineinsehen, bei einem Kircheninnern sieht man hinten am Hochaltar die Gemälde der Flügel. Das erste Wunder ist, eine solche verwirrende Mannichfaltigkeit von Dingen als wohlangeordnetes klares Gemälde zu denken; das zweite, ein solches Gemälde in ein Relief zu modelliren, und das dritte, das Relief in sprödem Marmor auszuführen. — In dieser Kirche steht neben dem Zierlichen, dem Triumph der Kunst im Kleinen, das Mächtigste und Kraftvollste — wie die Tiroler Berge um ihre niedlichen Schlösser und Dörfer. Es sind 28 Statuen in Erzguß, meist Angehörige des Habsburgischen Hauses, aus seiner Glanzzeit, dem 15/16. Jahrhundert; im vollen schweren Staat der Rüstungen und Staatsroben; sie nehmen sich fast aus, wie eine lebendig gewordene Rüstkammer. Wenn Du nach Frankfurt gehst, kannst Du im Städel den König Arthur und Chlodwig im Gypsabguß sehen. Es sind wirklich eherne Gestalten, — von ehernen Knochen; in ihre eisernen Zeugstücke wie Käfer in ihre Panzer eingeschlossen, und von starrem eisernen Sinn, dazu paßt die Arbeit des Künstlers trefflich. — Um die Gegenwart nicht zu vergessen, will ich aus einer Unterhaltung mit Rösi, der Kellnerin in dem Hotel, erkundet haben, daß die Norddeutschen bei den Innsbruckern sehr gut angeschrieben stehen, und daß ihre armen geschlagenen Offiziere sehr darunter zu leiden haben; ihre Generale seien aber freilich auch gar zu dumm; sie pflegten sich jetzt selbst bei Tisch vorzurechnen, was sie bei Königsgrätz für Fehler gemacht hätten. — Auch in München habe ich ähnliche Unterhaltungen gehört im Wirtshaus; nur in Frankfurt ist der Haß noch unvermindert, denn „zu schwere Thaten sind geschehen“.

In München hatte ich am Donnerstag Gelegenheit das Requiem Mozarts in der Ludwigskirche bei Gelegenheit der Todtenfeier des Cornelius zu hören; hier befindet sich bekanntlich sein großes Jüngstes Gericht. Abends hielt Moriz Carrière im Liebigschen Auditorium eine Eloge des großen Meisters; Dr. Eichler begleitete mich dahin und hernach zu einem Gungl'schen Concert, er läßt Ferdinand grüßen. Sehr lehrreich war für mich ein Gang mit Prof. Brunn, einem der ersten lebenden Archäologen, durch die Glyptothek, aus der ich ein paar Photographien mitgenommen habe. Morgens war ich schon allein von 9—12 darin gewesen; nie in meinem Leben bin ich so durchgefroren; nur der Rumpf hatte noch Lebenswärme, alles übrige waren Eisklumpen. München präsentirte sich am ersten Morgen schauderhaft: kalt, Regen, Wind; die griechischen Tempel nahmen sich dabei sehr tragisch aus.

Sobald ich hier in Trento fertig bin, will ich in Eilmärschen auf Rom losgehen. In zwei Tagen kann ich von Verona dort sein. Sobald ich mein Logis gefunden, schreibe ich Euch. Dann kannst Du mir auf diesen Brief antworten. Ich schrieb ihn am Abend eines Tages, dem keine Nachtruhe voranging, und habe mir eigens einen Thee dazu machen lassen. Hoffentlich weißt Du, daß hier die letzte große Kirchenversammlung gehalten ist, in welcher das Dogma der katholischen Kirche endgültig festgestellt wurde. In der Kirche, wo die Väter des Concils saßen, war ich soeben. Trient ist eine durch viele malerische Gebäude ausgezeichnete Stadt, von ganz südlichem Character.

Ich wollte Dir das alles zusammenschreiben; denn bei den Scenen, welche sich mir in ein paar Tagen eröffnen werden, müssen die Ereignisse der Introduction meiner Reise spurlos verschwinden. Bis heute hatte ich noch zu keiner Zeile Zeit. Bis jetzt habe ich mich sehr wohl befunden und keinen Unfall gehabt als eine Prellerei von 2—3 östreich. Gulden beim Wech-

seln. — Ueber einen ganzen Sack voll mehr oder weniger herzlichen Grüßen, auch tausenden, gebe ich Dir unbegrenzten Credit. Vor allem schreibe mir, wie es Mutterchen geht.

Und nun leb wohl. Es ist 10 Uhr. Trento ist ganz still und ich denke einen langen Schlaf zu thun.

An die Mutter

Rom, d. 1. April 1867
Via di Campidoglio 51

WENN mein Brief vom Sonntag vor 8 Tagen über die Tiroler Alpen seinen Weg zu Euch gefunden hat, so konntest Du mich bis zur Mitte meiner Reise begleiten; als Du den Brief lasest, war ich schon am Ziel. Von Trient brach ich am Mittwoch auf nach Verona. An der Stelle, wo man das Königreich Italien betritt, hält der Zug einen Augenblick; zwei Grenzsteine, ein schwarzgelber und ein Tiroler, noch kein Jahr alt, werden von Wachen gehütet. Von Verona ging ich gleich weiter nach Padua, wo ich von Nachmittags bis 10 Uhr Abends blieb. Padua ist eine sehr alterthümliche malerische Stadt; sie macht den Eindruck, als beträte man eine Stadt vor 300 Jahren. Fast alle Straßen haben Arcaden, auf denen die oberen Geschosse ruhen; unter diesen Arcaden arbeiten die Handwerker und die Läden breiten ihre Schätze aus. An jedem zweiten Hause fast war mit großen grünen Buchstaben noch vom vorigen October her angemalt: Vogliamo per nostro Re Vittorio Emmanuele. Jeder Blick in eine Straße ist ein Gemälde, jede Figur, die einem begegnete, würde in einem Skizzenbuch Figur machen. Die Frauenzimmer tragen schwarze Schleier um Gesicht und Schultern. — Nach einer Nachtfahrt kam ich Donnerstag Mor-

gens in Florenz an. Ich wollte den Tag nur benutzen, um mich etwas zu orientieren, da ich auf dem Rückweg natürlich einige Wochen hier verweilen will. Der erste Anblick des Platzes der Signoria mit dem Palazzo vecchio, und der Loggia de Lanzi, in der der Perseus des Benvenuto steht, des David des Michelangelo, war überwältigend. — Glücklicherweise waren die königlichen, ehemals mediceischen, Gärten hinter dem Palast Pitti geöffnet, und es war ein herrlicher Frühlingstag. Gleich nach dem Eintritt wurde man von einem blühenden Rosenspalier empfangen. Man wandelt zwischen dichten immergrünen Laubgängen; die ganze Stadt liegt ausgebreitet zu Füßen, im Hintergrund schließen die Apenninen ab. Keinen reicheren lachenderen Anblick kann man sich denken, als Toscana; stundenlang fährt man durch eine Ebene, deren begrenzende Hügel so mit Villen und Dörfern bedeckt sind, daß sie einer viele Meilen weit ausgedehnten Stadt gleichen. Ganz anders ist die Annäherung an Rom. Hier begegnet man Meilen weit kaum einer menschlichen Wohnung; nichts als grüne Wiesen, Hügel mit weitläufigen zertrümmerten Schlössern aus dem Mittelalter; und dieser Character des ausgestorbenen und öden währt bis zur Ankunft in Rom. Die Kuppel der Peterskirche ist das erste, was von der ewigen Stadt etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft, auftaucht. Der Bahnhof liegt dicht hinter den diocletianischen Thermen; bei der Einfahrt sieht man in einiger Entfernung die mächtigen Bogen des Aquäducts Sixtus V.; aber der Bahnhof sieht wie ein altes verfallenes Oeconomiegebäude aus; ein hessisches Dorf würde sich seiner schämen. Es ist, als wolle die päbstliche Regierung damit ihre Verachtung des modernen Wesens bezeigen. In einem zugigen Raum wie einer Scheuer warteten die Ankömmlinge: Engländer, Franzosen, Italiener eine halbe Stunde lang, bis man auf der dogana fertig war, die Visitation des Gepäcks vorzunehmen. Facchini aus den Gasthäusern (Al-

berghi) sicherten sich die Fremden. Endlich waren wir in einen Omnibus gepackt und unter strömendem Regen ging es durch kothige Straßen kreuz und quer bis zu dem Albergo di Minerva, so genannt von der Kirche S. Maria sopra Minerva, der es gegenüber liegt. Nachdem ich mir das Vergnügen gegönnt, nach einer Fahrt von zwei Nächten und tagelangem Herumstreifen zum Theil bei strömendem Regen eine Generalsäuberung meiner Person und Anzuges vorzunehmen, machte ich mich gleich nach dem Sitz des archäologischen Instituts auf, um zu erfahren, was das Schicksal mir für eine Behausung bestimmt habe.

Diese war nun auch schon gefunden. Ja, es ist kein Mährchen, liebe Mutter, Dein Sohn wohnt an einem Platze, um den ihn ein großer Theil der civilisirten Welt beneiden kann, mit einer Aussicht dicht unter seinen Fenstern, wie es keine ähnliche auf der ganzen Welt giebt. Es ist nämlich der Aufgang auf das Capitol; ich brauche nur eine Strecke links von meiner Thür hinaufzugehen, so weit wie von unserem Hause in Marburg zu Grimms Wolfsburg, so stehe ich auf dem Platz des Capitols mit der Reiterstatue Marc Aurels. Links von meinem kleinen Fenster (mein Zimmer liegt parterre) sehe ich die ungeheure Mauer des Capitols, auf der sonst das römische Staatsarchiv stand, jetzt der Senatorenpalast. Grade vis à vis meinem Fenster ragen in dem durch die Ausgrabung des Bodens entstandenen Thal die drei Säulen des Vespasiantempels und etwas rechts die acht Granitsäulen des Saturntempels. Dahinter der Bogen des Septimius Severus. Gegenüber im Hintergrund liegt das neue Rom mit seinen Kuppeln und Palästen; nach rechts erstreckt sich ein weiter Blick über das Forum — die Säule des Phokas, den Tempel des Antonin und der Faustina, die riesigen Gewölbe der Basilika des Constantin, den Bogen des Titus und endlich das Colosseum. Ich sehe herab auf das Pflaster der alten Straße der Triumphatoren. Endlich habe ich noch die erste Morgen-

sonne. Ich kann in der That nicht begreifen, warum ich grade unter so vielen tausend Sterblichen auserwählt bin, inmitten einer solchen Schaubühne meine Hütte aufzuschlagen. Denn es giebt in dieser Gegend nur wenige Wohnhäuser. — Ich bezahle fürs erste 5 scudi = 7 Thaler monatlich, später beziehe ich zwei Zimmer im ersten Stock, die die Hälfte mehr kosten.

Inzwischen habe ich von 12—4 Uhr einen Gang auf das Capitolinische Museum gemacht, welches die Antiken enthält, die der Stadt gehören. In dem ersten kleinen Saal, wo die Meisterwerke zusammengestellt sind, die von den Franzosen geraubt worden waren, mußte ich lebhaft an den Anfang von „Transformation“[1]) denken; hier stehen in der That der schönste Faun der Welt (es giebt deren jetzt 60) und die erschütterndste Statue des Alterthums, der sterbende Gallier; das kleine Mädchen, welches eine Taube vor einer Schlange schützt, befindet sich in einem Zimmer nebenan.

3. April. Gestern besuchte ich den Bildhauer Hassenpflug in seinem Atelier. Er zeigte mir eine Marmorbüste seines Vaters, die er demselben hatte zum Geschenk machen wollen. Er sprach sich aber mit der Aenderung der Dinge in unserem Vaterlande sehr einverstanden aus; wie denn überhaupt die Deutschen im Auslande den Vortheil der Angehörigkeit an einen großen Respect einflößenden Staat am handgreiflichsten empfinden. H. war eben erst von einer mehrmonatlichen Krankheit genesen. Das Hospital für deutsche Pilger auf dem Capitol hatte ihn aufgenommen.

In meiner Nähe, auf dem Capitol, wohnen noch circa acht junge deutsche Gelehrte, natürlich sämmtlich Preußen und eine Elite. Ich pflege mit ihnen zu speisen. Das Wunder von Rom, die russische Fürstin Nadejda, die alle Künste und alle Sprachen

---

[1]) Transformation: or, The Romance of Monte Beni, by N. Hawthorne. Dieser Roman, erschienen in der Tauchnitz Edition Vol. 515, 516, wird in diesen Briefen noch mehrfach erwähnt. K.

beherrscht und vor einem halben Jahre den Einfall gehabt hat, den Secretär des archäologischen Instituts, Dr. Helbig, zu heirathen, habe ich bei demselben kennen gelernt und soll nächsten Freitag Abends zu ihnen kommen.

Heute Morgen war ich in der Villa Albani; das einliegende Rosenblatt stammt von einer Rose her, die ich daselbst entwendet habe. Briefe an mich müssen adressirt werden: Al signor professore C. Justi, Roma, Istituto archeologico, nel Campidoglio, nicht meine oben angegebene Wohnung, was nicht sicher ist.

Dieser Brief, liebe Mutter, wird wohl um die Zeit Deines Geburtstags Marburg erreichen. Möge es ein recht schönes heiteres Familienfest geben; ich werde im Geiste bei Euch sein. Im nächsten Jahre hoffe ich wieder in Eurer Mitte zu sein. Der Himmel erhalte Dich uns gesund, liebe Mutter, und lasse Dich recht viele Freude erleben.

An den Bruder

Rom, d. 10. April 1867

DASS ich nicht erst einen Brief von zu Hause erwarte, sondern einen dritten sende, hat wie Du schon befürchten wirst, seinen Grund in einer „Bitte groß und schwer", die ich an Dich richten will, und deren Gegenstand einige Eile hat. Wie Du Dir aus eigener Erfahrung denken kannst, waren von den zahlreichen Briefen, die ich mitnahm, nicht alle nöthig abzugeben; dagegen habe ich in der Confusion und Ueberhäufung der letzten Zeit vor der Abreise einige Punkte zu verfolgen vernachlässigt, die mir, wie ich jetzt sehe, von wesentlichem Nutzen sein könnten. In Rom erreicht man das Beste nicht durch Gesandte und Gelehrte, sondern durch Geistliche. Nun wollte mir Henke ein

Billet mitgeben an den P. Augustin Theiner, einen Schlesier und Vorstand des vaticanischen Archivs; er wollte seinen „Pius VII“ mitschicken. Dieser letztere würde unter Kreuzband, d. h. mit einem einfachen Streifen Papier, leicht an mich gelangen können. Ferner sprach Frau Heppe, als ich ihr gegen Ende Januar einen Besuch machte, von einer Bekanntschaft, durch die sie mir die Einführung bei dem (ebenfalls Deutschen) Cardinal Reisach verschaffen könne, einem Manne, der hier von großem Einfluß ist. Sie erbot sich zu schreiben; aber da sie kurze Zeit darauf die unglückliche Niederkunft hatte, so konnte ich nicht wieder in dieser Sache vorsprechen. Wenn Du also diese beiden Gänge in meinem Interesse machen willst, so kannst Du mir damit möglicher Weise einen nicht unbedeutenden Dienst erweisen.

Ich habe großes Verlangen, nach nun fast einer Woche etwas von Euch zu hören. Den Brief Olshausens habe ich erhalten und werde ihm direct antworten. Von Rom viel zu schreiben ist nicht gut möglich, man sieht an einem Tage so viel, daß man mit jedem Tage einen langen Brief ausfüllen könnte. Für Rom habe ich noch wenig, für das beschränkte Fassungsvermögen sehr viel gesehen. Jetzt kommt die heilige Woche, in der alles geschlossen ist, und wo man den päbstlichen Feierlichkeiten in der sistinischen Capelle nicht vorübergehen darf. Nach Ostern hoffe ich dann in ein regelmäßiges Arbeiten hineinzukommen. Ein Uebelstand ist, daß die Bibliotheken keine Bücher nach Hause verleihen, und daß die meisten nur circa zwei Stunden täglich geöffnet sind. Auch sind sie meist nach Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht weiter completirt worden.

Als am Sonnabend einige meiner Capitolinischen Bekannten eine Partie nach Tivoli verabredeten, schloß ich mich an, da man solche Gelegenheiten nicht vorbeigehen lassen darf. Sonntags früh fuhren wir bei köstlichem Frühlingswetter mit dem Vetturin hinaus zur Porta S. Lorenzo. Die Fahrt geht 4 Stun-

den lang durch die Campagna; die Annäherung an das Gebirge mit Tivoli erinnert etwas an Heidelberg. Tivoli liegt bekanntlich am Rand eines Abgrunds, zu dem sich der Anio in einer Anzahl von Cascaden hinunterstürzt. Auf einer der überhangenden Klippen steht der runde Tempel der Sybille. Unter seinen Säulen haben wir zweimal, auf dem Hin- und Rückweg, getafelt und den Wein des Landes getrunken. Wir stiegen auf den in das vulcanische Gestein gehauenen Pfaden und Grottenwegen hinunter, und traten in die Höhlen, in welche sich der Anio mit dem Getöse des Donners herabstürzt, während die Wände des Abgrunds über uns in allen Farben und Düften des Frühlings prangten, und von der Stadt nichts sichtbar war, als der kleine Sybillentempel, wie ein Altar der Gottheit, in dessen Nähe die Dämonen der Elementarkräfte mit Gebrüll in die Tiefe entfliehen. Noch an demselben Sonntag fuhren wir in das Sabinergebirge hinein, nach Subiaco. Die Fahrt dauert 4 Stunden, beständig in Begleitung des brausenden Anio; zu den Seiten Berge, die an die Tiroler Alpen erinnerten, nur von geringerer Höhe und sanfteren Formen. Alle Städte sind auf den Spitzen der Berge angelegt, oft so steil, daß man nicht begreift, wie ein Zugang möglich ist. Da alles nur von Stein gebaut ist, und die Wände sehr rasch sich schwärzen, so zweifelt man oft, selbst in der Nähe, ob man verwitterte Felszinnen oder längst zertrümmerte Burgruinen oder eine bewohnte Stadt vor sich hat. Die Männer sehen aus wie Briganten (wie es denn auch in der Nähe eine Bande von 60 Mann giebt), die Weiber sind zuweilen von hoher antiker Schönheit. Subiaco ist der Ort, wo schon Nero, angezogen durch die Herrlichkeit der Gebirgslandschaft, eine Villa mit drei künstlichen Seen gegründet hatte; später bewohnte hier, hoch oben, der heilige Benedict eine Felsgrotte, über der sich später sein Kloster erhob. Von hier aus beherrscht der Blick, nach der offenen Seite gewandt, drei über

einander liegende Wellenreihen von Gebirgsketten, bis zur höchsten mit schloßartigen, altersgrauen Städtchen bekrönt. Wir trafen in dem Kloster (il sacro speco) drei deutsche frati aus Westphalen, die über den Anblick von „deutschen Brüdern" in Entzücken geriethen und uns fast um den Hals fielen, auch uns eifrig über die politischen Verhältnisse, den drohenden Krieg mit Frankreich ausfragten. Wir verwunderten uns, soviel Frische und unbefangenes herzliches Wesen bei diesen Mönchen zu finden, die gar nicht vom ascetischen Sauerteig durchsäuert schienen. Einer erzählte uns, wie vor kurzem die Briganten auf einem dem Kloster benachbarten Berge Nachts ein Feuer gemacht hätten und das Vieh weggetrieben. Sie fingen einen der reichsten Gutsbesitzer der Gegend ab und ließen sich, unter der Drohung seinen abgeschnittenen Kopf zu schicken, täglich eine Summe Geldes auszahlen. Endlich kamen die päbstlichen Soldaten an und hätten sie beinahe in ihrer Höhle überrascht und gefangen, wenn nicht der Kommandant unvorsichtiger Weise vorher ein Trompetensignal gegeben hätte. Sie entflohen und ließen den Gutsbesitzer zurück, doch nicht ohne noch ein paar Schüsse auf ihn abzufeuern, vor denen er sich schützte, indem er sich platt auf die Erde warf hinter einen Balken. Die päbstliche Regierung hatte vorher Unterhändler an sie geschickt, die sie aber ebenfalls gefangen nahmen und erst gegen ein Lösegeld herausgaben. — Wir hatten indessen nichts zu besorgen, da in Tivoli und Subiaco Soldaten lagen, darunter viele Schweizer, vor denen sie heiligen Respect haben. — Ein anderer Schatten ist die Bettelei und die Krüppel und Kranken, die sich überall dem Anblick darbieten, um die Barmherzigkeit und Almosen herauszufordern. Ich habe Dinge gesehen, von deren Existenz ich nie eine Ahnung gehabt habe, und einmal wurde uns ein Mädchen entgegengeführt, bei dessen Anblick ich beinahe umgefallen wäre vor Entsetzen, die Beschreibung will ich verschweigen.

Die Tour nach Tivoli und Subiaco hat drei Tage in Anspruch genommen. Es waren unsrer sechs: Dr. Dilthey aus Biebrich, Dr. Hirschfeld aus Königsberg, ein Dr. Bärensprung aus Meklenburg, der hier mit seiner Frau lebt, ein junger Buchhändler Spemann aus Westphalen und ein noch etwas grüner pommerscher Jüngling.

Denke Dir, der erste, den ich hier traf und der mit mir einige Tage herumgestrichen ist und mich orientirt hat, war kein anderer, als Dr. Benndorf, der jetzt nach Neapel gereist ist.

In Deutschland wird man jetzt wieder in derselben Aufregung wegen des drohenden Kriegsausbruchs sein, wie im vorigen Jahre um diese Zeit. Gestern Abend lauteten die Nachrichten aus Paris wieder etwas beruhigender. Aber Napoleon wird dem Strom nicht widerstehen können, auch ist er zu weit gegangen. Wir alle erwarten gewiß, daß die Franzosen tüchtig geschlagen werden. Selbst der friedfertige D. Bruno . . . im sacro speco frohlockte mit leuchtenden Augen bei der Aussicht, der er sich hingab, daß die Millionen, welche der Kaufpreis Luxemburgs sein sollte, ihnen mit deutschen Schwertstreichen zurückgezahlt werden sollten.

Und nun, lieber Ferdinand, habe ich Dir weiter nichts zu empfehlen, als dafür zu sorgen, daß mir meine drei langen Briefe mit Zinsen zurückgezahlt werden. Vier Bogen wie dieser werden den Brief nicht doppelt machen.

An den Bruder

Rom, d. 23. April 1867

ZUVÖRDERST meinen Dank für die rasche Erfüllung meiner Wünsche; gestern Mittag fand ich beide Broschüren nebst dem Briefe vor. Die Nachrichten über das, was sich in Marburg fortfährt zu begeben, haben mir diese theure Stadt lebhaft vor die Seele ge-

führt. Denn obgleich ich an Euch in dem alten Hause und an eine sehr kleine Gruppe von anderen in verschiedener Beziehung werthen Personen täglich denke, ist es doch auffallend, wie mir im übrigen alles übrige, seit ich die Alpen überschritten, aus dem Sinne verschwunden ist. Es mag die Ueberfüllung mit neuen Gegenständen sein, — selbst in den Ruhestunden macht man wenigstens Pläne und Entwürfe —, es ist auch wohl die Versetzung in ganz neue geistige und körperliche Lebensgewohnheiten, denen die Natur alle Kraft aufwenden muß sich zu accomodiren. Besonders ist es das Widerwärtige und Kleinstädtische, was man hier ganz vergißt, ja alles Verständniß dafür verliert. Nicht als ob dies bei den „Eingeborenen" nicht in demselben Grade vorhanden wäre als in Cassel und Fulda; die Römer werden wohl alle Fehler einer seit Jahrhunderten blos vom Schröpfen der Fremden und der Welt lebenden Bevölkerung haben. Aber der Fremde lebt nur in Gegenwart der Jahrhunderte und ihrer Denkmäler, und kommt fast nur mit der Colonie seiner Landsleute in Berührung, die von denselben Neigungen erfüllt sind. Selbst die Gegenwart erscheint meist, wie sie der Maler betrachtet, als ein hübsches Genrebild. So begünstigt alles ein Leben in sanfter poetischer Ekstase, — aus der man zuweilen durch Briganten, Prellereien und den Scirocco herausgeworfen wird. Die Wirkung des Scirocco empfindet man übrigens erst bei mehrjährigem Aufenthalt; ich wenigstens finde keine merkliche Aenderung der Nervenstimmung, während der Römer bei diesem Winde finster blickt, schlapp und zur Erde blickend geht, launisch und gereizt ist und zu aller ordentlichen Thätigkeit untauglich.

Nur über eins vermisse ich in diesem und den früheren Briefen eine Andeutung, nämlich über den bevorstehenden Krieg zwischen Frankreich und Preußen. In hiesigen Cafés findet man nur die Augsb. Allg. und die Debats, sonst ultramontane italienische Blätter. Die einen meinen, Napoleon sei von den Thiers und Cons. so-

weit gedrängt worden, daß er nun nicht mehr zurück könne: andere meinen, dieser Krieg sei bei ihm seit vorigem Sommer als letzte Hülfe für seinen wankenden Thron fester Entschluß gewesen; noch andere behaupten, Bismarck habe ihn in die Falle gelockt und wolle den Krieg, weil derselbe die Vereinigung Deutschlands unter Preußen mit einem Schlage fertig machen müsse. — Von hiesigen Projecten las man kürzlich; ein Insurrectionsausschuß, der neben dem Nationalcomite in Rom besteht, habe eine Aufforderung zur Abschüttelung des Priesterregiments Nachts anzuheften gewußt. In Rom aber ist kein Boden für eine Revolution; es müßte denn ein Einfall gemacht werden.

Nun sollte ich Dir etwas über das Osterfest schreiben, aber im Hinblick auf die vielen hundert Federn, die es schon in Bewegung gesetzt hat, würde ich mich nicht dazu entschließen können, auch wenn ich an dem Cyclus der Feierlichkeiten weniger fragmentarischen Antheil genommen hätte. Alles in diesem Ceremoniell ist so bedeutungsvoll und fordert eine so ununterbrochene Aufmerksamkeit, daß man vorher ein eigentliches Studium darauf verwandt haben müßte. So muß man sich damit begnügen, die Folge im Ganzen und Großen aufzufassen, und hält sich an die Gesangspartien, welche die meisten hinlocken. Ich war dreimal, am Mittwoch Nachmittag, am Gründonnerstag Morgen und am Freitag Abends in der Sistinischen Capelle. Wenn man erwägt, daß man hier Michelangelos Deckenbilder und Jüngstes Gericht über sich hat und mit Muße betrachten kann, daß dicht vor uns der Pabst mit allen seinen Cardinälen sitzt, daß ein Ritual ausgeführt wird, an dem seit den ältesten christlichen Zeiten die Jahrtausende gearbeitet haben; und daß die päbstlichen Sänger die herrlichsten Lamentationen, Misereres, Messen von Palestrina, Allegri, Bai ohne jede Instrumentalbegleitung aufführen: so muß man wohl gestehen, daß sich etwas ähnliches nicht auf der Welt findet. Da man die Sänger nicht sieht, so vergißt man zuweilen, wo die Stimmen her-

kommen, und denkt sie sich schwebend über der ganzen Handlung, wie in einer himmlischen Glorie. Wenn man sich himmlische Wesen denken wollte, die über den unwiederbringlichen Untergang einer ganzen schönen Welt klagten, so müßten sie so singen. Der Gesang steigt nicht auf und nieder, sondern (wenn ich den Eindruck mit diesem Bild bezeichnen kann) er zieht in sanften Wellen hin an der Oberfläche eines über unserer Atmosphäre liegenden Meeres von Aether und Licht. Während des Miserere verharrt der Pabst auf den Knien vor dem Altar, auf dem nach und nach alle Kerzen ausgelöscht sind. — Am Gründonnerstag habe ich die Fußwaschung, im rechten Querschiff von St. Peter ganz aus der Nähe gesehen, und mit dem Glas vor den Augen mich überzeugt, wie er 13 Männern jedem den linken Fuß mit einem Tuch abtrocknete (nachdem ein Cardinal Wasser darüber gegossen), und dann den Fuß küßte und jedem einen Blumenstrauß und zwei Münzen in die Hand gab. Ich hatte mich eigentlich auf einen grotesken Anblick gefaßt gemacht; aber der alte Mann hielt die Ceremonie mit so viel Würde ab, daß man seinen Bewegungen nicht ohne Rührung folgen konnte. — Die Pracht des päbstlichen Hofes entfaltet sich in der Peterskirche, am Palmsonntag und am ersten Ostertag. Das ganze Schiff der Kirche, bis auf zwei schmale Streifen an den Seiten, ist von zwei Reihen Garden besetzt. Eine Mannichfaltigkeit und Pracht von militärischen Costümen thut sich hier auf, wie sie auch wohl nirgends mehr vorkommt: eiserne Harnische von 60 Pfund Gewicht, schweizer Hellebardiere in bunten Röcken, Trachten des 17.—18. Jahrhunderts, bis auf die halbtürkischen Uniformen der neuesten Zouavengarde. — Ich hatte mich bei Zeiten eingefunden, und auf dem reservirten Raum um den Hochaltar, auf den man sich durch den Besitz eines Fracks ein Recht erwirbt, Posto gefaßt. Um $^1/_2$ 10 verkündet ein Chor „Tu es Petrus“, daß der Pabst eingetreten sei. Alle Blicke richteten sich nach dem Eingang. Aber wir standen so entfernt, daß wir nur ein Gewühl

verschiedenfarbig gekleideter Menschen wahrnahmen. Auf einmal erschien an dem äußersten Ende des Schiffes eine Figur über der Menge schwebend, die sich in langsamer etwas zitternder Bewegung der Mitte der Kirche und dann dem Chor näherte. Eine ungeheure glänzend weiße Tiara gab ihm ein etwas unförmliches Ansehen. Er saß auf seinem Throne, der von 12 palafrenieri auf den Schultern getragen wird; sein ganzer Hofstaat voran und hinterher. Von Zeit zu Zeit erhob er die rechte Hand nach rechts und links zum Segen. In der Procession zeigte sich wieder ein großer Reichthum von Costümen, außer denen der abendländischen Kirche waren auch ein armenischer Patriarch und mehrere griechische unirte Bischöfe erschienen; spanische Trachten des 15. bis 17. Jahrh. kamen vor. Der Pabst läßt sich dann auf seinem Thron im Chor nieder. Diese Aufzüge in S. Peter sind indessen mehr prachtvoll und seltsam, als zur Andacht stimmend. Mir war das Interessanteste, während dieser Umzüge die Kirche zu betrachten. In ihr ist nicht nur Raum für den Pomp eines solchen Aufzuges, einer militärischen Entfaltung und tausender von Fremden und Römern; es entsteht nicht nur nirgends ein Gedränge; keine Veränderung in der Luft ist zu spüren; sondern man muß sagen, die Kirche bleibt von dem allen ganz unberührt; nichts ist hier von dem Eindrucke eines vollen Raums; in colossaler Indifferenz erhebt sie sich über dem Gewimmel mit ihren Marmorpilastern und ihren goldgeschmückten Gewölben und Kuppeln. Der Gesang, die Worte der heiligen Handlung schweben wie aus weiter Ferne an unsere Ohren, wie ein Adler, dessen Flug wir kaum noch mit dem Auge verfolgen können.

Aber mit welchen Qualen muß man das alles erkaufen. In der sistinischen Capelle ist nur für etwa 100 Zuschauer Raum. Zwei Stunden vorher schon harren diese des Einlasses an dem Aufgang der scala regia, den eine Reihe Zouaven abgeschlossen halten. Endlich treten diese zurück und alles, — Engländer, Mönche, Americaner, Geistliche mit großen Schaufelhüten, Ketzer und Gläubige,

— stürzt, als ob es gelte sein Leben zu retten, die Treppen hinauf. Man steht nun 1 1/2 Stunden, oft so zusammengepreßt, daß man buchstäblich die Arme nicht rühren kann. Stehend, ohne Rückenlehne, muß man alle diese stundenlangen Ceremonien mit durchmachen. Wenn dann der Geist auch noch so willig ist, so macht doch das schwache Fleisch seine Ansprüche geltend; man läßt zuletzt alles starr und stumpf an sich vorübergehen, und dankt seinem Schöpfer, wenn alles überstanden ist, um noch am folgenden Tage in geräderten Gliedern den Nachgeschmack zu fühlen. —

Der ergreifendste, wirklich gewaltige Moment ist der päbstliche Segen von dem Balcon der Loggia der Peterskirche über die auf dem Platz versammelte Menge. Hier kommt alles zusammen. Schon der Anblick einer solchen Menschenzahl — 30—40000 —, die auf dem Platz zwischen den Colonnaden vertheilt sind — ohne Gedränge, Menschen, die aus allen Regionen der Erde zusammengeströmt sind, ist überwältigend. An 5000 Mann Truppen sind in der Mitte des Platzes in zwei Vierecken aufgestellt. Der Balcon in der Mitte der Fassade, etwa 100 Fuß hoch, ist roth ausgeschlagen. Die Cardinäle, Prälaten erscheinen nach und nach auf demselben, sehen sich um und ziehen sich wieder zurück. Fortwährend Kanonensalven von der Engelsburg, Glockengeläut und Regimentsmusik. Plötzlich schweigt alles, und aus dem Hintergrund der Loggia sieht man die Gestalt des Pio nono auf seinem Thron, mit der Mitra, sich nähern. Man sieht die Träger des Thrones nicht, er scheint über den Häuptern der an die Ballustrade gelehnten Cardinäle zu schweben. Einige Augenblicke sieht er auf das Schauspiel vor seinen Augen herab. Dann entfaltet ein Cardinal ein ungeheures rothes Buch, aus dem er mit vernehmlicher Stimme den Segen verliest. Am Schluß erhebt er sich und ruft mit einer Donnerstimme, die über den ganzen Platz vernehmlich ist: Et benedictio Dei omnipotentis P. et F. et Sp. S. (dann breitet er die Hände aus) descendat super vos et maneat semper.

Amen singt der Chor, und dann fangen alle Glocken der Stadt an zu läuten, ein Posaunenchor ertönt und 10 Minuten weit davon eröffnen die Kanonen der Engelsburg ihre Salven von neuem. — Es ist zum Erstaunen, was der alte Mann für eine gewaltige Stimme hat. Wieviel würde an dem Eindruck fehlen, wenn man nur zwei alte Arme sich ausbreiten sähe und nichts hörte, als nur die Posaunen und die Kanonen. Die Vereinigung des Alters, des würdevollen Anstands und der Kraft bei diesem Pabst trägt viel dazu bei, den Eindruck dieser Ceremonien zu erhöhen.

Ich sollte Dir nun noch von der Illumination der Peterskirche und von dem Feuerwerk am 2. Ostertag schreiben; aber ich denke, es ist für diesmal genug, auch würde der Brief doppelt werden. Das Gewicht der Briefe darf nur die Hälfte des unsrigen sein. Für den Brief mit zwei Bogen habe ich doppeltes Porto bezahlen müssen. Das Porto eines Briefes über Frankreich beträgt allerdings nur 11 soldi = $4^1/_2$ sgr. — Die Briefe via Oestreich werden nur bis zur Grenze frankirt; ich muß jedesmal 5 soldi = 2 sgr. darauf zahlen. Indeß würde ich Dir doch rathen, sie wie bisher über Oestreich zu senden, da Du fast das dreifache hineinthun kannst. Nimm aber doch in Zukunft zur Vorsicht von diesem Papier. Wenn nämlich ein Brief Uebergewicht hat, so fordern sie exorbitantes Porto, man muß dann förmlich mit ihnen handeln.

Von den klassischen Localitäten in meiner Nähe findest Du schöne, kräftig und malerisch radirte Ansichten in einem Buch, welches auf der Univ. Bibl. an der Wand des Beamtenzimmers etwa in der Mitte steht, in 4°, „Briefe aus Rom", von einem Dresdner Architecten. Es sind verkleinerte Copien der Piranesi's. Das Forum war damals noch nicht ausgegraben. Der Aufgang auf das Capitol, den ich gewöhnlich ersteige, wenn ich Abends nach Hause gehe, ist der, wo die zwei colossalen Jünglinge mit den zwei Pferden oben stehen, und die große Treppe der Kirche Ara Coeli links. Wenn ich dann rechts in die Ecke hinein und hinuntergehe, zwi-

schen dem Palast des Senators und dem der Conservatoren, so komme ich grade auf mein Haus zu. Den Platz oben ziehe ich allen in Rom vor. Abends ist es so still; er wird ganz ausgefüllt von dem Geplätscher des Brunnens mit der Statue der Roma und den zwei colossalen Flußgöttern. In der Mitte Marc Aurel, der noch immer seinen weltgebietenden Arm über seine Stadt ausstreckt.

Wir sind jetzt in dem, was bei uns Frühling, Ende Mai ist; aber es ist schon so heiß, wie bei uns im Juli. Es giebt hier eigentlich keinen Frühling, man kommt unmittelbar vom Winter in den Sommer. Wie es möglich sein soll, diese Steigerung nun noch zwei volle Monate lang über mich ergehen zu lassen, ist mir ein Räthsel.

An die Schweste

Rom, d. 5. Mai 1867

EIN Blick auf den Calender überzeugte mich heut morgen, daß ich nun 7 Wochen von Hause fort und 5 in Rom bin. Es ist Sonntag; ein blauer italienischer Himmel im verwegensten Sinn des Wortes lacht, eine erfrischende tramontana bläst, und die Sonne scheint so grell, daß sie mich schon vor 6 aus den Federn getrieben hat, obwohl ich erst um Mitternacht nach Hause gekommen war. Die Glocken läuten wie toll, das Volk schreit, die Vögel pfeifen, und ich sitze bei geschlossenen Persien in meinem neuen großen Zimmer, entschlossen, vor 11 Uhr nicht von der Stelle zu weichen, nachdem ich mich in Folge am letzten Sonntag gehörter Predigt des preußischen Gesandtschaftspredigers im Palast Caffarelli von der Erfüllung dieser protestantischen Pflicht vor der Hand dispensirt habe. Ich darf zur Veranschaulichung der Scene nicht vergessen zu melden, daß ich seit dem Dienstag eine Treppe höher wohne. Zwei Bekannte aus Deutschland gehen für den Sommer

nach Neapel, und ich will ihre Zimmer in der Zwischenzeit besetzen. Die Preise sinken im Sommer auf die Hälfte herab, und so bin ich für 8 scudi monatlich souveräner Herr von drei Zimmern, deren zwei Säle genannt werden können. Da die beiden genannten ihre Bücher, Gypse (auf dem Caminsims z. B.) zurückgelassen haben, da an Mobiliar genug vorhanden ist, um eine Soiree zu veranstalten, auch die Wände mit ganz stattlichen Kupferstichen, z. B. der Aurora von Guido Reni, belebt sind, so sind diese großen Räume auch nicht eben kahl zu nennen; und ich hoffe, besonders, da ich die Sonne nicht habe, die heiße Zeit hier ganz erträglich zu überstehen. Die Aussicht hat sich verbessert, ich sehe noch etwas mehr über die nächste Umgebung hinaus, z. B. gegenüber auf dem Quirinal einige Cypressen und Oelbäume der päbstlichen Gärten; eine kleine Häuserlücke öffnet sich gütigst grade, um einen Blick auf die Sabinerberge durchzulassen; neben dem Colosseum steht jetzt der ganze Umriß des Monte Cavo, des höchsten Punktes der Latinerberge, den ich vorige Woche erstiegen habe. — Nachdem Ort und Zeit der Handlung soweit festgestellt ist, nehme ich die beiden vor einigen Tagen empfangenen Briefe zur Hand, lese sie noch einmal durch, um mich zum Schreiben zu inspiriren. —

Ich fange an mit meinem Ausflug in das Albanergebirge. Die Veranlassung war die, daß durch einen Reisenden die Kunde von einer auf dem Monte Cavo ausgegrabenen Inschrift nach Rom und zu Prof. Henzen gedrungen war, der als Secretär des archäologischen Instituts auf alles derartige ein wachsames Auge gespannt hält. Dr. Kekulé, der die Reise übernehmen wollte, lud mich ein mitzugehen; und da man solche Gelegenheiten ergreifen muß, und die Zeit zu Fußwanderungen im Gebirge bald aufhört, so zögerte ich nicht einzuschlagen. Wir fuhren am Donnerstag Morgen nach Frascati. Man sieht nichts als Weideland, aus dem hier und da vereinzelte Trümmer von Villen, Thürmen, Grabmälern hervorsehen. Mehrere verfallene römische Aquaducte gehen von Rom

aus strahlenförmig nach dem Gebirge. Manchmal stehen an 30 Bogen wohl erhalten da; dann kommt eine Lücke, dann ein paar vereinzelte Bogen; aber die Linien, wie sie die weite Ebene nach verschiedenen Richtungen hin durchschneiden, ist weithin erkennbar. In Frascati hielten wir uns nicht auf, und stiegen rasch den Berg hinan, um noch vor dem hinter uns heraufziehenden Gewitter das nächste Bergstädtchen zu erreichen. Es ist Rocca di Papa. Die Hauptstraße ist steiler als unser Schloßberg. Wir fanden in der locanda dell' Angioletto eine freundliche Wirthin, die mein Reisegefährte von einer früheren Villeggiatur her wohl kannte; sie machte uns eine Mittagsmahlzeit so gut, wie man sie in diesem abgelegenen Bergnest erwarten konnte. Höchst seltsam war der Anblick von der Seite des Berges aus, als wir aus dem Städtchen heraustraten und unsere Wanderung nach der Höhe fortsetzten. Denke Dir einen Abhang von 40 Grad und daran eins über dem andern Häuser von Stein, etwa wie unser Glaskopf, nur viel schwärzer und finsterer. Jedes mit einem flachen verfallenen grauen Ziegeldach und darauf Steine, um das Haus vor dem Abgedecktwerden durch den Sturm zu schützen. Doch fanden wir die Bewohner sehr zutraulich und freundlich, ja herzlich. Nachdem wir eine Zeitlang in einem schönen jungen Buchen- und Kastanienwald emporgestiegen waren, kamen wir auf einmal auf eine grade, mit schönen großen unregelmäßigen, aber vollkommen in einander passenden Basaltsteinen gepflasterte Straße, so glatt wie ein Hausflur. Es ist die alte römische Triumphstraße, welche die Feldherren heraufzogen, denen der Triumph in Rom nicht gestattet wurde. Man sieht Rom sehr deutlich; und es ist ein eigener Anblick, die Stadt auf ein so kleines Fleckchen in diesem ungeheuren Halbrund beschränkt zu sehen. Und doch ist dieses Halbrund wieder nur ein verschwindendes Pünktchen gegen den Theil der Erde, den diese Stadt an sich gerissen und beherrscht, verwüstet, ausgesogen, civilisirt hat. Das alles ist von den wenigen Menschen gemacht wor-

den, die auf diesem Fleckchen zusammengedrängt saßen! wie gar nichts scheint doch hier die Größe des Raums gegen die unermeßliche Tiefe des menschlichen Willens und Verstands! — Aber welch ein Blick eröffnete sich, als wir an den Rand des Monte Cavo heraustraten! Unter uns die beiden Seen von Albano und Nemi, von steilen, zum Theil dicht bewaldeten, zum Theil bebauten Ufern eingeschlossen (zwei ehemalige Krater); mit ihrer spiegelklaren, stahlblauen Fläche hinaufsehend wie zwei ungeheure Augen der Tiefe. Es ist als hielten die hohen Gebirgswände das Wasser in dieser Höhe gefangen; man kann sich dem Gefühl nicht entziehen, wenn man in den Thalkessel hinuntersteigt, als ob man einen verbotenen Bezirk beträte; als ob die Oreaden und Dryaden uns mit irgend einem Schrecken bestrafen würden. — Aber dies ist noch nicht alles. Man sieht noch weit über die ganze Gruppe des Latinergebirges hinaus, die ganze Campagna und jenseits das mittelländische Meer bis zum Cap Circello. Anfangs wollte es das Auge nicht glauben, daß dieser lange blaue Streifen das Meer sei; er macht gar nicht den Eindruck einer Fläche; erst als wir höher stiegen, gewöhnte man sich an den Gedanken, hier die große Wasserwüste vor sich zu haben. Man unterschied deutlich die Schiffe, kleine weiße Punkte, die still zu stehen schienen. Die Farbe war oben violett und unten grün, zwei deutlich von einander absetzende Streifen; nur an dem einen Ende, wo die Sonne stand, glich es einer Fluth geschmolzenen Silbers. Das Auge kann sich an dem Anblick nicht sättigen (es war zum ersten mal, daß ich das Meer sah), man empfindet eine unbeschreibliche Sehnsucht in die Ferne, glänzende Phantasmagorien von herrlichen Dingen, die dahinter liegen, Orient, Griechenland, Erinnerungen aus tausend und einer Nacht tauchen auf. — Inzwischen waren wir auf der Spitze des Monte Cavo angelangt, wo bis zum Jahre 1783 die Ruinen des alten lateinischen Bundestempels standen; damals ließ der Cardinal York (Stuart) aus denselben ein Kloster bauen. Wir

fanden nach vielem Läuten Einlaß, und wurden genöthigt, ein kleines Mahl mit etwas herbem und wässrigen Wein anzunehmen. Das Stück Marmor mit der Inschrift wurde vorgezeigt und copirt, es war aber nur ein Stück vom äußersten Rand, aus dem nichts zu erkennen war. — Wir stiegen dann wieder nach Rocca di Papa hinunter und gingen unter Führung eines Knaben am oberen Rand des Albanersees herum; wir kamen gegen 7 Uhr in der Stadt Albano an. Den nächsten Morgen gingen wir auf einem herrlichen schattigen Weg, der sog. Galerie, einer Allee von vielhundertjährigen Eichen und Oelbäumen, deren ausgehöhlte Stämme durch sorgfältige Ausmauerung aufrecht erhalten werden, hinauf nach Castel Gandolfo, dem Sommersitz der Päbste, deren Schloß von der Höhe steil in den Albanersee hinunter sieht. Es wird in Winkelmanns Briefen oft genannt. Von da geht es über Ariccia nach Nemi; die Luft war durch das Gewitter des vorigen Tages sehr abgekühlt, der Himmel stahlblau, und die Bergluft wirkte so zehrend, daß wir ziemlich ausgepumpt und schwach in Nemi ankamen. In der Loggia fanden wir eine Aussicht über den ganzen See, rechts im Vordergrund altersgraue Thürme, Mauern und darauf geflickte Häuser; gegenüber jenseits der hohen Ufer wieder die Campagna und das Meer; das ganze von einer alten dunkelgrünen Cypresse durchschnitten. Der Wein, den uns der Wirth (ein sehr böser Mann, der, als wir uns über die hohen Preise beschwerten, gleich drohte) brachte, war der beste, den ich bis dahin geschlürft; er war noch süßer, als der Most, den ich in dem guten Herbst 1857 in Dürkheim getrunken zu haben mich erinnerte, und dazu ein wahrer Blumenstrauß von dem feinsten Gewürz. Die Ufer unten sind der einzige Punkt in der Gegend, wo Erdbeeren wachsen; ganz Rom versieht sich von hier damit.

Hier ist der Ort, wo Lord Byron die letzten Strophen des Child Harold gedichtet hat. Ihr Verständniß ist mir erst hier aufgegangen. (Vergl. die Strophe, die anfängt: Lo, Nemi.) Die Anrede an das

Meer ist mir immer als eines der erhabendsten prachtvollsten Stücke nicht nur im Byron, sondern in der Dichtung überhaupt erschienen: aber erst an dieser Stelle findet man, wie natürlich grade diese Gedanken an dieser Stelle sind. Wenn man Tage lang Orte durchstreift hat, wo die Jahrtausende ihre Spuren hinterlassen haben

> von uralter und ältester Zeit unerwecklich entschlummert
> heget der Ort Nachhall, bleibt der Stein Monument. —

und wenn man dann das Meer vor sich ausgebreitet sieht, auf dem ebenso große Ereignisse seit Jahrtausenden gespielt haben, wo aber von dem allen keine Spur geblieben ist, dessen Spiegel noch grad so glatt und lachend daliegt, wie zu der Zeit, als noch kein menschlicher Fuß dieses Land betreten hatte, so begreift man, wie Byron seine Apostrophe an den Ocean mit den Worten beginnen konnte:

> Roll an, tiefblauer Ocean, roll an!
> Es fegten spurlos dich zehntausend Flotten. —
> Zu Land zerstört der Mensch so viel er kann,
> Doch auf der Flut ists dein Werk auszurotten;
> Und von dem Greul der Menschen, dieser Motten,
> Bleibt keine Spur u. s. w.
>
> (ist v. Böttger nicht übel übersetzt).

Die vielen wahren Stellen dieses vierten Gesangs empfindet man hier oft in erhöhtem Maaße; früher waren es mehr nur hochklingende Worte. Sie verbreiten aber auch einen goldenen Schein von Poesie über die Dinge selbst. — Byron's Freund Shelley ist in Rom begraben; ich habe sein Grab gesehen; es liegt unter einem zerfallenen Thurm der alten Stadtmauer, in der Nähe der Pyramide des Cestius, an der Spitze des Abhangs, den der protestantische Gottesacker einnimmt, von wo man eine köstliche Aussicht auf Rom hat. (Vergl. das Titelblatt in seinen Werken.) —

Diese Tour nahm zwei Tage in Anspruch. — Soweit war ich heute Morgen gekommen, als Prof. Jordan und Dr. Hirschfeld zu mir kamen, um mich zu einem Besuch des Museums der Jesuiten (im Collegium Romanum) abzuholen. Es sind Sammlungen antiker Geräthe, Münzen, Broncen, angelegt von einem Jesuiten aus Fulda im 17. Jahrh., Athanasius Kircher. Ich sah dort die merkwürdige Caricatur, die vor einigen Jahren an einer Wand in den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin gefunden wurde, ein junger Mensch neben einem Crucifix mit einem Eselskopf und den griechischen Worten: Alexamenes sebete theon, A. betet zu seinem Gott; wie man glaubt von einem kaiserlichen Pagen zur Verhöhnung eines christlichen Mitpagen gezeichnet. — Ich hatte hier das Vergnügen, Mr. Hemans, dem Sohn der Dichterin, vorgestellt zu werden, der in diesen Alterthümern sehr bewandert war. Sonst habe ich noch weniger Bekanntschaften gemacht, besonders unter Künstlern, als ich wünschte. Unter Deutschen nenne ich Gregorovius, mit dem ich immer auf der Bibliothek der Minerva zusammentreffe, und Adolf Stahr mit seiner Frau, Fanny Lewald.

Als ich nach Tisch nach Hause kam, fand ich zwei angenehme Dinge vor, die Antwort des Staatssecretärs Antonelli an den Gesandten auf das für mich eingereichte Gesuch, auf der vaticanischen Bibliothek zu arbeiten, und ein Blatt der Nationalzeitung, das als ein Gruß von Frau Hartwig angesehen werden konnte. Der Legationsrath Herr von Schlözer, dem ich mancherlei angenehme Bekanntschaften zu verdanken habe, hatte sie in meiner Abwesenheit hier zurückgelassen.

Ich denke, ich bin nun schwatzhaft genug gewesen; das nächste Mal werde ich hoffentlich von einem Ausflug an den Meeresstrand schreiben können. Ludwig gratulire in meinem Namen zu dem überstandenen Examen und gleichfalls überstandenen Dienst an der Anatomie, desgleichen zu seinem Geburtstag.

Ich hoffe, daß auch Ihr jetzt etwas vom Frühjahr empfinden

werdet, und empfehle Mutterchen, fleißig, und zwar bei Tage, in der Sonne spazieren zu gehen. Es ist nach Göthe schön, sich die Welt nicht blos als einen Complex von Bergen, Flüssen und Städten denken zu müssen, sondern auch hier und da einige Menschen zu wissen, die uns dann und wann einen Augenblick der Erinnerung schenken. Daß es solche für mich giebt, davon geben mir Eure Briefe die erfreuliche Gewißheit; ihnen allen die Versicherung, daß ich ihrer ebenso wenig vergessen habe. Auch meine alten Wirthsleute bitte ich gelegentlich zu grüßen. Hier wohne ich ebenfalls bei zwei alten Frauen und zwei Herren, die bei jedem Ausgang alles was ich durch einander geworfen habe, mit einer wahren Ameisenemsigkeit in Ordnung bringen. — An mich ankommende Briefe brauchen nicht an mich geschickt zu werden; es genügt, mir das Wesentlichste des Inhalts im Auszug mitzutheilen.

An den Bruder

Rom, d. 26. Mai 1867

ZWAR habe ich jetzt auf drei Briefe Antworten zu hoffen — einen an Dich, einen an Rikchen und einen an H.; da ich indeß weiß, wie schwer der Entschluß und noch mehr die Ausführung in diesem Punkte im Hause Justi zu fallen pflegt, indem sich stets eine Schaar von inneren und äußeren Hindernissen zu verschwören pflegt; und da überdies die Möglichkeit besteht, daß meine oder Eure Briefe verloren gegangen sind (was hier häufig vorkommt), so will ich thun, als ob alles in der Ordnung wäre. Im schlimmsten Fall sammle ich feurige Kohlen auf Euer Haupt.

Vorige Woche war Clemen von Messina hier, mit dem ich etwas umher gestreift bin, einiges alte repetirt und einiges zum ersten

Mal gesehen habe. Zu letzterem gehören die Catacomben des H. Calistus, die ersten, die ich sah. Sie sind erst vor einigen Jahren von de Rossi entdeckt worden. Wir kauften zwei Wachskerzen, fuhren etwa eine halbe Stunde hinaus vor die Porta S. Sebastiano, und stiegen in Begleitung eines Führers in die Erde hinab. Etwa eine halbe Stunde lang wanden wir uns durch die schmalen 3 Fuß breiten aus dem Felsen gehauenen Gänge, zu beiden Seiten, mehrere Reihen übereinander, Nischen für die Leichen. Sie waren einst geschlossen, sind aber sämmtlich erbrochen worden, theils um die Reliquien in die Kirchen der Stadt zu versetzen, theils von Pilgern der Kreuzzüge, welche bei der damaligen Verwahrlosung hier eindrangen. Die Gänge erweiterten sich zuweilen zu kleinen Capellen; hier sieht man noch altchristliche Gemälde, welche ganz die Pinselführung der pompejanischen haben, z. B. der gute Hirte, das Abendmahl mit 7 Personen, in einem flachen Bogen. Einige byzantinische Gemälde waren später hinzugefügt worden. In einem solchen größeren Raum hat man die Gräber einer Reihe römischer Bischöfe gefunden, darunter eines, der in dieser Catakombe selbst seinen Tod gefunden hat: ebenso das Grab der heil. Cäcilie. Die Grabnischen dieser „Päbste" waren wie die der andern mit Marmorplatten geschlossen, die man noch aufgefunden hat. Darauf steht ihr Name mit rothgefärbten Buchstaben eingemeißelt, z. B. merkte ich mir eine solche Platte mit der Inschrift:

GORNELIUS . MARTYR
EP . | iscopus |

Man kann sich nicht enthalten, an die jetzige Grabstätte der Päbste in S. Peter zu denken. Jetzt erhebt sich über ihrem Staub ein Mausoleum, zu dessen Ausführung jedesmal der erste Bildhauer seiner Zeit gewählt wird — Canova, Thorwaldsen, Tenerani; über symbolischen Gestalten thront die Figur des Pabstes in Marmor oder Erz, und darüber die vergoldeten Gewölbe und die Kuppel

von S. Peter. Hier kann man das Gewölbe mit der Hand erreichen, und eine roh gemalte Figur in Fresco ist der ganze bildnerische Schmuck. Man kann sich lebhaft vergegenwärtigen, wie die damaligen römischen Christen die Leichen ihrer Glaubensgenossen, ihrer Häupter und Hirten, vielleicht aus der Arena der Amphitheater, zerrissen und blutig hierherbrachten. Der Weg vom Colosseum nach diesen Catacomben führt an den Thermen des Caracalla vorbei, wo sich der Luxus der späteren Kaiserzeit am großartigsten entfaltete; denn die Statuen, die man zufällig in den Trümmern gefunden hat, sind der stolzeste Schmuck der Museen.

Leider nöthigt mich der Gegenstand meiner Studien, mich weniger mit den großen Tagen des heidnischen wie des christlichen Rom zu beschäftigen, als mit den traurigen und sterilen Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Ich habe auf der Bibliothek der Minerva ein vollständiges Exemplar des Diario Romano von Chracas[1]) gefunden, einer Art Zeitung, die jeden Sonnabend erschien, und die alles des breiteren erzählt, was Sua Santita di nostri Signori-Questi Eminentissimi — die Monsignori und die Principi von Rom wöchentlich gethan haben. Es sind meist kirchliche Funktionen, dann academische Disputationen, Sitzungen der Academie, Theater, geistliche Musik in den Oratorien, neue Kunstwerke, was alles ein lebhaftes Bild von dem täglichen Treiben in Rom giebt, obwohl es zeitraubend genug ist, sich durch diese Bände hindurchzuarbeiten. Nach dem Hauptartikel Rom folgen Correspondenzen aus allen Hauptstädten Europas, in den Jahren 1756 u. flg. ausführliche Berichte aus dem 7jährigen Krieg. Merkwürdig war mir eine Stelle aus einem Brief von Leipzig (v. 5. Sept. 1756) über die Besetzung der Stadt: I movimenti de Prussiani vengono per si fatte maniere eseguiti, che si scorgon piutosto dal

[1]) Diario ordinario. Roma nella stampa del Chracas presso S. Martino al Corso. K.

loro effetto, che dalle preparatorie disposizioni. So ist alles schon einmal dagewesen!

Auf der Vaticanischen Bibliothek erhielt ich nach Ueberwindung des Widerstandes des Monsignor Martinucci die Zeichnungen des berühmten Cavaliere Ghezzi; an 20 Foliobände, lauter Portraits, meist carikirt, von Personen aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, von den Päbsten bis herab auf die Bettler, Charlatans, Köche. Ein vollständigeres malerisches Bild einer vergangenen Zeit mag sich wohl kaum irgendwo finden; selbst Hogarth kommt dagegen nicht auf. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens die, welche auch in meinem Buch eine Rolle spielen werden, abzuzeichnen, obwohl es sehr zeitraubend ist. Wie heiter und harmlos damals der Ton in Rom war, kann man daraus sehen, daß diese Caricaturen dem Pabst Benedict XIV. ungeheuren Spaß machten; obwohl Ghezzi am schlimmsten ist, wo es auf Kosten von Mönchen, Aebten u. dergl. geht. Ich habe in der Bibliothek eine artige Caricatur des genannten Pabstes, etwa 20 Jahr vor seiner Thronbesteigung, copirt.

Da ich sah, daß ich mit dem Italienischen nicht vorwärts kam, und im Verkehr dadurch sehr gehindert wurde, so habe ich mich entschlossen, Conversationsstunden zu nehmen. Der Mann, der sich dazu herabläßt, ist Sign. Avvocato Ambrosi. So verliere ich jetzt Zeit mit Schreiben italien. Briefe, Memoiren und dergl., hoffe aber nun in meinem Leben wenigstens eine Sprache fertig sprechen zu können. Eben hatte ich wieder den Versuch gemacht, einer päbstlichen Ceremonie in S. Maria in Navicella (der Oratorier) beizuwohnen, weil ich bei dem Jahresfest ihres Stifters, Filippo Neri (den Göthe im letzten Theil der italienischen Reise sehr hübsch und heiter geschildert hat) eine unklare Hoffnung auf etwas gute Musik hatte. Ich fand aber nichts, als eine Stunde warten, Staub und Gedränge, Soldaten und die altbekannten Ceremonien. Als ich zurückkam, fand ich Euren lieben dreifältigen

Brief, der für mich so viel angenehmes enthielt. Nur befürchte ich doch, daß mein erster, welcher eine Schilderung der Osterfeierlichkeiten enthielt, verloren gegangen ist, da Ihr nur von einem sprecht, und sich keine Anspielung auf den Inhalt desselben findet. Habt Ihr ihn wirklich nicht erhalten, so schreibt es mir; ich will dann zum Ersatz eine Beschreibung des Petersfestes schicken, welches Ende Juni stattfindet (das 1800jährige Märtyrfest S. Petri).

Die Tour nach Porto d'Anzio ist leider nicht zu Stande gekommen, da die andern wetterwendisch wurden. Dagegen habe ich am letzten Freitag einen Ausflug nach Frascati gemacht, der Stadt der Villen und der Wasser. Es war in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag ein starkes Gewitter gewesen; dies hatte die Luft so abgekühlt, daß man eine Fußtour wagen konnte. Als wir zum Bahnhof kamen, erfuhren wir zu unserem Schrecken, daß der Zug vor einer Stunde abgegangen sei; denn der Fahrplan war verändert worden. Es war 7 Uhr Morgens; sollte man in die Stadt zurückgehn? Dies wäre ärgerlich gewesen und hätte uns den Tag verdorben. Aber was bis 11 Uhr anfangen? Ich machte den Vorschlag, zu Fuß hinzuwallen; und die Sonne lachte uns so an, der Morgenwind strich uns so kühl durch die Kleider — und was sind $2^1/_2$ Meilen für nordische und zumal hessische Beine! Wir ließen uns bis Porta S. Giovanni fahren, und nachdem man uns die tröstliche Versicherung gegeben hatte, daß uns die Briganten zu Wagen ebensogut ausrauben würden, wie zu Fuß, und daß wir also, wenn es uns Vergnügen mache, getrost hingehn könnten (man weiß ja daß die Leute gern Angst machen), sezten wir an. Wir können uns rühmen, die Campagna von Rom bis zu dem Latinergebirge zu Fuß durchmessen zu haben. Diese Gegend war jetzt schon eine wahre Wüste. Die Wiesen waren schon vollkommen verdorrt; oft war eine halbe Stunde lang kein Mensch zu sehen, kein Baum; nur hin und wieder eine Ruine. Wir kamen um 11 in Frascati an; nachdem wir uns mit dem köstlichen Wein von Frascati ge-

stärkt, mietheten wir zwei Esel, denn mein Kamerad hatte sich lahm gelaufen. — Diese Villen, welche den ganzen Abhang des Gebirges weit hin bedecken, sind große wasserreiche Parks mit herrlichen, oft vielhundertjährigen Bäumen, mit sehr großen meist verödeten Häusern, die mehr das Ansehen von Klöstern als von Lustschlössern haben. Die Wege von einer zur andern sind oft sehr malerisch; am meisten erinnern sie mich an gewisse Partien im Park des Heidelberger Schlosses. Der größte dieser Paläste ist Mondragone; er ist aber zu $^2/_3$ fast Ruine. Wir gingen durch die öden Hallen, mit eingestürzten Gewölben, Risse von Faustdicke in den Wänden; hie und da gaben die den römischen Kaiserpalästen nachgebildeten Grotesken der Decke einen Begriff von der alten Pracht. Ein drittel ist von dem jetzigen Besitzer, dem Fürsten Borghese (der beiläufig auf 80 Millionen taxirt wird) den Jesuiten zu einer Knabenpension überlassen. Ein junger Ordensgeistlicher von etwas melancholischem Wesen aus Cote d'Or, zeigte uns diese Räume; und man muß gestehen, daß die sonst ganz richtige Ansicht, welche mit Schulzimmern die Vorstellung kahlster Langeweile verbindet, hier keine Bestätigung fand. 6—8 Knaben haben ein gemeinsames Wohn- und Arbeitszimmer; jeder ist im Besitz eines Pultes, nebst einer kleinen elegant gebundenen Bibliothek (hier herrscht noch der Pergamentband), oben darüber eine schöne große photographirte Städteansicht, und an der Stelle, wo andere Menschenkinder ihre Braut oder Frau aufzustellen pflegen, ein Bildniß des Pabstes oder der Madonna. Jedes solches Arbeitstischchen war wie ein kleines Kunstwerk gruppirt. — In den Grotten, Cascaden findet sich manches, was an Wilhelmshöhe erinnert; letzteres ist eine Nachahmung dieser römischen Villen auf sehr vergrößertem Fuß; nur eins hat man nicht nachahmen können: das Wasser fließt unaufhörlich und es ist der reichste Quell aus dem Schoß des Berges statt des stinkenden Sumpfes dort. Anfangs kann man sich nicht daran gewöhnen, daß

es unaufhörlich strahlt und sprudelt; man ist gewohnt, solche Erscheinung nur für ein paar Sonntagsnachmittagsstunden in Scene gesetzt zu sehen; deshalb kommt es unser einem hier beständig festtäglich vor. — Ueber allen diesen Villen liegt das Kloster der Camaldolenser. Die Bewohner sind Eremiten, deren jeder eine besondere Zelle hat mit Gärtchen, Holzstall, Capelle und Schlafzimmer. Etwa hundert Schritte vom Thor warnt eine Marmortafel Frauen diesen Punkt nicht zu überschreiten bei Strafe der Excomunication. Hier hatte sich der Cardinal Passionei, der Gönner Winkelmanns, eine Einsiedelei gebaut, mit Zellen für die Freunde, die er mit in die Villegiatur nahm. Hier waren in jedem Sommer die gescheitesten Leute von Rom und aus der Fremde zusammen. Jetzt ist von alle dem keine Spur übrig geblieben. — Die Aussicht von dem Garten liefert wieder den Beweis für den Sinn für Naturschönheit bei diesen Schülern des heiligen Benedictus. Es ist, als hätten sie sich Punkte aufsuchen wollen, deren Reize fähig wären, sie für alles zu entschädigen, dem sie entsagten. Man hat unter sich zu beiden Seiten des Vorgebirges artig heraustretend Mondragone und rechts den Kegel von Monte Porzia, wo die Villa des Cato lag. Links wieder in weiter Ferne das Meer, rechts das Sabinergebirge in malerischer Dreiviertelsansicht, mit allen sanften Anschwellungen vom Fuß bis zu den steilen zackigen Gipfeln in schönster klarer Profilirung. Zwischen beiden die Wüste der Campagna und grade gegenüber Rom. Man kann sich hier deutlich vorstellen, wie ein solcher Aufenthalt die Weltentsagung erleichterte. Hier, wo der Blick frei schwebt über Ebene, Meer und die weltbeherrschende Stadt selbst, die hier im Sommer von einer schwülen Dunsthülle umgeben erscheint, hier kann man mit dem Herabsteigen nur ein Gefühl der Beklemmung verbinden, wie beim Steigen in einen Schacht. So zieht der Adler seine kahlen Felspartien den grünenden Niederungen vor; so verzichtet der Herrschsüchtige auf die Genüsse des Lebens, um das Gefühl zu haben,

daß Millionen von seinem Willen abhängen. Die freiwillige Entsagung ist mit einem ähnlichen stolzen Gefühl verbunden: man hätte alles in seiner Hand, man brauchte blos die Hand zu öffnen, aber man hält die Hand zurück. — Alles dies ist gewiß den gegenwärtig dort oben hausenden Camaldulensern nie im Traum eingefallen. Wir sahen mehrere uralte in der Kirche und sonst kauern und ihren Rosenkranz abbeten. Sie waren wie Mumien; der Lebensstrom fließt hier oben so viel langsamer; in Jahren macht man soviel Schritte, wie unten in der Welt in Minuten. Uebrigens setzte uns der Laienbruder, unser Führer, im Refectorio einen Wein vor, dessen Kraft wir beim Hinunterritt an uns erprobten.

Die Briganten treiben wirklich in der Nachbarschaft ihr Wesen. Der französische Erzbischof Dupanloup, der uns auf dem Rückweg zu Esel begegnete, hatte Soldaten zu Begleitern. Das neueste ist ein päbstliches Edict, welches die scharfen Maßregeln, die bisher in den zwei Brigantendistricten Frosinonse und Velletri bestanden, auf den ganzen Kirchenstaat ausdehnt. Neulich hätten sie um ein Haar den Principe Torlonia in seiner Villa vor Porta Pia aufgegriffen; so wird wenigstens erzählt. Das Edict beginnt: Questo stesso brigantaggio .... Glaubt jedoch nicht, daß wir uns muthwillig in Gefahr begeben hätten. Sie greifen keine unbekannten Wanderer an, sondern nur solche, von deren Vermögen oder Reisegut sie unterrichtet sind.

Damit ich nicht ganz ohne etwas Schönes komme, so lege ich eine kleine Photographie der Beatrice Cenci bei, die nach dem Original des Guido Reni in der Galleria Barberini gemacht ist. Was Hawthorne von dem Eindruck dieses Kopfes sagt, ist buchstäblich richtig. Guido Reni machte seine Skizze bekanntlich im Gefängniß, als sie zum Tode verurtheilt wurde. Es kann als Symbol einer Gabe zum 2. Juni gelten.

Was meine Gesundheit betrifft, so kannst Du, liebes Mütterchen, ganz ohne Sorgen sein. Wenn man die gehörigen Vorsichts-

maßregeln beobachtet, so läuft man hier nicht mehr Gefahr, als überall. Die Fieberluft beginnt erst im August und dauert bis Mitte September; um die Zeit hoffe ich nach Neapel zu können. Nachts ist es immer kühl, und man kann diese Kühle den ganzen Tag im Wohnzimmer erhalten. Die engen Straßen mit den hohen steinernen Häusern lassen die Sonnenstrahlen nicht durch. Nur über die großen Plätze muß man sich hüten im Sonnenschein zu gehen. Steht man am Ausgang einer Straße und muß sich entschließen, einen solchen Platz zu überschreiten, so ist es ein Gefühl ähnlich dem, was man etwa bei uns Ende September hat, wenn man in ein Flußbad steigen will. Wäsche wird am Anfang jeder Woche ausgegeben und am Ende eingeliefert; die Waschanstalt ist in meinem Hause nebenan.

Verführerisch ist der Aufenthalt in Rom für Büchersammler. In dieser Zeit folgt eine Auction auf die andere, und zum Theil gehen die Sachen spottbillig fort. —

Lampe soll, wie mir Ebert schrieb, davon gesprochen haben, mir in Anbetracht des guten Abgangs der Auflage[1]) eine Zulage zu dem schäbigen Honorar von 125 Thaler zu geben. Vielleicht bedeutet seine jetzige Klage, daß er diese Absicht aufgegeben hat. In seiner Sehnsucht nach Italien ist viel Phrase. Wer nicht hier so lange verweilt, daß er gewissermaßen heimisch wird, oder wer nicht mit gewissen Interessen ausgerüstet kommt und bestimmte Zwecke verfolgt, — oder wer nicht ein Dichter und Künstler ist, für den ist eine solche Reise nur eine Reihe von kleinen Leiden.

Nochmals vielen Dank für Eure Briefe alle drei. Wollte ich auf alles einzelne eingehen, so bliebe kein Platz für meine Erzählungen von hier übrig.

---

[1]) Es handelt sich um den ersten Teil des Winkelmann. K.

An die Schwester

Rom, d. 18. Juni 1867

DA es im Rath der Götter beschlossen zu sein scheint, daß unsere Briefe sich kreutzen, so setze ich voraus, daß jetzt ein Brief von Dir unterwegs ist, der mir eine Schilderung giebt von dem Ausflug, den Ihr an dem lieblichen Pfingstfeste nach Eisenach oder Friedrichsroda oder Wilhelmshöhe, oder wenigstens nach Bürgeln und Amöneburg gemacht habt. Vielleicht aber habt Ihr es vorgezogen, beim warmen Ofen zu Hause zu bleiben; denn wir haben hier unglaubliche Dinge gehört von Schneefällen, die am Ende Mai über die deutschen Lande hergezogen sind. Der Gedanke, wie man dort friert, und noch mehr wie ich selbst eine Reihe von Wintern hindurch gefroren habe, trägt mächtig dazu bei, die hiesige Glut erträglich zu finden. Wir haben seit Anfang April fast ununterbrochen Sonnenschein; man muß sich ein eigenes System bilden, um den Licht- und Wärmestrahlen auszuweichen. Die blaue Brille macht ihren Träger so wenig zu einem Gegenstand des Entsetzens, daß sie eher für eine Eleganz gilt; jede zweite Person zum mindesten hat eine blaue, grüne oder graue, denn das Spiegellicht, zumal von dem hellgelben Pflaster und den Häusern, ist wahrhaft mörderisch. Für jeden Weg studirt man sich ein labyrinthisches Gewirre von lichtlosen Gassen aus. Du würdest mich nicht wiedererkennen, wenn Du mich mit meinem großen italienischen Sonnenschirm sähest, der außen weiß und innen blau ist. —

Seit einigen Wochen ist hier ein Zusammenlauf von fremden Geistlichen und Prälaten, wie man ihn wohl in hundert Jahren und vielleicht nie wieder sehen wird. Die weitläufigen Räume der Klöster, die Paläste der römischen Principi sind zur Aufnahme hergerichtet; viele Familien beschränken sich auf den engsten Raum. Alle Welttheile, alle Nationen fast haben ihr Contingent gesandt:

denn die Octaven S. Peter und Paul sollen mit einer Pracht begangen werden, daß alle von der Herrlichkeit des Stuhls S. Petri voll nach Hause zurückkehren, gestärkt im Glauben an den Stellvertreter Christi, und diesen Glauben bei ihren Heerden neu kräftigen. So denkt man. Wenn die Sonne nicht so verzweifelt viel Licht zu vergeben hätte, so würde gewiß durch das viele Schwarz der Tag verdunkelt werden. In den Trattorien, beim Essen, befindet man sich zuweilen selbdritt in einem Zimmer mit 30 dieser ehrwürdigen Väter. Die Nationen sind an kleinen Unterschieden in der Tracht kenntlich. Sonderbare Figuren, sehr characteristische Köpfe sind die Spanier; ihre Bischöfe haben ein sehr malerisches Costüm, ein helles sehr leuchtendes Violett, und gerollte grün gefütterte Hüte. Die Franzosen dagegen nehmen sich gegenüber den feinen Italienern gewöhnlich etwas ordinär und wüst aus; man merkt, daß bei ihnen die Geistlichkeit sich nur aus den niedersten Clässen rekrutirt. Auch Orientalen sind die Menge da; und täglich werden neue Ladungen abgesetzt. — Es soll nämlich, wie Du gelesen haben wirst, Ende dieses Monats die 1800jährige Wiederkehr des Todestages der Apostel Petrus und Paulus gefeiert werden, die nach Annahme der Kirche gleichzeitig zur Zeit der Neronischen Christenverfolgung im Jahre 67 hier den Märtyrertod erlitten. Bei diesem Fest sollen 5 Heiligsprechungen stattfinden. Seit Ostern arbeitet man an der Decoration der Hauptkirchen, S. Peter, S. Paul vor den Mauern und S. Johann im Lateran. Diese drei Kirchen liegen an den Enden des alten Rom; S. Paul liegt mitten in der Einöde, da dieser ganze Theil seit der Zerstörung durch die Normannen nie wieder aufgebaut und bewohnt worden ist. Wenn man diese drei Kirchen von einem Aussichtspunkt aus überschaut, so kann man sich einen Begriff machen von dem Umfang des christlichen Rom der ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Höchst eigenthümlich ist überhaupt der Anblick dieser zahlreichen uralten Kirchen in dem verlassenen Theil der Stadt, (der größer

ist als der bewohnte.) Sie stehen da, wohl erhalten, obwohl meist durch moderne Zusätze entstellt, während von den Straßen und Häusern, wo einst ihre Gemeinden wohnten, keine Spur übrig geblieben ist. An ihrer Stelle sind weite öde Gärten entstanden, von der staubigen Straße durch riesige undurchdringliche Dornhecken geschieden.

In den Pfingsttagen bin ich nun doch noch an die Seeküste gekommen. Wie eigen, daß ich so viel nach Ost und West herumgereist und endlich über die Alpen gekommen bin, um an der Küste Latiums zum ersten Mal das Meer zu sehen! — Die Hitze hatte vor Pfingsten dergestalt zugenommen, und die Qualen des Uebersichergehenlassens der päbstlichen Ceremonien waren mir von Ostern her noch so lebhaft im Gedächtniß, daß ich mich am Vorabend des Festes zur Flucht entschloß. Fünf Tage habe ich in dem kleinen Hafenstädtchen Porto d'Anzio (siehe Coriolan) eine entzückende Villegiatur genossen. Ich hatte nur einen Begleiter. Mein Zimmer ging auf den Hafen, der übrigens nur für kleine Fischerbote geeignet ist. In diesen fünf Tagen bestand unsere Beschäftigung in fast nichts anderem, als das ewig wechselnde Schauspiel des Meeres zu betrachten und uns in seine kühlenden Fluten zu versenken. Einmal haben wir auch in einem Schifferbot eine Fahrt von 1 1/2 Stunden nach dem benachbarten Astura gemacht. Dies war am 2. Pfingsttag, morgens 9 Uhr. Es war unbeschreiblich schön, sich auf der sanftbewegten, von tausend Sonnenflecken strahlenden Smaragdfläche sanft schaukelnd zu bewegen. Nur machte mich ein leises Gefühl von Schwindel und Unbehagen am Ende der Fahrt darauf aufmerksam, daß eine Fortsetzung von mehreren Stunden mir wahrscheinlich das mal di mare, zu deutsch Seekrankheit, beschert hätte. Dann heißt es: „der blaue Himmel, die grüne See, thun lastend meinen Augen weh." Die Matrosen waren zwei greise Neapolitaner, wie fast alle Fischer dieser Küste. Ihre Heimath lag zu den Füßen des Vesuv. Unser padrone, d. h.

der Inhaber des Cafés, bei dem wir die zwei Zimmer gefunden, hatte sich ausgebeten, mitfahren zu dürfen. Wir waren bei ihm wie in Familie, er und seine Frau zeigten eine große Theilnahme an unserem Wohlbefinden und Unterhaltung, die von der gewöhnlichen kalten und summarischen Behandlung der Fremden in Wirthshäusern sehr vortheilhaft abstach, die ich aber in den kleinen italienischen Städtchen auch sonst gefunden habe. Ohne ihren Vortheil aus dem Auge zu verlieren sind die Italiener meist gutmüthig und warm. Die Einrichtung der kleinen Cafés, trattorien, Kramläden auf dem Hafendamm, (das ist eigentlich die ganze Stadt), war ziemlich wie in unseren kleinen Landstädtchen, auch die Leute nahmen sich ungefähr so aus, nur daß sie sich klüger und feiner geberden.

Der oben genannte Hafendamm ist auf den Resten einer römischen Hafenanlage gebaut, die von Nero herrührt, der hier am Strande eine prachtvolle Villa hatte. Hier standen der vaticanische Apoll, der Borghesische Fechter; sie sind hier ausgegraben worden. Die Ruinen zeigen zwar bloß Backsteinconstructionen; aber das Meer wirft noch beständig Stücke von der kostbaren Marmorbekleidung, zu Kieseln abgeschliffen, Mosaikstücke aus, die man sich am Strande zusammenlesen kann. Wenn das Meer etwas unruhig ist, stürmt die Brandung mit großem Ungestüm an diese Ruinen heran, bricht sich an den herabgestürzten Mauern und Gewölbstücken und in den Grotten. Zwei durch den Fels des Vorgebirgs gehauene Gänge, wo in der Kaiserzeit Gelage gehalten wurden, hallen beständig von diesem donnerähnlichen Getöse wieder. Steht man oben auf der Spitze des fast senkrecht herabfallenden Vorgebirgs, so gleichen die langen schäumenden Wellen großen Reiterscharen, die gegen das Gestade Sturm laufen, in ohnmächtiger Wuth, wie der Erfolg zeigt, obwohl mit unerschöpflicher Kraft. In einem weiten Halbkreis ragen noch die Trümmer des östlichen und westlichen Molo, der den Neronischen Hafen schützte,

aus der Flut hervor, beständig von den Wellen überflutet. Nichts ist melancholischer, als die Vorstellung zu verfolgen, wie diese Mauern, an welchen einst Gesang, Saitenspiel und das Gebraus des üppigsten Lebensgenusses wiederhallte, jetzt der tiefsten Meereseinsamkeit verfallen sind, wie sie nur das einförmig rhythmische Geräusch der Wellen hören und jeden Augenblick von der schäumenden Brandung gleichsam mit Hohn übergossen werden. — Diese Trümmer der römischen Wasserhäuser ziehen sich eine Stunde lang an der Küste hin. Denn die Römer liebten die Kühle des Meeres so leidenschaftlich, daß sie ihre Paläste tief in das Meer hinein bauten. Steht man etwas hoch, so sieht man ein Fuß etwa unter dem Wasser die Grundmauern dieser Bäder und Lusthäuser so deutlich, wie in einem architectonischen Grundriß. Wo sie über die Wasserfläche hervorragen, nehmen sie sich aus, wie das modernde Wrack längst gescheiterter Schiffe. Blickt man nun wieder von diesem Bild des Verfalls auf das hohe Meer, welch ein Contrast des Todes und des Lebens. Denn das Meer in seiner ewigen Bewegung und seinem ewigen Jugendglanz erscheint wie ein ewig lebendes Wesen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei dem ersten Besuch ist der ewige Wechsel seines malerischen Anblicks. Bald steht es da, so dunkel und starr, wie eine Mauer aus Stahl; bald flattert es so hell und ätherisch, wie ein Morgenhimmel. Einmal, als es etwas unruhig war und der Mond tief stand, erschien es unheimlich; es war, als trieben tausend Wasserdämonen ihr Spiel; ein andermal beschrieb der Reflex des Mondlichts eine lange lichte Straße durch die weite dunkle Fläche, die nach fernen seligen Inseln zu führen und von seligen Geistern beschritten zu werden schien.

Ist man nun den Anblick der weiten Fläche und das Grollen der fortwährend ans Land heranstürmenden Brandung einmal satt, so braucht man nur ein paar Schritte zu gehen, die Hügel hinauf, und man findet sich in den Parks der Villen römischer Großen, wo man nur das Rauschen der Blätter und den Gesang der Nachti-

gallen hört. Diese Küste war besonders im vorigen Jahrhundert ein beliebter Sommeraufenthalt der römischen Fürsten. Zu der Villa Borghese steigt man vom Ufer her zwischen den Felsen hinauf auf einem Zickzackwege, dessen Seiten mit Akanthus und riesigen Agaven bepflanzt sind. Ihre Blüthenstengel sind mehr Bäume, von 20 bis 25 Fuß Höhe. Von der Balustrade des Vorhofs des Palastes dieser Villa sieht man herab in eine Pflanzung von Citronen, wo mir zum ersten mal das Bild des Goethischen Verses leibhaftig entgegentrat. Der Park ist von dichten oben zugewachsenen Alleen von Oelbäumen durchschnitten; auch die heimatliche Eiche fehlt nicht in tüchtigen Exemplaren. Am Abhang der Ufer wächst am meisten die Myrthe. In dieser Villa bewegt man sich so frei, wie im wilden Wald; ich habe mich einen halben morgen darin herumgetrieben, ohne einer Menschenseele zu begegnen. — Eine andere Villa, die früher den Albanis gehörte, ist von Pio nono gekauft worden. Sie ist damals Jahre lang für 5000 scudi zu haben gewesen, während sie wohl 100000 werth ist. Während wir das Innere sahen, wurden grade sämmtliche Betten herausgeschafft, um nach Rom gebracht zu werden, für die fremden Bischöfe. —

Die wüsten Trümmer der römischen Wasserbauten, die zum Theil an die grauenvollste Geschichte dieser Länder erinnern (Caligula und Nero wurden in Anzio geboren, der letztere trat auf dem dortigen Theater als Sänger auf, und befand sich hier während des Brandes von Rom), diese Trümmer, sage ich, vermögen nichts von elegischen Empfindungen zu wecken; aber auch die mittelalterliche Romantik fehlt nicht. Zwei Meilen nach Süden zu taucht ein Schloß aus dem Wasser hervor, das von hier aus gesehen mitten im Meer zu stehen scheint, und in der That nur durch eine schmale steinerne Brücke mit dem flachen Ufer zusammenhängt. Es ist Astura, das Schloß, wo der verrätherische Frangipani, dem einst diese ganze Küste gehörte, den Konradin von Schwaben nach der verlorenen Schlacht bei Tagliacozzo (1268) gefangen hielt, um

ihn dann seinem Todfeind Carl von Anjou auszuliefern. — Hier, denkt man sich, angesichts des Meeres und seiner gloriosen Freiheit, muß man den Schmerz der Gefangenschaft doppelt mehr als anderswo empfinden. Einige Meilen südlich erhebt sich steil und wie eine Insel das Vorgebirge der Circe. Hinter diesem liegt Neapel, Konradins Erbland. — Das ganze Schloß, in dem früher eine Poststation und noch im vorigen Jahr eine Wache lag, ist jetzt verlassen und wird von den neapolitanischen Schiffern benutzt, die hier landen. Am Ufer im Boot nahmen wir das in Porto eingepackte Mittagsmahl ein, das wir mit den Seeleuten theilten. Wir hielten dann in einer der sandigen Grotten am Ufer eine Siesta und gingen, da wir bei der Rückfahrt den Wind gegen uns gehabt hätten, und da mein Reisegefährte dem mal di mare erlegen war, am Strande zu Fuß zurück. Der Sand ist so fein und fest, daß die Tritte kaum eine Spur darin zurücklassen, obwohl er jeden Augenblick von einer langen flachen Welle überschäumt wird, deren Wasser aber augenblicklich aufgesogen wird. Jede Minute 6 bis 8mal warf das Meer eine Menge kleiner glänzender Muscheln aus; manchmal auch bunte Mosaiksteinchen, oder Seesterne, Taschenkrebse und todte Heuschrecken, deren grade am Tage vorher Millionen von der Campagna herüber und ins Meer geweht worden waren. Dieser ganze Weg am Strande her geht entlang den pontinischen Sümpfen; und im August und September muß jeder Fremde diese herrliche Küste fliehen, wenn er nicht ein viele Monate dauerndes bösartiges und entkräftendes Fieber oder den Tod davontragen will. Jetzt aber ist die Luft noch paradiesisch. Als wir uns der Küste näherten von Rom aus, war es als ob wir aus einer Schmiede oder aus einem Krankenzimmer in Gottes freie Luft träten. Zu den Zeiten der Römer war die Küste das ganze Jahr durch gesund. Aber das Aushauen der Wälder, der Verfall des Ackerbaus und die Menschenleere hat seitdem die Zeit der Herrschaft der malaria von Jahr zu Jahr erweitert.

Von Anzio machten wir täglich einen Gang nach dem 20 Minuten fernen Nettuno, einem mittelalterlichen Städtchen von 1000 Einwohnern mit Mauern, Thürmen und Zinnen. Als in Folge der Angriffe der Seeräuber auf diese Küste im 9. und 10. Jahrhundert Antium verlassen wurde, ließen sich neapolitanische Fischer im Bezirk eines alten Neptunstempels nieder und verschanzten sich auf engem Raum zusammengedrängt, zwischen diesen Mauern, die auf der einen Seite steil ins Meer hinab fallen, auf der andern durch einen tiefen Graben geschützt sind. Das ganze Nestchen hat ungefähr die Form eines Schiffs. Die Straßen sind oft so schmal, daß man mit ausgestreckten Armen die Häuserwände zu beiden Seiten berührt. In vielen erklimmt man die Hausthür auf einer Treppe, die so steil und schmal ist, daß sie grade für eine Katze bequem genug scheint. Weltberühmt ist das Kostüm der Frauen von Nettuno, das in diesem Theil Italiens ganz allein steht. Aber obwohl wir an den drei Festtagen da waren, und am ersten das ganze Städtchen aus der Vesper kommen sahen, so gelang es uns doch nicht, ein vollständiges Exemplar zu erspähen. Ich schreibe daher Dir zu Gefallen die Schilderung des glücklicheren Gregorovius ab: „Ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopf in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit hervorragt. Ein langes dunkelrothes Kleid von Seide oder Sammt, unten breit mit Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; Darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Stoff, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug . . . Es scheint, als zwänge diese feierliche und fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edlen Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön, als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, raben-

schwarzen Haren und funkelnden Augen.“ Soweit Gregorovius. —

Ambrosi hat mich im Stich gelassen und ist nach Florenz gereist. Ich hatte erst 5 Abende gehabt. Nun schreibe ich, um nicht aus der Uebung zu kommen, meine Bemerkungen statt deutsch italienisch auf, was sehr langsam geht. Wenn Du nun das Italienische fortgesetzt hättest, so würde ich Dir dergleichen Briefe schreiben; ich wäre dann auch sicher, daß sie nicht in unberufene Hände kämen. — Schreibt mir doch immer gelegentlich den Empfang jedes Briefes. Mein letzter war vom 26. Mai.

Das Buch von Bulver, von dem Du schreibst[1]) scheint auch mir das vollkommenste, was er gemacht hat. Es ist überaus kunstvoll angelegt, voll mannichfaltiger gut durchgeführter Characterbilder und voll schöner aus langjähriger Betrachtung des Lebens geschöpfter Wahrheiten. Unvernünftig ist die Anhänglichkeit der Crane an das Scheusal Jasper allerdings; aber man überträgt anfangs, aus Liebesbedürfniß, ein Ideal auf eine Person, und giebt sich dem Strom der Empfindung blindlings hin; und später, wenn die Binde von den Augen fällt, kann man nicht loskommen, weniger von der Person, als von dem Bild der Vergangenheit, zu dem sich die Seele aus der Leere der Gegenwart so gern flüchtet; und das immer wieder mit der entgötterten Wirklichkeit sich verbindet. Der Schlüssel zu dem Character liegt in den Worten: What is repentance without atonement? I say not that I repent; but I know that I seek to atone. Deinen Bemerkungen über Freundschaft stimme ich ganz bei. Wahres Gefühl ist nie wortreich, und wenn es gar seine Existenz in geschraubten Worten Freunden aufzudringen sucht, so ist es gewiß falsch.

Ich habe nicht vergessen, daß es heute vor einem Jahr war, wo die Preußen in Hessen und Marburg einrückten. Um 2 Uhr Nach-

---

[1]) Gemeint ist der Roman von Bulver: What will he do with it? K.

mittags sah man die Linien der Bajonette an der Nehebrücke. Was treibt der alte Kurfürst jetzt? — Die rührende Notiz von den verunglückten geistlichen Gesängen erinnert mich an den Gesang der Nonnen in S. Trinitá de Monti, die himmlisch sind. Heute morgen um acht Uhr habe ich sie gehört, während ein alter Cardinal Messe las. Ich muß abbrechen. Grüße an alle.

An den Bruder

Rom, d. 23. Juni 1867

DIE Veranlassung, daß ich sobald wieder schreibe, ist, wie Du Dir denken wirst, die Erinnerung wegen der Einsendung der Wintervorlesungen. Ich hatte daran gedacht, aber nicht im Augenblick der Absendung des letzten Briefes am vorigen Sonntag. Da ich nicht weiß, was ich im vorigen Catalog angezeigt und mich nicht wiederholen mag, so wollte ich Dich bitten, Dir selbst die kleine Mühe zu machen, und zwei beliebige Vorlesungen auszuwählen, eine private und eine unentgeldliche, etwa: pri. Kunstgeschichte und gr. Einleitung in die platonischen Schriften. Oder auch: pri. Archäologie der Kunst. Ich weiß nicht, ob Eigenhändigkeit de rigueur ist. In diesem Fall kannst Du meine Hand etwas nachmachen; der Decan wird aber so kein Pedant sein.

So angenehm es dem menschlichen Egoismus sein kann, sich als Gegenstand der Sorge zu wissen, so wünsche ich doch nicht, daß Ihr Euch ernstliche und ängstliche Sorgen um mich macht. Erinnert Euch, daß ich in Bezug auf Gesundheitsfragen so oft wegen übertriebener Selbstbeobachtung und Maßregelung der glückliche Anlaß für andere wurde, scherzhaft zu sein. Den nachtheiligen Einflüssen des Climas ist man im ersten Jahre am wenigsten ausgesetzt, erst in 2 und 3 wird der Fremde empfindlich gegen die

Wirkung des Scirocco, Malaria und dergl. schöne Gottesgaben. Im späteren August und im September, wo die Malaria sich mit ihrem Pesthauch über dem Palatin und den verödeten Stadttheilen lagert und auch bis zum Capitol hinaufdringen soll, werde ich, wie ich schon schrieb, von Rom entfliehen. Was die Cholera betrifft, so sind vor mehreren Wochen einige Krankheitsfälle vorgekommen, die für Cholera ausgegeben wurden, aber in einem ganz anderen Stadttheil. Die dem päbstlichen Regiment feindliche italienische Presse hat diese Nachricht eifrig ergriffen, um das Fest (am Ende des Monats) zu stören. Von der Regierung sind alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden, um die Ursachen einer Epidemie zu entfernen. So wird der Verkauf unreifen oder überreifen Obstes streng bestraft; die Einführung verschiedener anderer Vegetabilien ist ganz untersagt. — Wir hatten in den letzten Wochen kühle Tage; die großen nach Süden geschwommenen grönländischen Eisberge, die in London Schneegestöber brachten, haben einen kalten Luftzug bis hierher gebracht.

Damit ich Euch auf einen so weiten Weg kein ganz leeres Couvert schicke, so lege ich, da ich wohl Stoff aber keine Zeit habe, einen ordentlichen Brief zu schreiben, eine Photographie des Violaspielers von Raphael im Palast Sciarra bei, die Rikchen in ihr Album legen kann. Der alte Major Kühlen hat mich darauf gebracht, die Photographie in dieser Weise abzuschälen und Briefen beizulegen.

Am letzten Donnerstag habe ich die Fronleichnamsprocession mit angesehen. Sie geht von der sistinischen Capelle aus, unter den Colonnaden des S. Peterplatzes her um den durch große Teppiche vor den Sonnenstrahlen geschützten Platz Rusticucci, und dann wieder durch die Colonnaden nach S. Peter zurück. Zuerst die Orden mit ihren Fahnen, dann die Domherren der Collegiat- und Patriarchalkirchen; hierauf kamen an 300 fremde Bischöfe, alle mit Kerzen, zuletzt die Cardinäle und der Pabst,

der die Monstranz in der Hand hält, von den Schweizern auf den Schultern getragen, scheinbar knieend, in der That sitzend, dann das Militär.

Höchst interessant waren die Physionomien der verschiedenen Orden und Nationalitäten. Man sah hier, wie jeder Orden seinen bestimmten Typus hat. Am stattlichsten erscheinen die orientalischen Bischöfe. Sie sind die einzigen, zu deren Figuren und Köpfen die kirchlichen Prachtgewänder vollkommen passen. Die Cardinäle sind zum Theil verschrumpfte steinalte Männchen, oder feiste gichtbrüchige Herren, deren Figur sich unter allem Pomp verräth. Die Orientalen mit ihren langen Bärten, feinen ernsten unbeweglichen Zügen und grandezza sind wahre Patriarchen, *ποιμενες λαων*. Einer ließ sich seinen Teppich auf den Pincio bringen, um sich daselbst zu lagern und angesichts der unter ihm sich ausbreitenden ewigen Stadt seine Pfeife zu rauchen. Der Cardinalvicar hat ihn auf die Unschicklichkeit aufmerksam gemacht.

Am Tag nach Fronleichnam war das Fest der Thronbesteigung des jetzt regierenden Pabstes, der nun 22 Jahre auf dem Stuhl S. Petri sitzt; das äußerste, was bis jetzt vorgekommen ist, sind 24 Jahre; 25 hat noch kein Pabst erreicht. Es besteht der Glaube, daß der Apostel Petrus 25 Jahre der römischen Kirche vorgestanden habe, und daß keinem seiner Nachfolger die gleiche Zahl beschieden sei. Früher wurde dem neugewählten Pabst bei der Krönung zugerufen: Du wirst nicht die Jahre des heil. Petrus haben.

Noch einmal, macht Euch um mich keine unnöthigen Sorgen, weder bei Zeitungsberichten noch bei Reden von Bekannten. Man kennt die Neigung der Menschen, die Dinge wichtig und gefährlich zu machen. So schrieb mir der gute Hartwig: „Du wirst Ostern nach Rom gehen. Dann nimm Dir nur einen vollen Geldbeutel mit.“ Aber die ganze Theurung bestand darin, daß der Preis der Droschkenfahrt von 15 auf 20 soldi erhöht wurde. Wachsmuth

machte mir Angst wegen Beraubung, und veranlaßte mich statt Gold einen Wechsel mitzunehmen. Und dadurch habe ich schon circa 5 Thaler verloren. Und ebenso ist es mir mit allen Dingen gegangen. Daß einem etwas Menschliches passirt, liegt freilich im Bereich der unbestimmten Möglichkeit; aber wo wir nichts zuthun können, müssen wir auf die Vorsehung vertrauen und uns keine grauen Haare wachsen lassen.

An die Mutter

Rom, d. 7. Juli 1867

ICH benutze die Ruhe einiger Sonntagmorgenstunden, um Dir, liebe Mutter, einige beruhigende Zeilen auf Deine in dem letzten Brief vom 17. Juni ausgesprochenen Besorgnisse zu schreiben. Es veranlaßt mich dazu auch das, was ich in den Zeitungen von dem hiesigen Gesundheitszustand lese, und was geeignet erscheinen könnte, solchen Besorgnissen immer neue Nahrung zu geben. Man hat nämlich in der Kammer zu Florenz den Antrag gestellt, gegen den Kirchenstaat eine Quarantäne zu errichten; das ist zwar nicht geschehen, aber man wird wenigstens beim Uebertritt über die Grenze einer Chlorräucherung unterworfen. Aber das ist mehr Chicane, als ernstliche Besorgnis. Wenn hier eine Epidemie wäre, so würde sie sich gewiß am ehesten bei der Schar von über 20000 Fremden bemerklich gemacht haben, da Reisende bekanntlich für ansteckende Krankheiten besonders empfänglich sind. Aber es sind mir keine Fälle der Art zu Ohren gekommen. In den Kreisen meiner Bekannten fällt kaum zweimal die Woche ein Wort von der Krankheit, denn es gehen Tage hin, ohne daß einem einfällt, daß dann und wann Fälle vorkommen. Die Temperatur, die bis in die Pfingstwoche auffallend früh einen hohen Grad erreicht

hatte, so daß man es eine beneidenswerthe Kühle nannte, wenn man den Tag über 20 Grad in seiner Stube erhalten konnte, hat sich nach dieser Zeit sehr abgekühlt, erst seit dem letzten Freitag fängt der Juli an sich etwas fühlbar zu machen. Noch am 4. Juli bin ich an einem sonnenhellen Tag zwischen 9 und 12 in meist schattenlosen Regionen herumgewandert, um eine Reihe entlegener Kirchen und namentlich die uralte Basilica S. Lorenzo vor den Mauern auf dem Weg nach Tivoli zu sehen, — ohne indeß durch die Hitze belästigt zu werden.

Das was uns hier in diesen Tagen am meisten beschäftigt, und gewiß auch Euch erschüttert haben wird, ist die Nachricht von dem wahrhaft tragischen Ende des Kaisers Maximilian. Am Donnerstag wurde sie zuerst von Italienern auf der Corsini'schen Bibliothek erzählt. Warum ließ er sich durch das Danaergeschenk Napoleons aus seinem schönen Miramare weglocken. Es ist das erste Beispiel der Hinrichtung eines Regenten in unserem Jahrhundert. Aber welches Unheil verfolgt das österreichische Kaiserhaus. Erst vor so kurzer Zeit der bejammernswerthe Tod der Erzherzogin Mathilde, — und das alles gerade im Jahr nach dem großen Staatsunglück des vorigen Jahres.

Heute haben die neuntägigen Festlichkeiten ihr Ende genommen, und die Fremden sind fast alle abgereist. Sie begannen Freitag d. 28. Juni Nachmittags mit der Vesper in S. Peter und mit der Beleuchtung der Peterskirche Abends. Diese Beleuchtung ist eine doppelte. Zuerst entzünden sich mit Sonnenuntergang tausende von Lampen, welche so gestellt sind, an Brettern befestigt, daß sie die Hauptlinien des Gebäudes beschreiben. Die Wirkung ist, besonders so lange noch das Zwielicht waltet, wahrhaft feenhaft. Mit zunehmender Dunkelheit treten die großen Steinmassen ganz zurück, der gewaltige Bau entkörpert sich gleichsam; er baut sich auf dem azurblauen Grund des Himmels auf wie ein Ganzes aus leuchtenden Perlschnüren. Besonders gut eignet sich zu dieser

Wirkung das ruhige sanfte und durch die Papiercylinder noch gedämpfte Oellicht. Wenn man versuchen darf, diese auch durch kein Gemälde im entferntesten wiederzugebende Wirkung durch ein phantastisches Bild zu umschreiben, so könnte man sagen, es sei, als wenn eine übernatürliche Hand, wie die, welche dem König Ahasver die feurigen Buchstaben an die Wand des Saals schrieb, einen Griffel in Sternenlicht getaucht und die Umrisse auf den dunkeln Himmel punktirt hätte. — Dieser Anblick währt etwa eine Stunde; dann tritt mit einem Schlage, aber auch in einer Secunde, eine völlige Verwandlung ein. Es entzünden sich gegen 600 Pechpfannen, hohe Feuerflammen steigen aus jeder empor, und der ganze Bau flammt auf von hundert unruhigen züngelnden Feuern, die ihn in Horizontallinien bis hinauf zur Laterne der Kuppel mit dem großen Kreuz umkränzen. Es ist ein furchtbarer überwältigender Anblick; es ist als bekäme der Riesenbau Leben; er scheint von einer zitternden zuckenden Bewegung ergriffen; man glaubt, die nächtliche Feuererscheinung schicke sich an, in die Luft auf Flammenflügeln emporzusteigen. Dies Schauspiel dauert bis tief in die Nacht hinein; man kann sich schwer davon losreißen trotz der grenzenlosen Müdigkeit. — Nur bei genauerem Forschen entdeckt man zuweilen in der Nähe einer Fackel einen der hunderte von Arbeitern, die auf den Flächen der Kirche vertheilt sind und das Wunder hervorbringen. Dies war der Vorabend des Centenario di San Pietro.

Die Hauptfeierlichkeit fand Sonnabend d. 29. Juni statt. Schon um 5 Uhr ward die Peterskirche geöffnet, die ganze Stadt war in Bewegung. An allen Kreuzungen, an den Brücken, welche zum Vatican führen, waren die prächtigen Dragoner zu Pferd postirt, die Ordnung zu erhalten. Die Lungara, eine 20 Minuten lange Straße, zeigte Stunden lang eine ununterbrochene Reihe von Wagen. Um 7 Uhr begann der Einzug des Pabstes von der sistinischen Capelle aus; über 500 fremde Bischöfe waren in dem Zuge. Alle

Fenster der Peterskirche waren verhangen. 24000 Wachskerzen erhellten die gewaltigen Hallen und verdüsterten sie zugleich durch ihren Qualm, so daß die Kuppel wie in Nebel verhüllt schien. Diese Kerzen waren großentheils in Kronleuchtern gruppirt, welche den Linien der großen Bogenöffnungen folgten. — Interessant war es, die Zurüstungen vorher zu sehen, z. B. wie die Arbeiter oben auf dem Gesims, das ohne Geländer ist, herumwirthschafteten und die Kronleuchter anknüpften. In der Mitte des Schiffs, wo man keine Leitern anstellen konnte, wurde eine solche von drei Männern gehalten und einer kletterte hinauf, stellte sich oben auf das schwankende Ding frei hin und fertigte gewandt und rasch seine Sache ab. — Die lange Feier dieses Morgens drehte sich um die Heiligsprechung von 25 Heiligen aus verschiedenen Nationen. In dem Chor hoch oben über dem päbstlichen Thron war eine Glorie angebracht, d. h. ein riesiges goldenes Dreieck, das goldene Sonnenstrahlen aussandte. In der Mitte dieses Triangels war eine runde Oeffnung; und in dem Augenblick, wo der Pabst die Sentenz ausspricht, erscheint das Bild des betreffenden Heiligen in der Glorie. Drei Chöre sind an drei Punkten aufgestellt; darunter einer mit Posaunen am Rand der Kuppel. — Diese Ceremonie hat für Protestanten natürlich nur die Bedeutung einer Curiosität, ja man kann nur mit Bedauern auch hier wieder erkennen (was man freilich längst weiß), wie wenig das päbstliche Wesen im Stande ist, irgend etwas von dem, was die Geschichte als Greuel gestempelt hat, zu verläugnen. So z. B. war einer der Heiliggesprochenen ein spanischer Inquisitor, D. Pedro d'Arbues, der die gewaltsam getauften Araber und Juden, weil sie heimlich ihrer alten Religion anhingen, grausam verfolgt, und in Folge davon von den desperaten Juden eines Tages in der Kirche umgebracht wurde. Ebenso wurde ein Haufe von Mönchen heilig gesprochen, die in den niederländischen Religionskriegen von Protestanten hingerichtet worden waren. In den Bogen des Schiffs und den zwei Seiten-

tribünen hingen colossale Gemälde in Form von Standarten, welche die angeblichen Wunder darstellten, die am Grab oder mit den Reliquien dieser Heiligen geschehen sein sollten (denn zur Canonisation gehört der Nachweis von drei Wundern). Tröstlich war es, daß Deutschland keinen Heiligen geschickt hatte. Von der Canonisation solcher angeblichen Märtyrer versprechen sie sich, oder suchen es sich oder wenigstens anderen glaublich zu machen, die endliche Besiegung derjenigen Feinde der Kirche, welche sie zum Tode gebracht haben. Unter diesen Feinden figuriren diesmal Juden, Protestanten, griechische Russen. Wahrscheinlich glaubt man, daß die Heiligen sich zur revanche für die erwiesene Ehre, durch nachdrückliche Fürsprache im Himmel dankbar bezeigen. Römische Maler hatten in schauderhaften Erfindungen gewetteifert, wie die protestantischen Holländer die Mönche in einer Enfilade aufknüpfen. Doch ich will mich bei dieser Schattenseite des Festes nicht länger aufhalten.

Am Mittag erholten wir uns von dem Ueberstandenen bei einem heiteren Diner, bei dem auch der wahrhaft liebenswürdige Director Bendemann von Düsseldorf zugegen war, den ich leider erst kurz vor seiner Abreise kennen gelernt habe. Nachmittags war unter anderen sonst geschlossenen Heiligthümern auch das altrömische Staatsgefängniß mit seinem unterirdischen Verließ allen Andächtigen geöffnet. Ueber und in demselben ist eine kleine Kirche, S. Pietro in carcere, gebaut, über deren Eingang man ein Marmorrelief, Paulus und Petrus hinter einem Kerkergitter, gewahrt, weil beide hier in Ketten gelegen haben sollen. Die Andächtigen tranken einen Becher aus der Quelle, die in der untersten Zelle entspringt, und die die Apostel durch ein Wunder hervorgerufen haben sollen.

Abends war das große Feuerwerk auf dem Monte Pincio, die girandola. Die girandola besteht in zahllosen Feuergarben, die wie beim Ausbruch eines Vulkans auffahren. Dann folgt ein phan-

tastisches Gebäude, oder vielmehr eine pyramidale Gruppe von Gebäuden, welche diesmal die fünf Welttheile darstellten (z. B. eine maurische Halle, ein altägyptischer Tempel, oben griechische Tempel), alles aus leichten Latten aufgethürmt, und in seinem raschen Sichentzünden und allmählichen Erlöschen von zaubrischer Wirkung. Man sieht das Feuerwerk von der Piazza del popolo aus. Am Schluß fährt eine Rakete von dem Berg nach dem in der Mitte des Platzes stehenden Obelisken, sofort entzündet sich dieser und sendet nach 12 Richtungen der Peripherie feurige Geschosse, die 12 bengalische Flammen auf Pfeilern im Umkreis des Platzes entzünden. Diese horizontal durch die Luft schießenden Raketen fahren an feinen unsichtbaren Dräthen hin, sie scheinen sich aber ganz frei zu bewegen, und dies ist sehr überraschend.

Sonntag der 30. war dem Apostel Paulus gewidmet. Die Paulskirche liegt eine gute Stunde vor dem Thor, in einer ganz menschenleeren, im hohen Sommer unbewohnbaren Gegend. Diese Kirche ist die größte Basilica Roms; sie war bis zum verhängnißvollen Brand 1823 auch die reichste an kostbaren Säulen aus alten Tempeln und Denkmalen des ehrwürdigen kirchlichen Alterthums. Vierzehn Jahrhunderte war sie unter allen Verheerungen der Gothen, Normannen u. s. w. unversehrt geblieben. Nach dem Brand ist sie ganz in den alten Verhältnissen (366′ Länge) mit ihren 5 Schiffen wieder aufgebaut worden. Von dem alten Bau ist nur die Apsis mit den Mosaiken erhalten geblieben. — Die Verschwendung kostbarer Steine in dieser Kirche ist unglaublich. Kein Quadratfuß an Boden, Wänden, der nicht mit geschliffenem Marmor bedeckt wäre. 80 Granitsäulen trennen die fünf Schiffe. Der Boden von spiegelglatt geschliffenen Marmorplatten, nirgends durch Bänke und dergl. bedeckt, gleicht einer großen Eisfläche. — Nachmittags gingen wir hinaus, in einem Gewoge hin und hereilender Wagen und Menschen, in eine dichte Staubwolke gehüllt,

die uns Haare und Rock mit dichtem weißen Puder bedeckte. Aber wie soll ich den Eindruck des Innern beschreiben! Die Fenster waren großentheils schon mit Glasgemälden versehen (die Kirche ist erst vor 13 Jahren eingeweiht worden), oder mit dünnen gelben Vorhängen verdeckt. Das Sonnenlicht eines hellen italienischen Sommertags drang nur wenig gedämpft hinein. Viele tausende von Wachskerzen brannten am hellen Tage. Die glänzenden vielfarbigen aber sämmtlich spiegelglatt geschliffenen Marmorplatten strahlten dieses gelbe Licht zurück, das sich in der von Dampf erfüllten Atmosphäre brach. Es war ein solcher Ueberschuß von gelbem Licht, daß es nicht anders war, als die ganze Kirche sei mit einer Atmosphäre von Goldstaub, oder in Luft aufgelöstem Gold erfüllt. — Stunden lang wurden unter Orgelbegleitung vielstimmige kirchliche Gesänge aufgeführt. Tausende aus allen Classen strömten fortwährend ein und aus. —

Am Montag (den 1. Juli) hatte der Fürst Borghese seine Villa vor der Porta del Popolo zu einem großartigen Volksfest hergegeben. In dem großen Amphitheater wurden Wettrennen und Wagenrennen mit den Alten nachgebildeten Zweigespannen, die Wagenlenker in griechischen Kostümen, gegeben; dann stieg ein Ballon. Auf der kleinen Insel des Sees war vor der Halle des Aesculaptempels eine Musikkapelle und ein Sängerchor aufgestellt; das Volk spazierte und gruppierte sich an den schattigen, mit köstlichen Baumgruppen gezierten Ufern, während, wer wollte, sich auf den Gondeln fahren lassen konnte. Aber der Gärtner der Villa Borghese am folgenden Tage möchte ich nicht sein. Obwohl bei den werthvollsten Beeten Soldaten standen, so wurde doch gar vieles zertreten, und aus den großen schwertförmigen Blättern der Ufergewächse waren grüne Teppiche gestampft worden.

Dienstag Abends war der Corso, die gradlienige 22 Minuten lange Hauptstraße des heutigen Rom, mit spirali di gas erleuchtet, d. h. statt der Laternen brannten Kegel, gebildet aus sich zu-

spitzenden Ringen, deren jeder ein Kranz von Flammen entströmte. An den zahlreichen Plätzen am Corso standen Musikchöre der Regimenter. Mittwoch Abend spielte das Fest unter meinem Fenster, auf dem großen Ruinenfeld des Forums und von da bis zum Colosseum. Die Säulen der Tempel, die Gewölbe der Constantinsbasilika, das Colosseum strahlten nach einander in rothem bengalischem Feuer. Unter meinem Fenster, am Fuß des Tabularium, und weiter vorwärts am Fuß des Palatin erhoben sich unter Donnergetöse grandiose Raketen, die sich hoch oben öffneten und in 20, 50 strahlende rothe, blaue, violette Sonnen zerplatzten, welche stets die ganze Scene in einem eigenen aschfahlen Licht erscheinen ließen. Der Glockenthurm von S. Francesca Romana strahlt aus den zahlreichen Oeffnungen seiner vielen Stockwerke ein blendend weißes rauchendes Feuer; er schien im Innern in Flammen zu stehen. Stand man an einem hohen Punkt, wo man die am Fuß der Ruinen brennenden Feuer sah, so glaubte man sich am letzten Akt eines großen Stadtbrandes, wie der Neronische war; als sei alles eben vom Feuer zerstört worden, das noch am Boden fortglömme. — Meine Fenster hatte ich meinen Bekannten zur Verfügung gestellt, auch die schon mehrgenannte principessa hatte sich eingefunden, meine armen Räume durch ihre Gegenwart verherrlichend.

Am Dienstag Abend wurde dieselbe Illumination wiederholt und außerdem der Capitolsplatz mit den drei Palästen illuminiert. Die Statuen des Capitolinischen Museums waren bei Kerzenlicht zu sehen. Von diesem Anblick hatte ich mir mehr versprochen; das Licht fiel zu gleichmäßig von allen Seiten; indeß gewinnen die Marmore doch bei künstlichem Licht stets ein gewisses Leben, und es war seltsam, wie die Reihen der Kaiserbüsten von ihren Brettern so grimmig herabschauten, der finstere Tiberius, der feiste Nero, der boshafte Caracalla; oder wie man noch auffallender als sonst in den Weiberbüsten, der Faustina, der Julia, Tochter des

Titus, der Sabina die noch heute in Rom lebendigen Physionomien wieder erkannte; oder wie der sterbende Fechter so unveränderlich und unbeweglich seinen grimmen Todesschmerz der vorbeiströmenden heiteren Menge zur Schau stellte.

Freitag war bestimmt zur feierlichen Einweihung des breiten Schlangenwegs auf den Monte Giannicolo nach der auf dessen Spitze liegenden Kirche S. Pietro in Montorio. Dieser Weg ist, wie das an dem Tag enthüllte Marmordenkmal besagt, in den letzten 50 Tagen hergestellt worden. Auf dem breiten Platz vor der Kirche war natürlich wieder Feuerwerk, und als dasselbe losbrannte, erschienen die hervorragendsten Punkte der unten in weitem Panorama sich ausbreitenden Stadt, — der Thurm des Capitol, ponte rotto, Cestiuspyramide, die Kaiserpaläste — in bengalischem Feuer.

Heute Sonntag schließt das Fest mit der Verlosung einer Anzahl von Aussteuern (doti), zur Hälfte für den Ehestand, zur Hälfte für das Kloster, im Palast des Senators.

Dies sind die Hauptpunkte einer Festreihe, der wohl keine Stadt der Erde etwas nur entfernt ähnliches zur Seite stellen könnte. Ich weiß, daß solche Beschreibungen langweilig sind, und ich bin vielleicht in dem Streben, einige der hier so schnell verfliegenden Eindrücke festzuhalten, etwas zu ausführlich gewesen. Solche transitorischen Kunstwerke sind die einzigen, in welchen die Italiener ihren alten Ruhm eines künstlerischen Volkes auch heute noch behaupten. Auch wird man eingestehen dürfen, daß die Kirche zu Zeiten eine sehr huldreiche Mutter sein kann, die es versteht, ihre Kinder zu amüsiren und ihnen zugleich zu imponiren. — —

Zum Schluß liebe Mutter möchte ich Dir nochmals ans Herz legen, doch ja in diesem Sommer mit Rikchen eine Reise auf einige Wochen ins Gebirge, in den Thüringer Wald etwa, zu machen. —

Daß meine Briefe, die ich wie Du Dir denken kannst, eilig und ohne Ueberlegung hinwarf, auch von anderen gelesen werden,

wurde zwar nicht von mir beabsichtigt, doch sehe ich auch keinen Grund ein, warum ich derartige Mittheilungen nicht ganz Deinem Gutdünken anheimstelle, oder wie der Italiener sagt, Dich zum padrone derselben machen sollte. — —

„Gesellschaften“ sind hier eine leicht aber auch gänzlich entbehrte Erholung. Statt dieser einst hinlänglich genossenen Vergnügungen begiebt man sich um 9 Uhr in die weiten Säle, Hallen und Gewölbe schmutziger römischer Weinschenken, wo Leute aus allem Volk zusammensind und sich ihr Abendbrod in saubere baumwollene Tüchlein gewickelt selbst mitbringen. Für Kunstunterhaltung ist gesorgt durch Orgelmänner, die sich vor den Fenstern aufstellen, Savoyardenjungen mit Affen, Taschenspieler, Harfenisten, curiose Bettler aller Art. Da schenkt man Vino di Velletri, Montefiascone, Orvieto, Genzano; Wein, den man die ganze Nacht durch trinken kann wie Limonade, und Wein, der einen zu Boden streckt wie eine Pistolenkugel, wenn man ein Glas zu viel trinkt. Und wenn man drei Stunden lang gezecht hat und fragt nach der Zeche, so hat man soviel zu bezahlen, wie daheim für ein Glas magenvergiftenden Säuerlings. Dies soll sehr gesund sein, um durch angenehme Irritation des Organismus der Ansammlung von Fieberstoff im Blut vorzubeugen. — Und nun lebt wohl, liebe Eltern und Geschwister, bleibt gesund und laßt bald recht viel Gutes hören.

N. S. Es fällt mir soeben noch ein, daß Ranke, als ich mich von ihm verabschiedete, bat, ich möge ihn meine Abreise nach Neapel wissen lassen, da er mir etwas in Monte Cassino nachzusehen und zu bestellen geben wolle. Sei deshalb so gut, lieber Ferdinand, und laß ihn wissen, daß ich vielleicht Ende dieses Monats dahin abgehen werde. Da ein Dienst des andern werth ist, so kannst Du dabei noch folgende Bitte an ihn richten, für den Fall nämlich, daß es ihm nicht lästig ist, an seinen großen stolzen und nun auch durch ein „von“ von ihm geschiedenen

Bruder zu schreiben, den genannten Leopold, der bei den Studien zu seiner Geschichte der Päbste den ausgedehntesten Gebrauch von röm. Hausarchiven gemacht hat, zu fragen, wo sich Aufzeichnungen, Diarien, Memoiren u. dergl. aus der Zeit Benedict XIV. und Clemens XIII. finden. Es ist mir unendlich daran gelegen.

An die Schwester

Rom, den 21. Juli 1867

DA ich sonst dafür bekannt war, ein ziemlich gutes Gedächtniß für den Calender vergangener Jahre zu besitzen, so wird es Dich nicht Wunder nehmen, liebe Schwester, wenn ich auch jetzt mich erinnere, daß es um diese Zeit des Jahres einen Tag zu geben pflegte, wo auch Du einmal des Gefühls genießen durftest, innerhalb unseres alten Verließes die Hauptperson zu sein, um die sich alles in thunlichst und möglichst liebenswürdiger Weise zu gruppiren suchte. Diesmal nun, wo ich mich dieser Pflicht nicht durch einen angenehmen Gang durch den kleinen Sandweg und über den breiten Weg des Schlosses entledigen kann, da ich fern unter italischem Himmel verschmachte unter dem versengenden Hundsstern, täglich die noch immer vorhandene Höhe einiger der sieben Hügel mit Seufzen ermessend; hier, wo ich das nur einmal des Tags von Civitavecchia absegelnde französische Dampfboot als Brieftaube herbeirufen muß; hier wird es heute grade Zeit sein, dieses spinnwebleichte Blättchen mit desto schwerer wiegenden theils selbsterfundenen, theils ahnungsvoll von Dir angeeigneten („alles was ... mögest") Wünschen zu belasten. Ich sehe, wie auch diesmal an dem schönen Sonntagmorgen (denn warum sollte das Ende des Juli nicht selbst bei Euch einige schöne Tage hoffen lassen?), zahllose Freundinnen, wenigstens ein Duzzend „beste",

sich deiner Existenz erinnern und herbeieilen, den großen runden Tisch (von dessen Dasein man nur bei dieser Gelegenheit einen Zweck einsieht) mit den zarten Gebilden ihrer kleinen (oder auch großen) Hände zu schmücken, und somit der unübersehbaren Sammlung von Nippes und „nettem Plunder“ und „ewigen Andenken“ neue Duzzende hinzu zu fügen. Ich hatte eigentlich die Absicht, dieses Museum auch meinerseits zu vermehren, indem ich die Güte eines um diese Zeit nach Deutschland wollenden Freundes in Anspruch zu nehmen gedachte, (da es nur Briefpost giebt); aber dieser hat es vorgezogen, nach Florenz zu gehen. So bin ich denn gestern Abend nach Via Condotti zu Sommer u. Behles gegangen und habe diese 4 kleinen Ansichten entnommen, die als Vignetten meiner Briefe angesehen werden können. Nr. 1 ist der Blick vis à vis meiner Wohnung, nur von der Straße aus aufgenommen, weshalb die Hügel über den Gebäuden verdeckt sind. Nr. 2 ist die Fortsetzung; im Hintergrund sieht man das Colosseum, vor dem indeß eine Kirche mit dem Glockenthurm steht. Nr. 3 ist eine Ansicht des Forums, auf der man, links von dem Senatorenpalast in der Mitte, das Haus sieht, welches der Unterzeichnete noch zur Zeit zu bewohnen so glücklich ist. Die Etage, die er inne hat, ist durch einen rothen Strich bezeichnet. Im Vordergrund sieht man die Stiere der Campagna gelagert, — Campo Vaccino, wie Schlegel singt: „Im Forum sogar tönet das Rindergebrüll.“ — Nr. 4 ist natürlich Sanct Peter. —

Der Schmerzensschrei der der Segnungen der neuen Ordnung der Dinge immer mehr theilhaftig werdenden biederen Hessen dringt selbst zuweilen in die römischen Zeitungen; am 17. schrieb der Osservatore: Nell' Assia Cassel, le proteste sempre piu numerose contro le nuove imposte stabilite dalla Prussia attestano un estremo scontento. Und gestern Abend: La gazzetta Assiana si fa l' organo della viva scontentezza eccitata fra le popolazioni dell' Elettorato dal regime Prussiano. Le ordinanze e le misure relative

all'Assia elettorale si succedono senza interruzione, e la piu parte ledono nel modo più sensibile i nostri interessi e i nostri diritti. — Gleichwohl finde ich in der Plünderung von Gärten und Gartenhäusern noch keine Spur wenigstens einer strafferen Polizei. — Doch ich vergesse, „ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied." — Jetzt fühlt man hier allerdings, daß der römische Juli, wie ein Franzose sagen würde, n' a pas volé son nom. Nur die Nächte sind noch immer kühl; d. h. am 19. Juli bewegte sich die Temperatur zwischen 19 und 31 Grad im Schatten, am 16. zwischen 34 und 22, am 13. zwischen 29 und 21 Grad. Aber bis Mittag kann ich mich in den Riesensaal der Minerva flüchten, wo gegen 30 immer lautlos beschäftigt sind. Ebenso bleibt es in den Galerien der großen palazzi immer kühl. Aber wenn man heraustritt, ist es, als tauchte man in eine warme Flut ein. Gegen Mitte August hoffe ich nach Neapel zu gehen. Was Du mir über Don Quijote schreibst, ist ein ganz richtiger Eindruck. Seine Abenteuer sind durchaus nicht erfunden und erzählt zum bloßen Lachen; — oder vielmehr das Lachen über die komischen Situationen, welche der grelle Abstand, das Abprallen einer poetischen Welt des Ideals, die in seiner Phantasie lebt, mit der nüchternen Realität der Gegenwart, hervorbringt, soll begleitet sein mit etwas Mitleid und Liebe zu der seltsamen Figur des irrenden Ritters, der voll der edelsten Gesinnung ist, das grade Gegentheil von allem, was Egoismus heißt, in sich trägt; und man könnte eher sagen, es sei eine Satire auf die Welt, wie sie ist, daß in ihr ein solcher Ausbund von Ritterlichkeit und Idealismus ein Narr sein muß. Im einzelnen ist natürlich alles specifisch spanisch; man hat sogar das Buch als ein humoristisches Gemälde der spanischen Nation bezeichnet.

Wenn Du wieder einmal Gelüste hast nach dem Inhalt des Bücherschranks, so wollte ich Dich aufmerksam machen auf die Poesien der Mrs. Browning, die mir Ferdinand von London mit-

gebracht hat. Band 3 enthält viel Gedichte, die sich durch Tiefe der Empfindung, Originalität des Ausdrucks und Schönheit der Bilder sehr auszeichnen. Z. B. das Bild eines Kindes: I will paint her as I see her. Oder „Loved one“, — ebenso die am Schluß stehenden und auf ihre kurz vor ihrem Tode geschlossene Ehe bezüglichen. — Der vierte Band enthält eine poetische Selbstbiographie, „Aurora Leigh,“ die in einem zu ernsten Ton geschrieben ist, aber im Einzelnen wunderbar Tiefes enthält. Ich habe die Hauptstellen mit kleinen rothen und blauen Strichen bezeichnet. Ihre Mutter war eine Florentinerin; die Stadt Florenz hat der Dichterin vor kurzem eine Gedenktafel an ihrem Hause gesetzt.

Es thut mir ehrlich leid, daß mich das geringe Gewicht der französischen Post nöthigt, Euch so schwer lesbare Blätter zu senden. Ich sehe, wie unser gutes Mutterchen ihre Augen anstrengen muß, auch nachdem der Brill, der jedesmal, wenn man seiner bedarf, ein Versteck aufgesucht hat, endlich entdeckt worden ist.

Also noch einmal, meine besten Wünsche, liebes Rikchen, und der Segen des Himmels für das neue Jahr.

An die Seinen.

Rom, den 11. August 1867

MEIN Dank für Eure liebevollen Briefe kommt etwas spät — nur ganz zufällig, denn wie gern hätte ich Euch an meinem 35. selbst geschrieben, wie sehr mir diese Zeichen, daß Ihr meiner noch alle gedenkt, und wohl seid, den Tag zu einem fröhlichen gemacht haben. Ohne sie würde ich mich kaum in ein paar flüchtigen Secunden erinnert haben, daß an jenem Tag die „Mitte des Lebenswegs“, wie es Dante nennt, der auch in diesem Jahr seines

Lebens (sans comparaison) in Rom sich befand, — überschritten worden ist. Und das so sinnreich ausgedachte Bildchen, — ohne Zweifel bei weitem das glücklichste, welches die Sonne von Dir, liebes Rikchen, hervorgebracht hat; nur eins fehlt, nämlich Mutterchen gegenüber. Ich habe alles erkannt, sogar Molière im Nippesmuseum, den Bücherschrank durch die geöffnete Thür. — Ich wollte mir an jenem Tag einen guten Tag machen und morgens früh nach Albano herüberfahren, um fern von der drückenden Glut Roms am See und im Wald ein paar Stunden zu schwärmen; aber Abends vorher überzog sich der Himmel mit verdächtigen Lämmerwölkchen, und Nachts brach ein Gewitter aus. So zog ich es vor, in Rom zu bleiben, und morgens in die Stanzen Raphaels zu gehen, und in die Gemäldegallerie. In den Stanzen war ich erst einmal gewesen! Die Gemäldegallerie hat Pius VII. aus den Gemälden gebildet, welche die Franzosen ausgewählt hatten für das Pariser Museum — aus italienischen Kirchen — und 1815 zurückgaben. In einem Zimmer hängen nur drei: die Communion des heil. Hieronymus von Domenichino, und von Raphael die Madonna von Fuligno und die Verklärung. — Da ich hier zwar mancherlei Bekannte, aber keine Freunde habe, so fand ich es nicht angemessen, Abends ein Gelage zu veranstalten. Doch sind wir am Tag darauf bei dem Bildhauer Gerhard aus Cassel (auch der Bildhauer Kaupert, ein Kurhesse, war dabei) zusammengewesen bis Mitternacht, und hier ist gegen das Ende (als ich mich verrathen hatte) auf mein Wohl angestoßen worden.

Wie dieser Brief zeigt, bin ich noch in Rom, und werde nun auch bis Ende August bleiben. Denn in Neapel treffe ich fast dieselbe Hitze, während man dort für die vielen Ausflüge in die Umgegend sich doch die kühleren Herbsttage wünscht. Obwohl es in Rom drückender ist, als in Neapel, wo von 11 Uhr an ein Seewind weht, so hat man doch hier viel mehr Gelegenheit, den Tag nützlich hinzubringen. Es hat auch nicht einen Tag gegeben,

wo ich meine gewohnte Beschäftigung an den Bibliotheken und Museen hätte einzustellen brauchen. Ich finde überhaupt, daß sich der römische Sommer viel leichter durchsetzen läßt, als gefabelt wird. Die wenigen sehr heißen Tage, die man im Norden hat, erträgt man dort viel schwerer; ich habe z. B., wie zu Hause oft, keine einzige durch die übergroße Hitze schlaflose Nacht gehabt. Vor Johannistag hört man und denkt immer, ja, das ist alles nur ein Vorspiel, laß nur einmal den Juli heranrücken; dieser kommt nun auch und thut sein möglichstes; aber unsere aufgeregte Phantasie erreicht er doch nicht; und auf einmal ist es erster August, und die Römer sagen: heute ist Capo d'inverno, d. h. Wintersanfang: man ist über die schlimmste Zeit hinausgekommen, während man immer erwartete, daß sie erst kommen sollte.

Wundersam klingt es allerdings, daß seit dem ersten Sonntag meiner Ankunft, der ein furchtbarer Regentag war, und der letzte der nassen Jahreszeit, bis heute ununterbrochen helles sonniges Wetter ist. Es sind drei bis vier Gewitter gewesen, des Nachts, aber sie gingen vorbei, als ob man davon geträumt hätte. Macht Euch nun eine Vorstellung von der entsetzlichen Dürre. Wo sonst Rasen ist, sieht man nur noch dürre wirre Fleckchen Stroh zwischen den Sandwehen. Doch braucht man nur in einen der Gärten zu gehen, die alle so wasserreich sind, um das üppigste Grün zu finden. Gestern gelang es mir zum ersten Mal, in den großen päbstlichen Garten hinter dem Vatican zu kommen, der sich an dem Abhang des vaticanischen Hügels hinaufzieht. In der Mitte liegt ein altes Gartenhaus, aus dem 16. Jahrh., das sich Pius IV. aus dem Hause Medici gebaut hat. Es ist von oben bis unten mit Reliefs, Statuen, Büsten bedeckt, davor liegt eine Art Vorhalle mit steinernen Sitzen ringsum. Hier sieht man zur Rechten eine hohe Terrasse, über der ein immergrüner Eichenwald ragt (ungefähr so wie der Eichenwald der Kirchspitze über dem neuen Felsenkeller, nur ist das Grün dunkler und saftiger); links aber winkt über Pinien,

Akazien und Orangen die Peterskuppel, die hier ganz nahe ist; es ist lächerlich zu sagen, aber sie kam mir vor wie ein ungeheuer alter Pabst, der gravitätisch über das lustige grüne Leben herübernickt. In dem genannten Casino selbst wimmelt alles von phantastischen heiteren Gebilden und Scenen aus der alten Fabellehre. In der Stunde, wo ich zwischen den hohen Buchsbaum- und Lorbermauern umherstreifte, begegnete ich keiner Menschenseele, und ebenso wenig in den unabsehbaren Hallen des Museums, ausgenommen einige Photographen. Alles ist ausgestorben. Der Pabst verharrt indeß noch in Rom, weil seine Anwesenheit ein Element des Vertrauens für das Volk ist, das sich trotz seiner vielen Heiligen entsetzlich vor der Cholera fürchtet. Es ist gewiß ein Beweis, wie wenig Werth diese katholische Religiosität hat, wenn man sieht, wie dies bigotte Volk täglich sein Geld in die Lotterie trägt, und vor der Krankheit mit einer läppischen abergläubischen Furcht bebt, ohne doch seine unvernünftigen Gewohnheiten in irgend etwas zu ändern. Fast alle Fälle von Cholera, die hier vorkamen, waren Folge der gröbsten Excesse im Essen und Trinken. Der Senat hat die Einfuhr von Melonen in die Stadt bei strenger Strafe untersagt, und Sonntags läuft das ganze Volk vor die Thore, um sich mit Melonen voll zu stopfen. —

Die deutsche Colonie auf dem Gapitol ist jetzt auf vier zusammengeschmolzen, alle andern sind auf dem Land oder in Florenz, Neapel. Wir essen zusammen in dem Zimmer des Archivs; die Frau des Portiers im archäologischen Institut, Mariuccia genannt, machte uns ein erträgliches Mittagessen für 35 sous = 15 sgr. Das Abendessen ist längst eingestellt. Erst wurde es reducirt auf einen Caffee mit Backwerk, dann auf Wein mit Semmel und Schinken, dann auf Eis mit einem Stück Kuchen; jetzt ist auch das Stück Kuchen gefallen. Eis ist am gesundesten, man kann es nicht genug essen, da die Störungen nicht von Erkältungen, wie bei uns, sondern von Erhitzung des Magens und der

Eingeweide herrühren. In Neapel wird es sogar dem Morgencaffee substituirt.

(An Rikchen) Amüsirt haben mich die Schilderungen der Abende bei W., und die in denselben sich kundgebende höchst sonderbare Bescheidenheit. Ich halte Frau W. bei all ihrer Schärfe im Urtheil über Personen für eine Frau von gutem Herzen; aber auch abgesehen davon, und zugestanden (wie mir früher selbst zuweilen vorkam), daß sie etwas zuviel intellectuelle Unruhe und zuviel schroffe Härte in der Auffassung menschlicher Schwächen hat; abgesehen davon, sage ich, gehört sie am allerwenigsten zu den Frauenzimmern, bei welchen einem unbehaglich oder verlegen zu Muth sein könnte. Gedrückt und verlegen kann man sich fühlen bei Personen, die auf das Aeußerliche Werth legen, die Menschen nach Formen beurtheilen; und die je leerer und dümmer sie selbst sind, sich durch eine anerzogene Sicherheit in den geselligen Formen, durch ein gewandtes Festhalten des Verkehrs im Flachen, eine Ueberlegenheit über viel gescheitere zu geben wissen. Solche Menschen, die sich unter den sogenannten Vornehmen (innerlich oft nur gemeineren) häufig finden, vermögen die in Verlegenheit zu bringen, die sich bewußt sind, in jenen äußeren Dingen manche Blößen darzubieten. Aber eine Frau, die den äußeren Schein und die äußere Geltung so gründlich verachtet, die dagegen für jeden richtigen Gedanken, für jede feine Bemerkung, für jedes wahre Gefühl und für jeden guten Witz Sinn und Verstand hat, vermöchte mich nicht nur nicht in Verlegenheit zu bringen, vielmehr würde ich mich ihr gegenüber viel freier fühlen, als andern gegenüber und vieles aussprechen, was ich sonst entweder verschweige, oder auch gar nicht ausdenken würde. — Was die emeritirten Bonner Behanntschaften betrifft, so mußt Du Dir denken, daß es fade Pensions- oder Schulbekanntschaften waren, die jeder macht, und wo er sich später verwundert, wie er solche Menschen nur eine Stunde im Jahr hat vertragen können.

— Göthe sagt: „Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt du zu leben“. —

Aber redet nur nicht in Betreff meiner Briefe von „Opfer“; es ist mir eine Erholung, die ich mir den Sonntag Morgen gönne, an Euch zu schreiben. Dieses Wort brauchte ich in Bezug auf Briefe, wo ich mich nicht dem Genius des Augenblicks überlassen kann, an denen man drechseln muß, die ostensibel gemacht werden müssen. Ebensowenig habe ich je den ernstlichen Wunsch gehegt, in Rom zu bleiben. Denn so groß und unvergleichlich alles ist, was hier die Vergangenheit zurückgelassen hat, man steht hier doch außerhalb der modernen Welt und ihrem geistigen Leben, und würde schon von einem Aufenthalte, der etwa über drei Jahr hinausginge, nachtheilige Folgen spüren. — Den geringen Inhalt meines Briefs wollt entschuldigen mit dem Monat August, von dessen Beschaffenheit eine getreue Schilderung steht in Hawthorne, im Capitel: Hilda's desolation. —

Nochmals meinen Dank für Eure Gabe in Wort und Bild. Hoffentlich hat Euch auch mein Briefchen vom 21. Juli erreicht.

An den Bruder

Rom, den 22. August 1867

GESTERN Nachmittag erhielt ich Deinen am 15. Abends geschriebenen Alarmbrief; und obgleich ich glaube, daß mein damals unterwegs befindlicher vom 11ten an dem folgenden Tag zu Euer aller Beruhigung angekommen ist, so will ich doch gleich umgehend ein neues Lebenszeichen von mir ausgehen lassen. Bis jetzt in der wünschenswerthesten Körper- und Geistesverfassung, kann ich Euch nun die tröstliche Kunde geben, daß meine Abreise von Rom auf den Anfang der nächsten Woche, Sonntag oder Montag,

festgesetzt ist. Ich gehe nach Neapel, zunächst nicht in die Stadt selbst, sondern an einen Ort der Umgegend am Meer, um nach der glücklich überstandenen Schwüle des römischen Sommers einige frische Luft zu athmen und die Ruhe zu genießen, die ich seit meiner Abreise noch keinen Tag gehabt habe. Sorrent, wohin ich gehen werde, ist nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der gesundesten Orte der Welt.

Aber was macht Ihr mir für Streiche. Wenn ich mir vorstelle, was für Tage lange Aengste und Scenen vorhergegangen sein müssen, bis ein solcher Brief geschrieben wird, so möchte ich beinahe böse auf Euch werden, in Eurem eigenen Interesse. Zu denken, daß man hier lebt, ohne sich nur Eine Stunde durch Sorgen trüben zu lassen, in angenehmer heiterer Gesellschaft, einen um den andern Tag in dem Sommertheater im Mausoleum des Augustus witzige französische Dramen von einer guten Lombardischen Truppe zu hören pflegt, und die Abende nach des Tages Last und Hitze bei einem guten Glas römischen Landweins und ungebundenem Gespräch hinbringt (wobei in die unerschöpflichen Schätze langjähriger Marburger Erinnerungen gegriffen wird): und wenn ich dann mir vorstelle, wie Ihr Euch inzwischen mit einem Schauerbild von fressenden Seuchen, Gefahren, Unfällen abquält, so ärgere ich mich recht über die Zeitungsschreiber und die teilnehmenden Freunde, die Euch gewiß alle Schreckens- und Graungeschichten brühwarm bringen. Denn nach dem Vergnügen, seine guten Freunde im Unglück zu bemitleiden und zu trösten, folgt das Vergnügen, sie aus bloßer Teilnahme in Schrecken und Angst zu setzen. Ich gestehe allerdings, daß ich auf Euren schönen vierfachen Brief gleich hätte antworten sollen; aber drei Wochen zwischen zwei Briefen hatte ich ja auch sonst hingehen lassen; und dann sind Juli und August die stillsten Monate, wo man nicht herumstreifen kann, sondern seinen regelmäßigen Turnus täglich abthut, wo nichts zu schreiben ist. — Vielleicht trägt die Schuld

an Euren Besorgnissen die Augsburger Zeitung, die regelmäßige Berichte von Rom, und meist finsterer Natur bringt. Wir haben oft, wenn dieses Blatt ankam, davon gesprochen, was die zu Hause denken müssen, und den Correspondenten verwünscht. Diesen Correspondenten kenne ich sehr gut; es ist der schon früher ererwähnte Dr. Dressel. Er ist als junger Philolog von Bunsen hierher gebracht worden, und hat die Thorheit begangen eine Römerin zu heirathen, was ihn an Rom gefesselt hat. Es geht ihm sehr knapp, und ein Hauptheil seines Einkommens besteht in den gut bezahlten Correspondenzen für jene Zeitung. Nun hat er aber das Unglück gehabt, fast ganz zu erblinden; sein zweiter Sohn, ein langer rothhariger Bengel, muß ihm allezeit als Vorleser zur Seite sein und die Stadt nach Neuigkeiten für ihn durchkreuzen. Je schlimmer nun solche Neuigkeiten sind — als da sind Einfälle der Garibaldianer, Brigantenüberfälle, Wechselfieber, Desertionen in der päbstlichen Legion — desto willkommener für ihn. Was die Krankheiten betrifft, so ist ja allbekannt, daß der hohe Sommer in Rom und der Campagna die Zeit der Fieber und der größten Sterblichkeit ist (wie bei uns der März). Die armen Bauern, die um diese Zeit auf dem freien Feld übernachten müssen, werden haufenweis davon ergriffen und dann in die Hospitäler gebracht. Die Wohlhabenden kommen von Ende Juni an allabendlich in die Stadt und übernachten bei ihren Verwandten. Diese böse Luft ist eine Eigenthümlichkeit der Gegend seit tausend Jahren, aber wenn die Zeitungen solche Details erzählen, glauben die fernlebenden, es gehe hier zu, wie bei der Pest. — Die Cholera ist seit dem Frühjahr in Rom sporadisch aufgetreten und jetzt entschieden im Rückzug begriffen; aber alles zusammengerechnet war die Sterblichkeit Kinderspiel gegen die Zahl der Opfer, die sie früher forderte, und auf der eigentlich der Schrecken ihres Namens ruht. Die Zahl reicht im Verhältnis zu der Einwohnerzahl Roms nicht entfernt an die Zahl der Opfer der Typhusepidemie vor 12 Jahren

zu Marburg. — Groß war allerdings das Unglück in Albano, von dem Ihr vielleicht gelesen habt. Albano wird wegen seiner gesunden Bergluft von zahlreichen römischen Familien zum Sommeraufenthalt gewählt, in diesem Sommer war es überfüllt. Man beging die Unvorsichtigkeit, eine seit zwei Jahren geschlossene Cisterne in die städtische Wasserleitung einzuführen, deren Wasser dadurch vergiftet wurde. Die ersten Erkrankungen wurden verheimlicht und die Absonderungen, welche den Ansteckungsstoff verbreiten, nach der bekannten Unreinlichkeit der Italiener auf die Straße gegossen. In Folge davon brach die Krankheit mit einer solchen Heftigkeit aus, daß in einer Nacht 90 Personen starben — in einem Städtchen von 6000 Einwohnern. Darunter viele aus den ersten Familien der Kirchenstadt; die alte Königin von Neapel, ihr jüngster Sohn; ein panischer Schrecken bemächtigte sich aller; die städtischen Behörden machten sich aus dem Staub; den ganzen Tag über führte die Eisenbahn Flüchtige nach Rom; viele machten den Weg (ungefähr soviel, wie von Marburg nach Gießen) zu Fuß und kamen bei Nacht vor den Thoren an, wo sie dann wegen des strengen Thorschlusses im Freien campiren mußten. Die umliegenden Orte, wo ebenfalls Villegiatur gemacht wird, Genzano, Marino, Ariccia u. a. zogen einen Cordon; und von den Dingen, die dabei passiert sind, hat uns Dr. Helbig, der mit seiner Frau und einer anderen deutschen Familie in Genzano lebt, und einmal es möglich machte, bis hierher durchzudringen, curiose Dinge erzählt. Wenn die Post durch diese Orte fährt, so wird sie von bewaffneter Macht geleitet, damit niemand aussteigt oder verweilt, ebenso werden Fußgänger nach gehöriger Räucherung durch zwei Gendarmen von einem Thor zum anderen gebracht. Die Bürger liegen mit geladenen Gewehren Tag und Nacht, meist betrunken, auf der Straße und drohen jeden zu erschießen, der den Cordon durchbrechen möchte. Briefe werden auf der Spitze des Gewehrs entgegengenommen, d. h. zwischen Lauf und Ladestock gesteckt

und so überreicht. Wenn es heißt, daß jemand in einem Hause krank ist, so versammelt sich das Volk davor, und wenn irgend etwas wie Kolik dabei vorkommt, so erlebt man das köstliche Schauspiel, den ungelöschten Kalk vor seine Hausthüre geschüttet zu sehen. Einem Mann, dessen Bruder gestorben war, haben sie die Hausthür vorläufig zugemauert. Denjenigen, welche ein Verlust betroffen hat, betritt kein Italiener mehr die Schwelle, sie sind zu der unerträglichsten Einsamkeit verurtheilt. Einer glänzenden Ausnahme hatte sich die höhere Geistlichkeit zu rühmen. Der Cardinal Ludovico Altieri, der Bischof von Albano ist, als er von dem Unglück in seiner Stadt und von der Flucht des Municipiums hörte, reiste sofort dahin und widmete sich Tag und Nacht dem Dienst der Kranken, organisirte die körperlichen wie die geistlichen Hülfsleistungen. Er blieb auch endlich auf dem Platz. Sein Tod ist für die Ultramontanen ein wahrer Sieg, sie verfehlen es nicht auszubeuten, wie dieser Kirchenfürst sich mit seinen Canonici kühn aufgeopfert hat, während die weltlichen Behörden ihren Posten verließen. Sie stellen ihn mit dem heil. Carl Borromäus zusammen er ist „der gute Hirte, der sein Leben läßt für die Schafe"; und vielleicht werden sie ihn heilig sprechen. Als der Pabst von dem Tode der Königin von Neapel hörte, rief er aus: questa sciagurata famiglia (diese unglückselige Familie); aber als er von dem Tode des Cardinals hört, rief er: ma questo è troppo, (aber das ist zu viel). Uebrigens behauptet jemand, daß des Cardinals Muth seinem deutschen Blute zuzuschreiben sei; seine Mutter war eine sächsische Prinzessin, die Tochter des Prinzen Xaver von Sachsen. — Dieses Unglück in Albano ist aber eine ganz vereinzelt dastehende Erscheinung. In ihrer wahren Schrecklichkeit hat sich die Krankheit nur in Sicilien gezeigt.

Ich würde Dir von diesen Sachen nicht geschrieben haben, wenn ich nicht gewiß wäre, dann, wenn dieser Brief ankommt, längst von Rom entflohen zu sein und am Gestade des Golfs von

Neapel, im Angesicht der Insel Capri erquickende Seeluft zu athmen. Sobald ich dann etwas zu Ruhe gekommen bin, werde ich einen Reisebericht abgehen lassen.

Wenn also wieder Freunde oder Freundinnen italienische Schreckensberichte auskramen wollen, so verbittet Euch das und sagt ihnen, daß sie Euch damit einen sehr schlechten Gefallen thun. Man ist in solchen Fällen immer mehr für andere, als für sich ängstlich. Ich würde selbst vielleicht, wenn ich zu Hause wäre, und einer von Euch hier, ängstlich sein; aber ich muß sagen, hier ist es mir auch nicht einmal eingefallen, aus Furcht wegzureisen und meinen Plan zu ändern. In Dingen, wo es sich um Leben und Tod handelt, bin ich von einer höheren Vorherbestimmung überzeugt, der niemand entfliehen kann, und Furcht ruft oft das Unheil herbei, das dem Flüchtling oft nachreist. — Für den Fall einer Erkrankung haben wir aber ja hier ganz in der Nähe das auf dem Capitol von Bunsen gegründete „Hospital für deutsche Pilger“, wo man die denkbar beste Verpflegung genießt; daß man in solchen Zeiten stets einige starke Tropfen und Pulver auf dem Tisch hat, versteht sich von selbst.

Nun fürchte ich fast, durch mein vieles Reden von der Krankheit Euch selbst noch mehr beunruhigt zu haben; indeß da Euch das Ganze meines Briefes doch wohl einen Beweis von meiner guten Stimmung und Wohlbefinden geben wird, so will ich ihn abgehen lassen; mit dem schließlich hinzugefügten Wunsch, doch recht bald nun auch an mich ausführlich zu schreiben; namentlich ist mir Rikchen noch die Schilderung ihres Geburtstages schuldig; daß ich auf diese wartete, war eigentlich der Grund, daß ich zögerte zu schreiben.

Die nächsten Briefe werdet Ihr nach Neapel adressiren folgendermaßen: All'Illmo signor Alberto Detken, librajo, pel signor C. Justi, Napoli, Largo del plebiscito. (Detken ist ein deutscher Buchhändler, an den jedermann seine Briefe adressirt.)

An den Bruder

Pompeji, den 31. August 1867

ICH darf die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Dir aus dem alten Neste, das mich seit gestern Abend beherbergt, ein authentisches Document als Zeugniß für gegenwärtige und kommende Geschlechter zu senden. Der Wirth, Raffaello Christiano, — seine Frau Concetta, eine wahre Hexe, — in dessen bescheidener Osteria gegenüber der porta di Stabia man für 4 Francs in Pension hinlänglich gut versorgt ist, hat mich in einem Bauernhof untergebracht, wo ich ein nach hinten, nach dem Obstgarten zu gelegenes großes Zimmer bewohne, welches das Prunkzimmer, oder nach unseren Begriffen die „gute Stube" zu sein scheint. Außer einigen alterthümlichen Kommoden befindet sich darin eine Wiege, ein Glaskasten mit der in Spitzen gekleideten Puppe eines Bambino, die Heiligen Rosalia, Theresia, Sebastian, Magdalena, eine stattliche Büchse und ein Crucifix. Nach vorn führt eine Treppe hinunter in den Hof, wo mich bei jedem Kommen und Gehen ein großer Hund, der sich den Gründen meines Hierseins hartnäckig verschließt, zu zerreißen anschickt; nach hinten tritt man durch eine Glasthür, die zugleich das einzige Fenster ist, auf eine Veranda. Hier kehrt man der Ruinenstadt den Rücken und hat eine Ebene vor sich, voll Orangen und Feigenbäumen, aus denen sich hie und da Pappeln und Nußbäume hoch hervorheben. Eine Stunde jenseits ist diese Ebene durch den 4000 Fuß hohen Gebirgszug, welcher den Golf von Neapel vom Golf von Salerno trennt, abgeschlossen. Diese Kette, an deren Fuß am Meer Castellammare, Sorrent liegt, ist bis auf die Spitze mit dichtem Wald bedeckt, aus dem hie und da weiße Häuser, von Gragnano, hervorschimmern. Sie ist eine der größten Schönheiten von Pompeji. Das Forum, der Jupiterstempel beherrscht diese ganze blühende

Ebene, welche der Halbkreis des Gebirgs abschließt. Dreht man sich herum, so sieht man nun den vereinzelten unförmlichen kahlen Kegel des Vesuv, der recht unheimlich herüberschaut. Unglaublich scheint es, daß glühende Lavaströme so weit vordringen sollten, denn man ist hier 1 1/2 deutsche Meilen vom Krater entfernt. Leider ist der Berg zur Zeit vollkommen ruhig und verstopft, weder Steine noch Asche noch Flamme giebt er von sich, nur etwas Rauch dringt seit einiger Zeit hervor. Die Aussicht auf den Golf, welcher rechts zur Seite sich öffnet, ist mir durch ein Haus verdeckt.

Heute Morgen habe ich zwischen 9 und 12 die anstrengende Tour durch die ganze Stadt an der Hand eines Führers gemacht. Jeder Besuch kostet 2 francs, dafür kann man den ganzen Tag über, fast 12 Stunden, darin bleiben und sich aufhalten, wo und solange man will; geht man aber hinaus, um zu essen, so muß man von neuem bezahlen. Dies veranlaßte mich, Nachmittags zu Hause zu bleiben; und ich bereue es nicht, denn ein starker Gewitterregen ist ausgebrochen, der mein Zimmer zu überschwemmen droht. Denn schließende Fenster und Thüren gehören selbst in Rom und Neapel zu den unbekannten Dingen. Als ich vor einigen Tagen mit einem Bekannten auf dessen Zimmer kam, war der mit sauberen glasirten Thonplatten belegte Fußboden dermaßen überschwemmt, daß man einen Fischfang hätte anstellen können. — Von Pompeji zu schreiben enthalte ich mich aus nahe liegenden Gründen: obwohl hier jeder Stein interessant, belehrend, zum Forschen und Betrachten Anlaß gebend ist, so kann man die Ruinen doch keineswegs malerisch schön nennen, mit Ausnahme der Gräberstraße. Die Kleinheit aller Räume mag noch kleiner erscheinen, als sie wirklich ist durch den Mangel der Bedachung. Die Gemälde können hier nicht ihre Wirkung thun. Der Peristyl in dem Hause des Lucretius, mit einer Brunnennische mit Silen und einer Anzahl Marmorstatuen um den Brunnen in der Mitte,

nimmt sich wie Kinderspielzeug aus. Man kann nicht dazwischen herumgehen, ohne zu fürchten, zu stolpern und sie umzuwerfen, sie scheinen aufgestellt, etwa um einen Eiertanz darum aufzuführen. Das Forum sieht eher aus wie ein Säulenhof; die Tempel mit ihrem Hof und Hallen haben kaum den Umfang unserer kleinen Dorfkirchen mit ihrem Kirchhof, die Sanktuarien sind die Wegkapellen: die Nebenzimmer vollends sind nur kleine Alkoven. Die Gassen erinnern an die der kleinen mittelalterlichen italienischen Land- und Bergstädtchen. Die Gemälde, die man hier läßt, gehen einem schnellen Untergang entgegen. Die früher aufgedeckten sind auf eine höchst geschmacklose Weise in den großen Sälen des Erdgeschosses des weiland Bourbonischen Museums zu Neapel, ganz wie eine moderne Gallerie, nach Gegenständen geordnet, in roth angestrichenen Rahmen aufgehängt. Von der Flüchtigkeit macht man sich nach den Abbildungen keinen Begriff. Keines von allen ist so weit beendet, daß die Farbenmassen verschmolzene Ganze ausmachten; alle sind mit dem Pinsel gezeichnet und schraffirt; die Behandlung erinnert an die Majolicateller und an die Glasgemälde des 16. Jahrhunderts. Bei den Tänzerinnen (die etwa eine Hand lang sind) könnte man die paar Pinselstriche zählen, mit denen die Figur auf den schwarzen Grund hingesetzt ist. Hier ist von bestimmten Zügen keine Spur erkennbar, genug daß in der Entfernung ein so oder so gewandtes Oval herauskommt. An den größten erkennt man, mit einigen übrigens auf den ersten Blick hervortretenden Ausnahmen, die Hand routinirter Handwerker. Es ist nicht nur keine Spur darin von der Hand des Meisters (die sich auch in den wildesten flüchtigsten Figuren nicht zu verläugnen vermag), sondern selbst von Sinn für schöne Formen ist wenig zu spüren. Manche Bildungen sind abschreckend gemein, vieles verzeichnet. Gewiß ist es ein Beweis für die Unverwüstlichkeit der Erfindungen, der Grundideen, die wir hier durch so viele Hände verschlechtert erhalten, daß diese Gemälde

demungeachtet (von der Zerstörung durch die Zeit zu schweigen), einen solchen Zauber ausüben. Von den Kunstwerken aller Art, die in dem Bourbonischen Museum aufgehäuft sind, kehrt man am liebsten zu ihnen zurück. Wenn man sie ansieht, so ist es einem, als müßte man das innere Auge anstrengen, um durch den trüben Schleier die ursprüngliche Herrlichkeit zu entdecken. Ohe jam, satis est!

Eure lieben Briefe (mit dem gleichzeitig angekommenen Hartwigs empfing ich solche von 5 Personen auf einmal) händigte mir am Donnerstag Abend Detken ein, an dessen Adresse sie von Rom aus geschickt worden waren. Rom habe ich am Montag d. 26. verlassen. Die letzten Wochen gehörten in geselliger Beziehung zu den angenehmsten. Wir waren nur vier, die als deutsche Colonie auf dem Capitol zurückgeblieben waren, und die Folge war, daß wir näher bekannt und vertraut wurden. Mit Benndorf habe ich im letzten Monat (wo er von Sicilien und Neapel zurückkehrte), denselben Zimmercomplex bewohnt. Wir vier aßen Mittags allein zusammen, saßen im Theater zusammen und tranken Abends römischen Landwein zusammen. Ueber das Theater ein paar Worte. Im Sommer feiern alle Theater; nur in dem mausoleo di Augusto, das im Innern zu einem Amphitheater hergestellt ist, nachdem es im Mittelalter als feste Burg der Colonna gedient, spielt eine Truppe. In der platea stehen 24 Reihen erbärmlicher Rohrstühle, die numerirt sind, und hier sitzt alles bunt durch einander (für 16 sous), der Marchese mit seiner Frau, der deutsche Maler mit seiner Familie, Handwerker, Stutzer, manche der ersten Schönheiten, sowohl junge Mädchen aus den ersten Familien wie Modelle. Gewöhnlich brach nach dem zweiten Drittel die Nacht herein; und dann war es recht wunderlich, in dem Bezirk des alten Kaisergrabs zu sitzen, mit dem Sterngefunkel oben, während von Zeit zu Zeit die Glocken zweier nahen Kirchen die Schauspieler mitten im Spiel nöthigten, inne zu halten. Angefangen

hatte ich den Besuch als Sprachübung; aber die Hauptspieler machten es so vortrefflich, daß man sich das utile mit dem dulce nicht erfreulicher verbunden denken kann. Einmal wurde ein Stück Goldoni's gegeben, La Locandiera, was sich aber etwas zopfig machte; ein andermal ein neues italienisches Trauerspiel: La morte civile. Ein Mann, edel aber von vulkanischer Leidenschaftlichkeit, hat in einem Anfall von Jähzorn den Bruder seiner Frau, die er gegen den Willen ihrer Familie geheirathet, erschlagen, ist zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt worden; nach 16 Jahren gelingt es ihm durchzubrechen, er kommt in Catania an in dem Glauben, seine Frau und seine Tochter wiederzufinden und mit ihnen zu entfliehen. Die Weiterentwicklung besteht nun darin, daß ihm begreiflich gemacht wird und er erkennt, daß er als bürgerlich Todter keine Ansprüche als Gatte und Vater machen darf, obgleich die Angehörigen die Ehe auch im Fall des bürgerlichen Todes als fortbestehend anerkennen. Er erfährt, daß seine Tochter von einem edlen Mann adoptirt, oder vielmehr in früher Kindheit für eine gleichaltrige verstorbene Tochter untergeschoben ist; er sieht diese Tochter, und muß zugleich erkennen, daß die Kunde, einen Galeerensträfling und Mörder zum Vater zu haben, für sie der Tod sein würde. So bildet sich in ihm unter großen Schmerzen der Entschluß der Resignation; er will leiden, Frau und Tochter von dem unglückseligen Band befreien, und nimmt Gift. Als ich das Stück später las, fand ich, daß es gegen die katholische Satzung der Unauflöslichkeit der Ehe gerichtet war; dies hatte die Censur natürlich auf der Bühne ganz ausgemerzt; der Bösewicht des Stücks, auf der Bühne irgend ein hoher Beamter, war bei dem Autor ein heuchlerischer Monsignore. — Sonst sind die italienischen Stücke sehr roh: „Leben und Tod eines Spielers“, „der Mord des Fualdes“; einmal ein ganzer Proceß vor den pariser Assisen, der durch drei Abende spielte. Wenn man etwas feines sehen will, muß man die französischen Lustspiele sehen.

In Rom hatte die heiße trockne Zeit noch immer angehalten. Zwar hatten wir am 17. August zwei furchtbare Gewitter mit Wassergüssen, daß die kleinen Straßen (die nach der Mitte zu vertieft sind) zu Bächen anschwollen; man hoffte, es sei der Anfang der Regenzeit, die in der zweiten Hälfte des August beginnt und im Anfang zwar eine Vermehrung der Fieberluft zur Folge hat, in der Folge jedoch die Luft reinigt; aber am nächsten Tage waltete wieder der glühende Sonnenstrahl und bei der dazugekommenen Ueberfüllung mit Wasserdünsten war die Luft erstickend. Die Gefahren, die um diese Zeit lauern, scheinen den Aufenthalt unheimlich zu machen, doch ist dies nur aus der Ferne so; am Ort selbst ist man vielleicht noch mehr zu heiterem Lebensgenuß aufgelegt, als sonst; und die Vorsichtsmaßregeln bestehen in einfachen seit Jahrhunderten festgestellten Regeln. Diese aber darf man allerdings nicht überschreiten. Dahin gehört z. B., sich an gewissen Orten nicht von dem Abend überraschen zu lassen. Dahin gehört z. B. die Villa Albani, deren Farbenwirkungen jetzt am schönsten sind. Denke Dir in der Ferne die herrlichen Linien der Sabiner- und Albanergebirge; die einen schroff gezackt, die andern sanft wellenförmig, in tiefem Violett, die Luft so klar, daß man alle Schluchten, Wälder, Ortschaften unterscheiden kann, und in Frascati den Glanz der Scheiben in der untergehenden Sonne sieht. Dazwischen in röthlich gelbem Ton die Campagna, in deren vor Dürre tief geborstenem Boden jetzt jede Vegetation verdorrt ist. Endlich im Vordergrund die tiefdunkelgrünen Laubgänge und Wäldchen der Villa, zwischen denen sich die weißen Säulengänge und Gartenhäuser, die überall zerstreuten Büsten und Statuen grell absetzen. Und darüber ein wolkenloser Himmel, von dem ein lauer Wind weht, der mit aromatischen Kräuterdüften erfüllt ist. — Und doch, sobald die Sonne sich dem Rand des Horizonts zuneigt, will selbst der kühnste in die Stadt zurück; denn der kühle Luftzug, der augenblicklich mit Sonnenuntergang

über den Erdboden streicht, enthält die unsichtbaren Pfeile des bösen Fiebers, der aria cattiva. — Als Nachtrag zu meinem vorigen Brief will ich noch erzählen, daß es in Genzano wirklich zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Bürgern und Miliz gekommen ist. Die Regierung hatte die Entwaffnung angeordnet, die Bürger widersetzten sich dem Einrücken der aus Choleraorten ankommenden Zouaven, und es sollen 7 Todte vorgekommen sein. —

In Neapel kam ich um 6 Uhr Abends an. Es giebt wohl keine größeren Gegensätze in der Welt, als diese beiden Städte. Gewöhnlich sagt man, daß Neapel nach Rom nicht gefalle; aber nur, wenn man etwa irgendwie gleichartiges oder ähnliches sucht. Neapel enthält nichts von Denkmalen des Alterthums, nichts von künstlerisch werthvollen Gebäuden, im Gegentheil, alles was es aus den letzten Jahrhunderten giebt an Kirchen, Brunnen, Obelisken ist geschmacklos zum Exceß, der Menschenschlag ist häßlich, im Ganzen; der Fremde sieht sich zum Zielpunkt eines Volkes von Gaunern gemacht (denn jeder Neapolitaner vom duca bis zum Lazzaroni, die aber von den Piemontesen jetzt aufgehoben sind, ist ein Gauner und Schwindler in seiner Weise), die ihn in der zudringlichsten schamlosesten Weise bestürmen, und gegen die er sich nur durch einstudirte Geberden tiefster Verachtung, und bei manchen Klassen, z. B. Kutschern, durch zur rechten Zeit mit Kaltblütigkeit ausgesprochene Worte entehrender Beschimpfung wehren kann. Dagegen hat Neapel zwei Dinge, vermöge deren man sich über das alles vollständig hinaussetzen kann, das ist seine Umgebung draußen und der Anblick des Volkslebens drinnen. Schlegel stellt Neapel und Rom mit Recht wie Leben und Tod gegenüber. Auf Rom lastet eine vieltausendjährige Vergangenheit. Hier braucht man sich nur vor eine beliebige Kirche zu stellen: da wird die Decke getragen von den Säulen alter römischer Tempel, deren lange Reihe uns noch einen Schimmer

geben von dem Reichthum römischer Fora; da betreten wir einen Fußboden mit den zierlichen Mosaiken mittelalterlicher Künstlerfamilien, zu welchen die Marmorbekleidungen römischer Ruinen das Material lieferten; und draußen ragt ein mittelalterlicher Glockenthurm, der an unsere romanischen Thürme erinnert. Da steht ein gothisches Tabernakel; an den Wänden Grabmäler im reichsten und edelsten Renessancestil, und vor das alles hat der Barockstil des 17. Jahrhunderts eine reiche prunkende Fassade gestellt. Da sieht man auf einem Platz an einer Ecke einen antiken Rundtempel, der statt des Karniß und Decke ein elendes Ziegeldach trägt, gegenüber ein uraltes Kirchlein aus den ersten christlichen Jahrhunderten; in der Mitte ein seltsam fratzenhafter Brunnen. — In Neapel ist alles Gegenwart, alles lebt dem Augenblick, und alles drängt sich auf die Straße. Vor jedem Fenster ist ein Balcon, denn die Damen sitzen nicht hinter, sondern vor dem Fenster. Vom Leben in den Straßen kann man sich nur einen annähernden Begriff machen, wenn man es sich als einen ewigen Jahrmarkt denkt; wenn man durch die große Hauptstraße, den Toledo fährt, und sieht in eine Querstraße hinein, so glaubt man in jeder einen Auflauf zu sehen. Sitzt man vor einem Caffee, so winden sich beständig Verkäufer von Zeitungen, allerlei Lebensbedürfnissen und Luxussachen zwischen den Sitzen hindurch, mit beständigem lautem Geschrei und heftigen Bewegungen. Hat man nun nicht persönlich darunter zu leiden und betrachtet das Ganze als bloßes Schauspiel, so genießt man doch den Eindruck des reichen wilden Lebens eines großen Volkes.

Sonntag früh. Ich war vier Tage in Neapel und werde später noch länger dableiben. Ich wohnte im Hotel New York, welches am Golf und am Eingang der Villa Reale, der Promenade von Neapel, liegt. Ich hatte zwar nicht die Aussicht aufs Meer, aber auf eine Art Garten, der voller blühender Oleander (von anderen Dimensionen, als bei uns), voll Palmen und Gummibäumen war,

und wo die Vögel zu gewissen Stunden ein Konzert machten, wie 500 Scherenschleifer. Die stattlichen Höhen, welche sich steil über den Häuserreihen am Golf erheben, Castel S. Elmo, Capo di Monte, Pizzofalcone, der Vesuv links, der weite Halbkreis der mit Häusern bedeckten Ufer, die Insel Capri gegenüber, die grade in der Mitte der offenen Seite des Kreises oder Kraters des Golfs liegt, dies alles giebt so freie große Linien, der Blick beherrscht so gewaltige Flächen und Höhen, daß alles, dessen man sich sonst von landschaftlichen Eindrücken erinnert, kleinlich und gedrückt dagegen erscheint. Hier muß in den Menschen alle Sehnsucht nach einem eingebildeten Vergangenen oder Künftigen verschwinden, hier muß man ganz in der Gegenwart aufgehn. Herder sagt, der Himmel und die Hölle sind hier erfunden worden: er denkt zunächst an die Schilderungen der alten Dichter; in der That, alles was man je von Schönheit und Majestät, von zauberischer Fülle der Natur, der äußeren Welt des Auges, geträumt haben kann, hier ist es erfüllt; es kommt einem vor, als ob hier der Höhepunkt des Daseinsgefühles erreicht sei und als ob alles hierauf gezielt habe. Vor dieser Gegenwart wird alles, was die Phantasie sich aufbaut, oder die Erinnerung bewahrt, zu eitlen Schattenbildern.

Ich muß hier abbrechen; denn nachdem gestern den ganzen Nachmittag Gewitter gegrollt hatten, ist es heute sonnig und windstill und droht sehr heiß zu werden. Ich will also zeitig nach den Ruinen gehen, die heute ohne Führer und Entree besucht werden können.

Meine Briefe adressirt an Detken; sie werden mir nach Sorrent, (wohin ich heute Abend gehe) und Capri nachgeschickt werden. Lebt alle wohl und laßt Euch nicht wieder beunruhigen durch neue Gerüchte, die nicht verfehlen werden in den Zeitungen aufzutauchen.

Wenn Du einmal nach Leipzig, etwa an Zarncke schreibst, lege

einen Gruß von mir an Ebert bei, dem ich einen langen Brief im Juni schrieb, ohne daß er mir geantwortet. Vielleicht ist er verloren gegangen.

Ich bekam die Briefe noch einmal in die Hände und finde ein paar Augenblicke Zeit, noch einige Worte hinzuzufügen. Der heutige Morgen war einer der entzückendsten, die ich erlebt habe. Alles hat beim zweiten Sehen und bei dem wolkenlosen windstillen Himmel einen viel größeren Eindruck gemacht, als gestern. Nachdem ich die zwei Theater, das Forum triangulare, die Thermen gesehen, und bis zum Herculaner Thor vorgedrungen war, habe ich mich fast eine Stunde auf dem bekannten halbkreisförmigen Sitz, den die Pompejaner ihrer Priesterin Mammia am Anfang der Gräberstraße errichtet haben, ausgeruht und von der Rückseite des dahinter liegenden Mausoleums aus den Monte S. Angelo, Castellammare, die Seeruine Rovignano, Capri hinlänglich betrachtet. Ich stöberte in den weniger angenehmen Erinnerungen der Vergangenheit umher, und konnte einen Augenblick wünschen, diese Schönheit nicht allein zu genießen. —

Die „Tauben" sind wahrscheinlich eine kleine Nachbildung des berühmten Taubenmosaics des Cardinal Furietti, welches jetzt im Capitolinischen Museum steht. Der genannte Cardinal veranstaltete im vorigen Jahrhundert eine Ausgrabung in der Villa des Kaiser Hadrian bei Tivoli, wo er zwei Centauren aus schwarzem Marmor und dies Mosaik fand, eins der feinsten, die es aus dem Alterthum giebt. Es wird hier in allen möglichen Formen und Größen von den Mosaicisten nachgeahmt. Der Cardinal schrieb in Folge dieses Funds ein Buch über die Kunst des Mosaiks. Die Centauren wollte der Pabst Benedict XIV. gern für das Capitolinische Museum haben, aber der Cardinal Furietti, der damals noch Monsignore war, konnte sich nicht davon trennen. Man deutete ihm an, er könne auf diese Weise zum Cardinalshut kommen; aber er antwortete, er fürchte, daß er dann für immer der Cardinal Cen-

tauro heißen würde. Dieses Taubenmosaik des Kaisers Hadrian war indeß nur eine Copie des viel feineren des Sosias in einem Tempel von Pergamon, wo man die schillernden Farben des Halses der einen Taube im Wasser sich spiegeln sah.

Das Knöspchen ist vom Grabe der guten Mammia: durch Zerreiben zwischen den Fingern kannst Du dir pompejanische Gerüche reproduciren, die, wie du finden wirst, zuweilen von den unsrigen nicht verschieden sind.

An die Schwester

Capri auf der Insel Capri,
d. 10. Sept. 1867

SEIT einigen Tagen auf dieser glückseligen Insel, will ich versuchen, auch von hier aus einige Bemerkungen nach dem fernen Norden zu senden, so schwer es auch sein mag, sich hier zum Schreiben zu entschließen, wo zwischen anstrengenden Expeditionen, Essen, Ruhen und ein bischen Lesen kein Platz für andere Dinge übrig bleibt.

Mein letzter Brief vom letzten August mit dem Poststempel Torre Annunziata wird vor 1 1/2 Wochen angekommen sein. Ich verließ Pompeji Montags in der Frühe und fuhr nach Castellammare, das jedoch im Innern dem Anblick aus der Ferne nicht entsprach. Die weißen Häuserreihen, die in verschiedenen Höhen die halbkreisförmige Bucht bekränzen, die hohen steilabfallenden Berge darüber, mit der Schloßruine Carls von Anjou, ließen etwas ganz anderes erwarten, als die engen unsauberen übelriechenden Straßen zeigten. Niemand konnte mir den Zugang zu jenem Schloß zeigen, das Anastasius Grün im „Schutt“ erwähnt:

in Trümmern stottert noch manch blutig Wort.

Dagegen erstieg ich unter Seufzen das Bourbonenschloß, um den Park zu sehen. Es führt den einladenden Namen Quisisana, d. h. hier wird man gesund.

Gegen 11 Uhr fuhr ich in einer Kutsche nach Sorrent; der Weg geht an den hohen Ufern her, zwischen blühenden Pflanzungen, Vignen, kleinen Ortschaften. In Sorrent blieb ich 5 Tage, bis Sonnabend früh. Sorrent liegt in einer Ebene zwischen steilen hohen und spärlich bewachsenen Kalksteinbergen; die Ebene, dicht mit Obstgärten bedeckt, steigt nach den Felswänden zu sanft an, und fällt etwa 150 Fuß senkrecht ins Meer ab. Gegenüber hat man die Insel Ischia, das Cap Misenum und den Vesuv.

Ich bewohnte ein Wirthshaus, La Cocumella genannt, welches, nach dem kreuzgangartigen Hof, der Kirche daneben, zu schließen, sonst ein Kloster gewesen war. Ueber dem einen Flügel des Kreuzgangs war eine Loggia mit Weingeländen, auf die man aus dem ersten Gang trat. Die Cocumella liegt vor der Stadt, inmitten der Gärten; von der Loggia sah man in einen Pflanzenwuchs hinein, der an die Schilderungen tropischer Urwälder erinnert, und von dem in dem nördlich von Neapel gelegenen Italien nichts eine Vorstellung giebt. Alles steht durcheinander, drängt sich, Feigen, Citronen, Oelbäume, Mandeln, Weinstöcke, die an hohen Bäumen oder auch Stangen heraufgezogen werden, hoch oben überhängen, lange schwer beladene Gehänge von einem Baum zum andern bilden, und im Umfang der Trauben zuweilen an die Josuas und Calebs erinnern. In einiger Entfernung erhob sich über diesem üppigen Gewirr eine Reihe stattlicher Pinien, die sich in der Mitte öffneten und den ganzen Vesuv sehen ließen. In einem engen Gang zwischen Mauern geht man etwa 200 Schritt bis zum Uferrand, und windet sich dann auf steilen Treppen, die zum Theil durch den Tuffsteinfelsen gehauen sind, zum Meer herab, wo eine sandige Stelle den Fischern Gelegenheit zu ihren Operationen und anderen Leuten ein passendes Plätzchen zu Seebädern giebt. Zu den übrigen

Calamitäten, die jetzt den schönen Golf heimsuchen, kommt nun auch noch, es ist haarsträubend zu melden, ein Haifisch (pesce cane), der jüngst den Fischern durch ein Netz gebrochen ist, und die Schwimmer hindert, sich weit ins Meer hinaus zu wagen. In den Hals eines solchen ungestalten Monstrums hinuntergewürgt zu werden, wäre allerdings „unwürdig", um mich des Lieblingsausdrucks eines wohlbekannten Gelehrten zu bedienen. Diese ganze steile Felswand des Ufers ist von Grotten durchhöhlt; in vier derselben bin ich mit einem Kahn hineingefahren; sie scheinen in uralten Zeiten zur Bergung der Schiffe angelegt zu sein, obwohl die Schiffer behaupten, sie seien Werke der Natur. Auch eine große Capelle ist in diesen Tuffstein eingehauen, in der das Wasser einige Fuß hoch steht, an den Wänden sind die Spuren der Säulen und am schmalen Ende die Altarnische. Sollte hier das Ufer in Folge von unterirdischen Vorgängen in dieser vulcanischen Gegend gesunken sein? Das Wasser ist so klar, daß man in einer Tiefe von 25 Fuß noch deutlich die Steine auf dem Grund sieht, aber in einer unvergleichlichen grünen Farbe, die in ihrem Wechsel zwischen hell, dunkel auffallend an spiegelglatt geschliffenen Malachit erinnert.

In Sorrent waren zur Zeit viele fremde Gäste, aber meist Italiener, besonders aus Sicilien, die vor der Cholera, die in Palermo so schrecklich gehaust hat, in Messina noch wüthet, hierher geflohen waren. Auch einige Engländer waren da; und was mußte ich an einem schönen Abend auf der Loggia der Cocumella hören aus einem offenen Fenster? Die Appassionata von Beethoven, vortrefflich ausgeführt. Den nächsten Abend ließ sich aus einem anderen Fenster eine nicht besonders schöne, wahrscheinlich einheimische Stimme vernehmen; es war natürlich: — Sul mare luccica.

Was die Melodien betrifft, die man von dem Volk im Freien hört, so ist es fast nur eine einzige Melodie, die gesungen wird, in sehr hohen langgezogenen Tönen, sie scheint, (wenn ich als

ganz Unwissender darüber sprechen darf) weniger wie eine ganze Melodie, mit Anfang und Ende, als wie eine aus der Mitte herausgerissene Tonreihe. Erst nach vielmaligem Hören, und wenn ich Himmel und Landschaft hinzunahm, konnte ich Gefallen daran finden. Aus der Ferne macht es sich sehr gut, ebenso Nachts.

Dieses Sorrent genießt seit langen Jahren den Ruf eines der ersten Sommeraufenthalte der Welt; aber was für ein Unterschied, wenn man an unsere deutschen Badeorte zurückdenkt. Vertrauend auf seine göttliche Natur hat der faule Neapolitaner nichts gethan, um es den Gästen bequem und comfortabel zu machen. Daß es keine Bademusik, keine Alleen, kein Spiel, keine Conditoreien, kein Lesecabinet (um sich von Zeit zu Zeit darüber zu beruhigen, daß die Welt draußen noch nicht aus den Angeln geht, kauft man gelesene Zeitungsblätter für zwei sous von Bettelkindern), keine kohlensauren Brunnen und dergl., dagegen unermeßlich viel Unrath und Bettler giebt, versteht sich von selbst. Aber wenn man nicht eine Wohnung hat, die auf den Golf geht, so muß man sich eine halbe Stunde lang durchwinden, bis man überhaupt sehen kann, an welchem Fleck der Welt man sich befindet. Wenn ich von meiner Cocumella nach der Stadt gehen wollte, so mußte ich mich durch ein Labyrinth von engen zwischen den Gärten führenden Gassen durchfinden, und die Gärten sind nicht mit Zäunen, sondern mit 10 Fuß hohen Mauern verwahrt. Die Hauptstraße der Stadt erinnert an die Frankfurter Judengasse. Noch bis vor wenigen Jahren war die Stadt nach der einen Seite zu durch eine wahrhaft cyclopische Mauer aus dem Mittelalter verschlossen, die erst die neue Regierung hat durchbrechen lassen, um eine breite Hauptstraße zu schaffen, die den stolzen Namen Corso Principe Umberto führt. Diese Mauer steht nach dem Gebirge zu noch vollständig aufrecht, und vor ihr liegt eine tiefe wildverwachsene Erdspalte. Auch der eine Theil der Stadt liegt über einer solchen überwölbten Erdspalte, in deren Ausgang man hineinsieht.

Du wirst nun wissen wollen, wie ich diese 5 langen Tage ausgefüllt habe, — die ersten Tage in Italien, wo ich ganz ohne Gesellschaft war. Einen Tag habe ich dazu verwandt, einige Bemerkungen über die Alterthümer von Neapel und Pompeji niederzuschreiben; an den andern habe ich Ausflüge in die Berge gemacht. So zweimal nach dem über Sorrent auf einem Berggipfel gelegenen verfallenen Kloster Deserto, wo man den Golf von Neapel rechts und den von Salerno links überschaut, und gradeaus, hinter der Landzunge, auf der Sorrent liegt, die Felseninsel Capri, schroff und steil mit ihren Felsen, wie Salas y Gomez aus dem azurblauen Spiegel emportaucht. Ein ander mal machte ich einen Ritt zu Esel (hier schönklingend somarello genannt) nach der Spitze des genannten Vorgebirgs. Es war ein Ritt von 6 Stunden hin und zurück, auf unglaublich holprigen, halsbrechenden, rückgraterschütternden Pfaden, eine wahre Cur für den Mann, der sich einbildete von Glas zu sein. Das Terrain war sehr steinig, und auf der letzten Spitze kam auch kein Gräschen mehr fort. Aber wo es irgend möglich war, hatten sie am Abhange ein paar Steine als Damm für ein Häufchen Erde aufgeschichtet und darin einen Oelbaum gepflanzt. Zuletzt war der Weg schwindlich; zwei Fuß breit in die Felsen eingehauen, die manchmal fast senkrecht 600 Fuß tief ins Meer abfielen, das unten im tiefsten schwarzblau brandete; schadhafte Stellen mit ein paar zusammengekeilten Steinen ausgefüllt. Allen Respect vor diesen Eseln, die mit unfehlbarer Sicherheit über solche halsbrechende Stellen hintraben, wo ein Pferd hundert mal herabstürzen würde. Zuletzt läuft diese ganze Landzunge, welche die beiden Golfe trennt, spitz zu, und hier liegt ein Leuchtthurm, einst Glocke zur Warnung vor den Seeräubern, (daher der Name Punta della campanella). Hier sieht man wieder einige spärliche Myrthen und Oliven. $^3/_4$ Stunden gegenüber Capri. — Auf dem ganzen Hin- und Rückweg ging es meist über den Bergrücken, zwischen Gärten, kleinen Villen, Dörfern her, keine 10 Quadratfuß ebner

Boden, bald in Schluchten hinunter, bald über Klippen mit weitbeherrschender Aussicht; ich muß aber gestehen, daß ich dieses Vergnügen noch einige Tage lang in allen Knochen spürte. Bei alldem brannte mir die Sonne auf den Scheitel. Vielleicht wäre es rathsamer gewesen, noch einen Monat in Rom zu bleiben und im October hierher zu gehen; aber man empfiehlt Sorrent grade für den heißen Sommer. Wenn wir beide zusammen in einigen Jahren wieder hierher gehen, so wollen wir den October versuchen.

Den Unterschied dieser und der römischen Luft spürt man merklich. Hier kann man sich wieder getrost dem Genuß aller Südfrüchte überlassen; selbst die Melonen kommen jeden Mittag und Abend auf den Tisch. In Rom mußte man leben, wie ein Valetudinarier; der Körper gleicht einer überempfindlichen Person, die durch die geringste in die Queere kommende Kleinigkeit oder Unachtsamkeit zornig oder melancholisch oder schmollend wird. — Das Materielle betreffend ist man in Sorrent auffallend gut aufgehoben. Der Gasthof hatte etwas sehr behagliches, auch dadurch, daß der ganze Schwarm von Oberkellner, Unterkellner, Hausknecht, Portier ganz wegfällt. Der Padrone, ein schöner Mann mit vollem schwarzen Bart, brachte selbst das Essen auf die Zimmer, zu jeder beliebigen Stunde, und das pranzo war so gut, daß ich Abends nur noch zu etwas Brot, Weintrauben und Wein Lust hatte. Auch wird nicht das Einzelne berechnet, sondern eine Summe Pension bezahlt, 5—6 frcs. täglich, alles inbegriffen, und da kommt es auf eine Handvoll mehr oder weniger, was man verlangt, nicht an. So finde ich, daß mich der ganze Ausflug von Neapel nach Pompeji und Sorrent bis Capri nur circa $^2/_3$ von der Summe gekostet hat, die ich vor zwei Jahren auf die Harzreise verwandte.

Der Menschenschlag ist weniger erfreulich; er entspricht nicht der Schönheit und Größe der Gegend. Die Physionomien haben viel Maurisches, und sind oft recht stuzig, zigeunerisch und gemein. Auch sind die Leute auf der genannten Landzunge arm, und sehen

recht finster aus. Sie werden zwar nichts gegen einen unternehmen, der da hergeritten kommt, und von dem sie nicht wissen, was sie zu erwarten haben; sonst aber sollen sie ziemlich verzweifelte Kerle sein. Mitunter, aber selten, begegnet man überraschend schönen Gesichtern. Als ich z. B. eines Morgens nach dem Dorf Sant'Agata hinaufging, das auf dem Berg in der Nähe des Deserto liegt, wo mir viele Landleute begegneten, welche die frischgepflückten Feigen in großen flachen Körben nach Sorrent hinuntertrugen, wahrscheinlich um sie per Schiff auszuführen, beschäftigte ich mich mit der Ueberlegung, wie doch in den tiefliegenden, feuchten, stinkenden, mit Menschen überfüllten Quartieren von Rom, an der Tiber, sich die Jahrhunderte hinduch eine solche Fülle von plastisch wie malerisch vollkommenen Figuren habe erhalten und bilden können, während in solcher Luft und Gegend alles so pöbelhaft herauskomme. In diesen Betrachtungen wurde ich jedoch unterbrochen und beschämt, als ich weiter hinaufsteigend ein heftiges Schluchzen hörte, und gleich darauf ein Bauernkind sah, dem sein Korb mit Feigen in Folge eines falschen Tritts vom Kopf gefallen war, wodurch ein großer Theil vollständig zerquetscht war. Zwei Jungen waren vorbeigekommen und halfen ihr auflesen; ich fragte sie, was die Ladung werth sei, sie sagte zwei Francs (due lire); da die Neapolitaner immer wenigstens das Doppelte sagen, so schenkte ich ihr einen franc, um sie zu trösten und ihr die Schläge zu ersparen; (was ich indessen wahrscheinlich auch gethan hätte, wenn sie alt und häßlich gewesen wäre). Sie hatte sehr große Augen, eine kurze Stirn, und die berühmten von den Malern geliebten langen Wimpern; vor allem aber eine merkwürdig schöne kühn geschwungene Adlernase, dergleichen ich in meinem Leben nichts ähnliches gesehen zu haben mich erinnere. Ein Beweis, daß sie von der Natur für Schönheit geschaffen war, war auch der Umstand, daß ihr Gesicht bei all ihrer Verzweiflung (o dio mio, sono tutti tutti guasti!) keine Spur von Grimasse annahm; sie blieb wie

ein Marmorbild, von dem die Thränen herunterliefen. Das schöne Kind mochte etwa 17 Jahre alt sein. — Ich nahm mir vor, nie wieder die Italiener eines Landstrichs zu lästern.

Von dem zauberischen Eiland, das mich seit vier Tagen in seinem felsigen Schooß aufgenommen hat, zu schreiben, verspare ich mir auf das nächste Mal. Ohnehin ist es Abend und die sämmtlichen Insassen des Hotel Michele Pagano (bestehend außer mir in englischen und deutschen Malern) sind von den Engländern des Hotel Tiberio für heute Abend eingeladen worden, um einer durch ihre Bemühungen zu Stande gebrachten Aufführung des süditalienischen Nationaltanzes Tarantella, der in Capri am besten getanzt wird, beizuwohnen. Hier werden sich auch die Bewohner des dritten Hotels Quisisana, das von dem Dr. Clarke gebaut ist und in dem zur Zeit Engländerinnen und eine französische Dichterin und mein „Freund" von Rom her, Dr. Bärensprung, hausen, einfinden; und außerdem die Engländer, welche seit vielen Jahren in Capri wohnen, Bürger, ja cavalieri der Insel und eingeheirathet sind.

An den Bruder

Capri, Sonntag, d. 15. Sept. 1867

BIS zu dieser letzten Reise war mir eigentlich die südliche Natur des italienischen Landlebens unbekannt geblieben; denn die Ausflüge nach Tivoli, Nemi, Porto d'Anzio waren nur rasche Streifzüge, wo man nach Turistenart so rasch wie möglich ein Bild aufzufassen sucht und dann weiter eilt. Und dann ist in Nord- und Mittelitalien die Natur, die Vegetation sowohl wie die Farbenwirkungen der Luft, nicht durchaus von unserer verschieden. Darum hatte ich mir immer gewünscht, mich längere Zeit

in der Umgegend von Neapel dem italienischen Landleben zu überlassen. In dem mir empfohlenen Sorrent fand ich nicht ganz meine Rechnung, und ich bedaure, nicht gleich auf diese Insel gegangen zu sein.

Jetzt bin ich hier über eine Woche, und immer staunenswerther scheint mir ihr Reichthum an Schönheiten aller Classen und aller Nüancirungen. Sie scheint mir wie Italien und der Süden, ja wie Natur und Welt im Auszug. Die geologische und die vegetabilische Natur, die Nähe und die Ferne, das Grauenhafte, das Anmuthige, das Feenhafte; die Ruinen, die Menschen, ihre Gestalten, ihre Wohnungen, ihre Beschäftigungen; das Meer, die Schiffe, der Mond, die Sterne, — alles bildet eine Kette von ungeahnten, stets neuen Schauspielen für das Auge.

So hat man hier, um mit den Resten vergangener Zeiten anzufangen, hoch auf dem südöstlichen Gipfel die Trümmer der Villa des Tiberius; darin noch zwei stattliche tonnengewölbte Säle, Mosaicböden, und auf der höchsten Spitze eine Capelle di S. Maria del soccorso. Hier giebt man die Stelle an, den Vorsprung, geschützt durch eine kanzelartige Brüstung, wo er die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinabstürzen ließ; man sieht unten zwischen Klippen die tiefblauen Buchten, die Schiffe erscheinen wie Kinderspielzeug; er heißt: il salto di Timberio; es ist ein Sprung von 1335 Fuß. — Ueberall, wo das Ufer zugänglich ist, sieht man die Trümmer römischer Bäder und Villen, auch jetzt die besten Badeplätze.

Die westliche Hälfte der Insel, dem Tiberio gegenüber, bildet ein Felskoloß, fast unzugänglich, an dem sich eine Zickzacktreppe von sechstehalb hundert hohen Stufen hinaufwindet, die nach dem Dorf Anacapri führt. Dies ist der höchste Punkt der Insel. Zwischen den östlichen und westlichen Felsmassen zieht sich, beide sanft verbindend, ein niedriger Sattel hin, der zu beiden Seiten, immer noch steil genug, ins Meer abfällt, und hier sind die beiden ein-

zigen Stellen, wo Schiffe landen können. Auf dem höchsten Grate dieses Sattels ist in malerischem Halbkreis, die Stadt Capri gebaut. Jean Paul hat die Form der Insel sehr treffend mit einer Sphinx verglichen; je mehr man sie von Neapel aus betrachtet, desto mehr findet man sich in dieses Bild.

Ich wollte von den Ruinen sprechen; es sind nicht blos die römischen Mauern; da ragt auf der einen Seite schroff ins Meer abfallend, auf der andern in einem halben Kegel nach der Stadt zu sich senkend, eine stattliche mittelalterliche Feste mit Thürmen und Zinnen, ganz wie am Rhein. Und wenn man da herunterschaut, gewahrt man zu seinen Füßen eine weitläufige Klosteranlage mit herrlichem Klosterhof, die Karthause, auch auf einem Vorsprunge nach dem Meer zu gelegen, seit 1806 Ruine. Und so noch eine Menge kleiner Burgruinen; und endlich auch eine moderne Ruine, der Palast eines Engländers, um 1750 erbaut, von den Franzosen bei der Erstürmung der 1806 von den Engländern besetzten Stadt zerschossen. An diese Ruine knüpft sich eine der seltsamsten romanhaften Geschichten, die Dr. Clarke aus den Erzählungen eines alten Mannes, des letzten Nachkommen des Erbauers, und aus Proceßakten in Neapel zusammengestellt hat, und die ich in seinem Manuscript gelesen habe, die aber zu verwickelt ist für einen Brief.

Die kleine Stadt hat einen ganz orientalischen Character, wie sich denn auch Saracenen hier niedergelassen hatten. Ein Maler, der Syrien und Palästina bereist hat, sagte, man könne sie ganz gut in eine syrische Landschaft hineinsetzen. Alle Gänge, Loggien, Zimmer sind gewölbt; die Gänge der einzelnen Stockwerke sind außerhalb; Dächer giebt es nicht; die Gewölbe der obersten Zimmer liegen bloß zu Tage, nur eine Brüstung läuft rings umher. Auf diesen flachen Dächern kann man die Stunden nach Sonnenuntergang zubringen; die einzelnen Gewölbe dienen als Sitze und Polster. Von der Hofthür zur Hausthür führt ein Gang von dicken

Säulen, zwischen und über denen Weinstöcke gezogen werden (pergola genannt). In dem Garten unseres Hauses steht die größte Palme der Insel, so schön ist in Rom keine.

Die Pflanzenwelt ist eine uns ganz fremde, bis auf die kleinsten Sträucher und Kräuter. Auch sie ist ähnlich wie in Egypten und Syrien. Besonders fremdartig macht sich die große Cactusart, die indianische Feige. Den Johannesbrotbaum sieht man besonders als niederes Gebüsch an den Felsen, die Myrthe am Meer. Die Beschäftigung der Einwohner ist sehr mannigfaltig. Jetzt z. B. lösen sich verschiedene Obsternten ab, dazwischen wird gefischt. In den letzten Tagen war der Zeitpunkt, wo tausende von Wachteln auf ihrer Wanderung auf der Insel Rast machen und zu tausenden in Netzen gefangen werden; wir bekommen sie jeden Mittag.

Montag, d. 16. Sept. Vor einigen Tagen hatte Mr. Wreford (spr. Rieford) zum Ansehen des Weinmachens eingeladen; zufällig kam ich auch dazu. Zwei Kerle stampften die Trauben in großen steinernen Trögen mit den bloßen Füßen, grade wie auf den pompejanischen Gemälden; was freilich die Damen hindert, den ausfließenden Most zu kosten. Hernach wurde bei hereinbrechender Dämmerung Angesichts des Golfs und der mehrerwähnten Linie Ischia, Procida, Cap Misen, Neapel, Vesuv, Torre u. s. w. von Kindern und Alten die Tarantella getanzt; dann wurden zwei Riesenschüsseln mit Maccaroni auf den Boden gesetzt und die beiden Kelterer nebst den Kindern lagerten sich im Kreise darum, griffen mit den Händen zu und hatten sie bald geleert, ungeheure Händevoll zu Munde führend. Zuletzt mußten die Mädchen singen von Volksliedern, was sie wußten.

Dieser Mr. Wreford ist seit vielen Jahren in Capri ansässig und hat eine Capreserin geheirathet. Er ist nun schon ein ältlicher Herr, und hat ein ruhiges, Vertrauen und Behagen erweckendes Wesen, und köstlichen selbstgemachten Capriwein, der übrigens brennend herb ist und einen Schwefelbeigeschmack hat. Mr. W.

hat vieles für Einrichtung von Volksschulen in Capri gethan; kürzlich war ein Examen, bei dem er als Patron und Ehrenexaminator eingeladen war. Seine Zimmer sind voll von Curiositäten der Natur und des Alterthums der Insel, Andenken von Künstlern u. s. w., darunter Bildnisse und Autographen Garibaldis. W. ist eine recht philantropische Natur.

Unter den Teilnehmern des Festes nenne ich noch einen Major Butterworth aus Nordamerika, der kaum 30 Jahre alt ist und schon 40 Schlachten mitgemacht hat; dann der americanische Consul in Neapel; eine alte schriftstellernde Französin, die mich sehr an das alte Frl. Am. Hg. erinnerte, und die mit ihren kleinen schwarzen blinzelnden Augen alle Personen ansah und anhörte, als ob sie sie morgen in einem Feuilleton figuriren lassen wollte. Ferner ein riesiger Engländer mit langem braunen Bart, Sohn der englischen Romanlesern bekannten honorable Mrs. Norton, demnächst Lord und Mitglied des Oberhauses, der auch seit 16 Jahren hier lebt, sich ein einsames hochgelegenes Haus gebaut hat, und eine Tochter des Landes geheirathet. Seine guten Eigenschaften bestehen in einem sehr kräftigen Händedruck, mit dem er freigebig ist, und entsprechende affectional expressions, z. B. beim Adieu: remember me; sowie in einer gewissen Abundanz der Rede, in welcher er helldunkle Ideen zum Ausdruck zu bringen sich bemüht; auch soll er heimlich und anonym Gedichte und Trauerspiele machen. Sonst soll er ein „trunkner Mann“ sein; bei längerem Aufenthalt kann man das Schauspiel genießen, den künftigen Gesetzgeber Englands im Graben liegen zu sehen. Sein Bruder in Bacchus ist Mr. Sheridan, ein Enkel oder Urenkel des berühmten Comödiendichters, der eine tolle Heirath gethan hat, von seiner Frau, die ihn vergiften wollte, geflüchtet ist und hier in Capri ein Asyl gefunden hat, wo er außer dem Wein auch durch Schulden zurückgehalten wird. Doch dieß im Vorbeigehen. Das seltsamste Paar dieser und aller übrigen Partien und Adu-

nanzen aber war ein Brautpaar, kurz vor meiner Ankunft entstanden. Ein sehr geschickter italienischer Landschaftsmaler und eine taubstumme Americanerin, die zwar kein unangenehmes Aeußere, aber nicht etwa Dollars hat. Sie hat sich durch Gedichte in dem americanischen Krieg, die vielen Beifall fanden, Mittel zur Erhaltung ihrer Geschwister und zu dieser Reise verschafft; in Ermanglung der gewöhnlichen Sprache hat sie die Sprache der Augen mit nachahmungswerther Virtuosität ausgebildet und dadurch in Verbindung mit ihrem sonstigen sehr aggressiven Wesen ihren dermaligen Bräutigam erobert. Man unterhält sich mit ihr mittelst Bleistift und Papier; ihr Maler hat indeß schon die Fingersprache gelernt. — Der dritte Engländer, der eine Insulanerin geheirathet hat, ist unser Nachbar, Dr. Clarke. Er hat ein Töchterchen von etwa 12 Jahren, Elisa, welche die Tarantella sehr graciös und unermüdlich stundenlang tanzt. Der Mrs. Clarke bot ich beim Nachhausegehen auf dem steigenden Wege den Arm an.

Wenn ich nun hinzufüge, daß auch Dr. Clarke, sonst ein geschätzter Arzt, mehr als rathsam ist für die Klarheit des Denkens und Handelns, den Geschenken seines Weinbergs zugethan ist; und auf die erwähnten, nicht grade durch die Vernunft diktirten Heirathen zurückblicke: so scheint die Vermuthung nicht unbegründet, daß, wie in Betreff des Ehemals die Bilder des benachbarten Pompeji zeigen, so auch noch heute an diesen Küsten, neben dem Cultus der heiligen Lucia, Theresia u. s. w. Bacchus und Aphrodite ihr Reich nicht ganz eingebüßt haben. — Die Einwohner von Capri zeichnen sich durch feine Formen aus und machen eine bemerkenswerthe Ausnahme in dieser Gegend. Die Malercolonie, die beständig hier ist, (manche sind jahrelang da) wird nicht minder durch die Schönheit des Menschenschlags wie durch die Natur angezogen.

Die Tarantella hat übrigens nicht den wilden und stürmischen Character, den man sich nach den Productionen eines bekannten

schweigsamen Volksliedervirtuosen vorstellen möchte. Sie besteht in einem hin- und herhüpfen und drehen, das einen kurzen trocknen Character hat, mit Bewegungen der Arme und Finger, dann und wann Klatschen, Aufstampfen. Sie erinnert etwas an die francaise, nur ist sie leichter, einfacher; sehr graciös sind die Gesticulationen, besonders, wenn sie mit Drehungen verbunden sind. Gestern abend wurde sie in dem Vorhof der Villa Quisisana sehr zahlreich ausgeführt. Die Musikbegleitung bestand in dem Pochen des Tamburins, worin ein alter Mann und eine alte Frau abwechselten, in einem hölzernen Klapperinstrument und in einer Flöte, die ein Invalide spielte. Man saß bis Mitternacht in der von Lampen nicht genügend erhellten Halle, während köstliche sicilianer und capresische Weine herumgereicht wurden, und der Vollmond fast die Nacht zum Tage machte. — Die erste Aufführung in dem Hotel Tiberio, von der ich in dem letzten Priefe schrieb, fand in einem großen Saal statt, der ehemals die Capelle eines Klosters gewesen war. Der Wirth hatte sie mit vielen von ihm gekauften alten Oelgemälden geschmückt. Engländer, Deutsche, Italiener, reiche Leute und armes schmutziges Volk tanzten zu gleicher Zeit. Ein junger Neapolitaner sang von Zeit zu Zeit schwierige Arien zur Guitarre. Der Bräutigam hatte sich ein seltsam buntes etwas polichinelleartiges Nationalcostüm erfunden, und tanzte ein Solo mit der kleinen Elisa. Unter den Musicanten befanden sich zwei — Mörder, die zur Zeit auf Caution, unter polizeilicher Surveillance hier umhergehen. Die Geschichte ist folgende: Die würdigen Väter der Stadt Capri hatten zum Zweck der Wegeverbesserung eine Unterstützung von 5000 francs von der Regierung erwirkt. Sie bauten eine Mauer für 100 fr., und vertheilten das übrige unter sich, wobei der Sindaco, das größte Thier und Haupt der Verwaltung in Capri, den Löwenantheil bekam. Nur der in der Comission befindliche Prete weigerte sich etwas zu nehmen. Dieses und der Umstand, daß man ihn mit einer Person der Re-

gierung auf der Straße gesehen, erregte die Besorgnisse des Sindaco, der den hiesigen Barbier und seinen Sohn anstiftete, ihn zu überfallen und zu ammazziren. Beide thaten ihr Möglichstes, aber der Prete blieb am Leben. Derselbe Sindaco wollte vor zwei Wochen über alle hier Ankommenden eine Quarantäne von 7 Tagen verhängen, weil er zugleich Arzt ist und heillose Furcht hatte, zu Cholerakranken gerufen zu werden. Da die kleine Insel nicht für sich bestehen kann, so fand er Widerstand, und hat an einem Tage 32 verschiedene widersprechende Befehle nach dem Hafen hinuntergehen lassen. Die Quarantäne bestand nur einen Tag lang. Wir wurden nur in einer Halle mit Chlor durchräuchert. Die Kerls am Hafen lachten selbst über den Unsinn.

Wir sind unser hier sieben bei Michele Pagano, einem sehr braven und soliden Wirth und zahlreichem Familienvater. Darunter ein alter Engländer mit weißem Bart, der sich mit der Sonne erhebt und mit der Mappe unter dem Arm hinauseilt; dann der junge Hübner, Sohn des großen Hübner; ein Maler Behmer, der eine Menge Oel- und Bleistiftscizzen aus Palästina und Niederegypten mitgebracht hat, die ein höchst lebendiges Bild von dem landschaftlichen Character, den Figuren, Costümen und häuslichem Leben der Einwohner geben. Er hat in der Figur und in einem gewissen salbungsvollen Accent eine auffallende Aehnlichkeit mit M., und ist in Folge von Familienzusammenhängen schaudererregend orthodox, aber ganz naiv, und hat sich viel in der Welt und der guten Gesellschaft bewegt. Ihm zur Seite sitzt ein langer schmaler Jüngling von Türk mit strohfarbenem Haar und Bart, auch ein Landschaftler, ein bis zur Langweiligkeit wohlerzogener, aber sehr guter Knabe. Ein Pauly aus Lübeck ist ein Jugendbekannter von Claudius, den er mich zu grüßen gebeten hat. Endlich ein mecklenburgischer Baron von Both, der den größten Theil des Jahres auf Reisen zubringt, und bei Michel Pagano alter Hausfreund ist. Es fehlt Mittags und Abends nie an guter Tischunterhaltung.

Nachdem ich dergestalt mit chronikartig aufgezählten Details viele Seiten gefüllt habe, sollte ich nun auch noch Verse auf die blaue Grotte u. s. w. machen. Hierin kann ich mich indeß auf Frau Heusinger beziehen. Alle Bilder dieser Grotte sind scheußlich; denn das Blau dieses Wassers gehört zu den Licht- und Farbenwirkungen, die sich nicht malen lassen. Ich bin zweimal hineingefahren und habe einmal darin gebadet. Jeder Gegenstand, den man ins Wasser hält, erscheint, wie mit einer hellblauen Patina überzogen. Das Blau der Felsen ist blaß, ein schwacher Reflex vom Wasser an dem weißen Kalkstein. Das Wasser ist so durchsichtig, daß man in der Tiefe von 40 Fuß die Steine des Grundes sieht. Im Hintergrund der Grotte steigt man aus in einen Gang, der in das Innere des Bergs bis unter den Ort Anacapri führt, aber verschüttet ist. Die Grotte wurde 1826 von August Kopisch entdeckt. Der Eingang ist nämlich so schmal, (und darauf beruht die wundarbare Lichtwirkung: alles Licht kommt durch das Wasser herein), daß man ihn von außen übersieht; man muß sich bei der Einfahrt im Kahn platt niederlegen.

Am 11. Sept. habe ich mit Behmer eine Fahrt um die Insel gemacht. Hier erhält man einen rechten Eindruck von der Unzugänglichkeit des Eilands — wie Platen in recht steifen Versen singt. An der Ostseite sind die Ufer über alle Maßen wild, ein wahrer Urwald von riesenhaften hintereinander aufgethürmten Felszacken. Hier steht eine Reihe unzugänglicher Klippen ins Meer hinein, i faraglioni, eine dieser Felseninseln mit einem natürlichen Thor, unter dem ich durchgeschwommen bin. Hier ist eine Bucht, wo sich die Wand des Ufers und die Wand der Klippe so nah und schroff gegenüberstehen, daß die Worte der Fischer wie in einem Saal wiederhallen. Beide sind durch eine niedrige Felsplatte verbunden, und von dieser aus sieht man, gegenüber der Oeffnung der Bucht, in einer Entfernung von $^3/_4$ Stunden, das Vorgebirge des Festlandes, den Monte Sant Angelo, die das

Meer scheinbar so umschließen, daß man einen großen Landsee vor sich zu haben scheint. Es ist mein gewöhnlicher Badeplatz. Gestern Morgen segelten in der Ferne 20 Segelschiffe vorüber. — An andern Stellen ist das Ufer nicht so hoch, aber so zackig, daß kaum ein Vogel darauf herumspazieren kann. Es ist ein Kalkstein, der so hart ist, wie Feuerstein, und wie ein Schwamm zerfressen, voll haarscharfer Spitzen und Kanten. An manchen Stellen sieht er aus, wie eine wilde Haide mit lauter versteinerten Gewächsen. — An der Seite der blauen Grotte fällt die Felswand wie eine Mauer senkrecht wohl 1000 Fuß ins Meer hinab. Wo sich irgendwo an den Abhängen ein Fleckchen Erde angesammelt hat, sind die Leute hingedrungen, haben sie durch einen Steinwall geschützt, eine Feige, eine Rebe, einen Cactus hineingepflanzt.

Zu vielen Betrachtungen giebt die Erinnerung an den alten Wütherich Tiberius Anlaß. Die Insel und ihr Name dünkt uns aus der Ferne wie besudelt durch diese Erinnerung; aber in der Nähe verschwindet diese Vorstellung, und dann hat die Zerstörung hier wie überall alles wieder gereinigt und gesühnt. — Ein Franzose hatte in das Fremdenbuch eines Hotels geschrieben, er habe sich hier überzeugt, daß dieser alte Herr infiniment d' esprit gehabt habe und von den Bücherschreibern schmählich verläumdet sei. Allerdings, wenn er glaubte, es durch das äußere Schauspiel für die Sinne erzwingen zu können, die Nacht seines Innern zu erhellen, so konnte er keinen passenderen Punkt als diese Insel wählen. Alles, worauf das Auge schweift, das wüste Meer, die starren unfruchtbaren Felsen, die unendliche Leere der Luft wird hier verklärt zu einem durchsichtigen Gebilde von zartem lichtem Blau. Aber die Nacht des Innern, oder um ein jetzt geläufiges Bild zu gebrauchen, die points noirs, vermag die Sonne des Golfs von Neapel nicht wegzustrahlen. Man sieht den alten unseligen Tyrannen dort oben sitzen —

„wie er dort auf den hohen Klippen
gehaust in Angst und Ueberdruß.“

Er lädt alle Erdenlüste in seine menschenfeindliche Einsamkeit zusammen und kann doch keinen Tropfen Glück erzwingen. Alles, was er in seinen Sinn, in seinen Geist hineinwirft, verwandelt sich in seinem Busen in schwarze verbrannte Lava. Er flieht die Menschen aus Haß und Furcht, er wählt sich einen Ort von Schrecken umgeben zum Wohnsitz, er sucht seine Lust in Erregung von Furcht, in Ertheilung von Qualen, und wird immer mehr ihre Beute:

„In des Menschen Brust liegt der Welten Völle.
Liegt des Himmel Lust und die Qual der Hölle.“

[Rückert]

(Die ersten Verse sind von H. Lingg, der in seinem Gedicht von einem „Hohenstaufenschloß“ faselt, wo er „Constanzens blondgelockten Sohn“ thronen sieht und bei Becherklang Lieder auf seine Damen singen. Es ist hier eine mittelalterliche Ruine Barbarossa genannt, aber von einem saracenischen Piraten.)

Garibaldi, il piu valoroso, il piu disinteressato uomo del nostro secolo, hat in Genf erklärt, daß er nach Rom gehen will, um der pestilenzialischen Institution, Pabstthum genannt, ein Ende zu machen. Wie die Genfer die ersten Schläge auf Rom geführt haben, so (berichtet das Telegramm) egli darà l' ultimo colpo al mostro. Viel gesagt in wenig Worten. Als vor 300 Jahren „bebt auf seinem Stuhle der Mönche Fürst in Rom“, bebte er nicht vor Freischaren.

An den Bruder

Neapel, d. 25. Sept. 1867

DAS schöne Landleben ist seit dem Freitag zu Ende. Zwei volle Wochen habe ich in Capri verbracht; mein Bekannter, der mit mir abreist, noch länger; und doch sind wir mit Seufzen den holprigen Weg zur Marina herabgestiegen, und sehen noch jetzt oft mit einem Sehnsuchtsseufzer nach der Silhouette der Insel hinüber. Am Abend vorher saßen wir noch in einer Loggia bis nach 10 bei Capriwein zusammen; und der Maler zeichnete unsere Silhouetten mit Kohle nach den Schatten an die Wand. Wie oft werden uns noch an schönen Abenden die italienischen Nächte auf dem flachen Dach von Michele Pagano vorschweben, wo zu beiden Seiten aus Gärten Palmen wehten; des Meeres Spiegel vor uns sich ausbreitete, zur Rechten die ungeheuren Felsmassen, ringsum die mittelalterlichen Burgen und unter uns die schweigsame Stadt mit den vom Mond grell angeschienenen Häusern. Merkwürdig, diese Insel wird von Italienern gar nicht besucht; man soll unter den Neapolitanern auf 100 kaum 5 rechnen können, die da gewesen sind; so wasserscheu ist diese Nation. — Allerdings sind die Genüsse, die man hier aufsucht, mit keiner geringen Anstrengung verknüpft. Am letzten Tage habe ich noch den höchsten Punkt der Insel (1800 Fuß) erklommen. Man reitet von dem Städtchen Capri aus etwa eine halbe Stunde zwischen Gärten und Vignen her, bis an den Fuß der uralten, angeblich von den Phöniciern angelegten Treppe von 535 Stufen. Oben liegt die Hochebene von Anacapri, die größte Fläche der Insel, wie ein hängender Garten, in dessen Mitte die Häuser zerstreut liegen. Aber nun fängt erst das Steigen an. Kommt man oben an, so sieht man zu seiner Überraschung, daß die ganze Bergkette auf einmal abbricht und jäh in die Tiefe hinabsinkt. In dieser Höhe wachsen

nur kleine Kräuter, namentlich der einen betäubenden Duft verbreitende Thymian; Myriaden von Bienen, Schmetterlingen und solches kleines Volk. Oben am Abhang, wo der Berg aussieht, wie von dem höchsten Grat herab in der Mitte lothrecht durchgesägt, hängen zwei Burgen und eine Einsiedelei mit Capelle. Die kleine Burg auf der höchsten Spitze heißt der Barbarossa. Grandios ist die Fläche des Meeres, in die man hier hinabsieht. Es ist wie aus der Vogelperspective. Unwillkürlich hallten mir die Worte wieder, mit denen Shakespeare im Hamlet (als Hamlet dem Geist folgen will) und im Lear (Doverklippen) den Eindruck solcher Art schildert. Ueberall, wo man Shakespeare mit der Wirklichkeit confrontirt, wird man mit Ueberraschung gewahr, wie exact seine Ausdrücke sind. Sieht man in diese blaue Tiefe hinab, die so glänzend und bewegt und in die Ferne ladend sich tief zu Füßen ausbreitet, so bildet sich unwillkürlich die Idee, sich hinabzusenken, und man kann sich vorstellen, daß diese Idee so mächtig würde, daß sie wirklich den Verstand überwältigte. Dieser Schwindel ist ein schaudervoller Genuß. Nirgends ist die Natur bezaubernder, als da wo die Ideen der Vernichtung, der Gefahr naheliegen. —

Meine Briefe werden von nun an wohl wieder in längeren Zwischenpausen folgen. Wie lange ich in Neapel bleibe, hängt von der Arbeit ab, die ich finde.

Der eigentliche Anlaß dieser Zeilen ist eine sehr angenehme Bekanntschaft, die ich hier gemacht habe, in dem Professor an der Universität, Lignana. Er hat mehrere Jahre in Deutschland studirt — in Bonn, — und vertritt hier die vergleichende Grammatik. Ich war ihm vorher angekündigt worden; und als wir ihn in seiner einsamen Wohnung auf dem Posilipp besuchen wollten, fanden wir schon eine mit Bleistift geschriebene Einladung zum pranzo für den folgenden Tag nach unserem eventuellen Besuch vor. Da der Weg auf den Posilipp ein furchtbarer ist, (denke Dir den Schlossberg 6 Mal übereinander gestülpt), so ruhten wir ein

Stündchen aus, und labten uns an der göttlichen Aussicht, und an dem in einem unter unseren Fenstern liegenden Weinberg selbstgezogenen Wein. Auf den Bücherbänken stand viel deutsche Literatur, und unter den orientalischen Lexicis vermißten wir nicht Dein Handwörterbuch, das er, wie aus seinem später darüber ausgesprochenen Urtheil hervorging, eingehend studirt hat. Er hat eine Reise nach Persien und Armenien gemacht. Die Rede bei dem Boppschen Fest ist eine Verherrlichung deutscher Philologie, die den Italienern sehr mißfallen hat: sie sagten, wenn die so viel bedeutende Gelehrte haben, wie sollten wir gar nichts davon erfahren haben? — Er ist ein eifriger Italiano, wartet mit Ungeduld auf den Sturz der Priesterherrschaft, und fühlt sich in Neapel als Piemontese wie in der Fremde. Es sei eine ganz verschiedene Nation. Von dem ungeselligen Wesen der Neapolitaner erzählte er seltsame Dinge. Er hatte im Anfang die ihm nahe stehenden Universitätscollegen öfter zu sich eingeladen. Aber keiner erwiederte die Einladung. Am Weihnachtsabend, wo er nicht gern allein gewesen wäre, bat er einen Freund, der Familie hat, ihm zu erlauben, den Abend in seinem Kreise zuzubringen. Dieser aber schlug es ihm ab, weil es seine Angehörigen geniren würde, obwohl Lig. sich bereit erklärte, sich ganz nach seiner Vorschrift zu verhalten, mit den Kindern zu spielen, — Lignana ist sehr jovial. Und so ist es bei allem. Gesellschaften kennt der Neapolitaner nicht; nur die nächsten Verwandten besuchen sich; jeder sitzt Abends mit seiner Frau zusammen. Benndorf, der auf seiner archäologischen Expedition nach Sicilien über 100 Empfehlungen mit hatte, ist ein einziges Mal eingeladen worden. Der höchste Grad der Gastfreundschaft, zu dem sich der Süditaliener emporschwingt, besteht im Poniren einer Tasse Caffee oder eines Glases Eis im Caffee. Ueberhaupt fällt immer in Süditalien auf jedem Schritt und Tritt auf, wie zäh sich hier mittelalterliche und antike Sitten und Lebensweise conservirt haben. Wie ist dagegen bei

uns das Gepräge der Vergangenheit verwischt. Der Italiener ist hier noch so unpolitisch, wie man es im Mittelalter war; den Staat sieht er an als eine feindliche Macht; alles isolirt sich und sieht den Außenstehenden mit mißtrauischen feindseligen Augen an. Wie falsch stellt man sich überhaupt den Italiener im Ausland vor. Kein Volk ist wohl weniger zugänglich für allgemeine Gesichtspunkte und ideale Motive, haftet so sehr an der Scholle, eifersüchtig auf jede aus ferneren weiteren Kreisen auf seine Sphäre sich erstreckende Einwirkung. Ganz positiv, auf das nächste greifbare gerichtet ist sein Sinn; schlau, ein rascher satirischer Beobachter fremder Schwächen, dabei feige, sinnlich. Dennoch kann man ihm, wenn auch gereizt durch seine Unzuverlässigkeit, seine Treulosigkeit, seinen Egoismus, sein Mißtrauen, seinen engen herben Positivismus, nicht auf die Dauer böse werden. Um jenen harten herben Kern (auch die Weine, die er liebt, sind herbe, „asciutto") liegt eine Draperie von Anmuth und Schönheit, das Geschenk seines Himmels. Die Kunst ihn zu gewinnen ist vorhanden, freilich ist es eine Kunst, die nicht jedem gegeben ist; sie gleicht der Kunst mit Frauen umzugehen. Es ist so viel ursprüngliche, uralte und ewig junge Natur in seinen Sitten, ein Freigebliebensein von den Raffinements, der Falschheit, den Verstellungen der Societät; ein so ruhig gelassener, um den Eindruck nicht sehr bekümmerter Stil in seinem Auftreten, ein so eigenes Gemisch einer nicht sehr tief gehenden Gutmüthigkeit mit anmuthiger Höflichkeit und Schmeichelei, da wo sein Interesse nicht ins Spiel kommt, und vor allem so viel leicht fassendes Talent und Geschick. Das italienische Volk spielt in den letzten Jahrzehnten wirklich die Rolle der Dame in der europäischen Politik, deren Verhalten zu ihm als ritterliche Galanterie bezeichnet werden kann.

Man ist hier in großer politischer Aufregung. Garibaldi hat zu bestimmt versichert, jetzt gegen Rom losgehen zu wollen, als daß

er wieder zurücktreten könnte. Aber die Regierung duldet keine bewaffnete Grenzüberschreitung. Nun sucht man im Kirchenstaat selbst einen Aufstand zu veranlassen, der das Einrücken der Piemontesen zum Schutz des Pabstes zur Folge haben wird.

Die Stimmen aus Frankreich gegen Preußen lauten von Tag zu Tag drohender; der Krieg scheint unvermeidlich.

Soeben haben wir das ersehnte erste Gewitter. Die Hitze war in den letzten Tagen unerträglicher als je. Man konnte selbst Abends an der See keine paar Schritte gehen, ohne in Transpiration zu gerathen. Seit 30 Jahren hat Neapel keinen so heißen Herbst erlebt.

An die Schwester

Neapel, d. 17. October 1867

ICH bin mit meinen Briefen etwas in Rückstand gekommen; ich denke, es sind jetzt drei Wochen, seit ich zum letzten Mal schrieb. Seitdem habe ich so viel gesehen und erlebt, daß es mir fast einen Entschluß kostet die Feder anzusetzen, Angesichts der Masse des Stoffs, der sich mir entgegendrängt. Ich brauche nur die Namen: Golf von Salerno mit Pästum und Amalfi; — Portici und Herculanum; — Besteigung des Vesuv zu nennen, jedes Stoff für ein langes Sendschreiben; mehrere Wochen in Neapel können auch nicht ohne mancherlei Beobachtungen vergehen. Ich habe in der letzten Woche fast täglich von 10 bis 3 auf den Bibliotheken geschrieben, und mußte bei den früh einfallenden Abenden meine Augen etwas schonen, besonders, da ich auch noch entliehene Bücher zu excerpiren hatte. Denn ich bin hier nicht ohne mancherlei Ausbeute geblieben.

Wieviel Reiz und Bedeutung erhält nicht grade jetzt der Aufent-

halt in Italien, wo sich so ungeheure welthistorische Geschicke erfüllen, wie der Sturz des Pabstthums ist! Da ich täglich mehrere Blätter lese, die jedes zu verschiedener Stunde des Tages erscheinen, das letzte um 1/2 11 Abends, und in der Straße für 1 soldo (Kreuzer) vertheilt werden, so habe ich den ganzen Kampf der Leidenschaften, der wechselnden politischen Combinationen, die von dem Schauplatz des Kampfes eintreffenden Nachrichten, recht im Einzelnen verfolgen können. Ich war bei der größten der Demonstrationen des Volks für Garibaldi, als vor der Präfectur auf dem Platz des kön. Schlosses die evvivas und abassos gebrüllt wurden. Gestern Mittag sah ich auf demselben Platz die Musterung zweier Regimenter, die heute auf der Eisenbahn zur Besetzung des Kirchenstaates weggegangen sind. Sollte es jetzt gelingen, so ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in diesem Monat October grade 3 1/2 Jahrhunderte vergangen sind, seit Martin Luther den ersten erfolgreichen Angriff auf das Pabstthum machte. Ebenso merkwürdig wäre es, wenn Deutschland, das protestantische Preußen an der Spitze, sei es diplomatisch, sei es militärisch, zu diesem Erfolg beitragen sollte. Und wer hat dies alles angerührt? Wer durch sein bloßes Wort den Aufruhr in den päbstlichen Provinzen entzündet; die Regierung in Florenz genöthigt vorzugehen und, wie jetzt fest beschlossen ist, Rom zu besetzen, selbst auf die Gefahr des Bruchs mit Frankreich hin; wer wird, wie es scheint, die Aufhebung der weltlichen Macht des Pabstes trotz aller katholischen Staaten Europas durchsetzen? Der gefangene Garibaldi. Ein merkwürdiges Beispiel von der dämonischen Macht einer Persönlichkeit, die man gewiß weder einen tiefen Staatsmann noch großen Feldherrn nennen kann, aber deren moralische Lauterkeit, ideale Beweggründe und persönlicher Muth über jeden Zweifel erhaben ist. Ein Mann muß besonders dem Italiener imponiren, „der ein Königreich von Millionen erobert und regiert hat, und dann dem König abgetreten, ohne etwas für sich zu ver-

langen, dem Millionen durch die Hände gegangen sind, ohne daß er sich bereichert hat".

Wir haben jetzt herrlichste Octobertage, nachdem sich in der vorigen Woche Gewitter und Stürme ausgetobt haben. Darauf war es einige Tage so kalt, daß ich bereute, meine Winterkleider in Rom zurückgelassen zu haben. Ich hoffte nämlich Anfang October zurück zu sein. Es ist nicht weniger schön, weil es gar keine Fremden giebt. In den 6 Wochen, daß ich in dem Hotel New York wohne, sind ich und meine zwei Bekannten die einzigen Fremden. Wenn wir auf einige Tage weggehen, so können sie das Hotel zumachen. Dies mag herrühren von der Furcht vor der Cholera, die im September im Golf von Neapel und in dem von Salerno herumgezogen ist, in Neapel übrigens nie die 30 täglich überschritten hat, was für eine Stadt von fast einer halben Million Menschen wenig besagen will; und die jetzt ganz erloschen ist. In Salerno hat sie ärger gewüthet, und wir waren seit fast 2 Monat die ersten Fremden, die sich wieder dorthin wagten. Doch ich muß diese Expedition von Anfang erzählen.

Das Ziel dieses Ausflugs in den Golf von Salerno (vom 28. September bis 2. October) waren die Tempel von Pästum. Man fährt an Pompeji vorbei, dann in ein Thal hinein, das immer enger, steiler und wilder wird; zuletzt durch mehrere Tunnel, und kommt am salernitanischen Meerbusen heraus, dem Zwillingsbruder des Golfs von Neapel, von dem er durch den 4000 Fuß hohen Santangelo und die Landzunge von Sorrent getrennt ist. Es war ein Sonnabend Abend, als wir in Salerno ankamen. Die Stadt hat am Hafen eine stattliche moderne Häuserreihe, im Innern enge alterthümliche Straßen, und einen herrlichen normannischen Dom, mit einem Säulenhof, dessen Säulen aus Pästum stammen; eine Menge antiker Sarkophage an der Wand, welche Normannenherzögen als Särge dienen, und im Innern Ambone in einem Stil, von dem ich bei Amalfi ein Wort sagen will. —

Nach dem starken Gewitter am Tage vorher war die Luft am Sonntag auffallend rein und kühl; wir hätten kein günstigeres Wetter wünschen können. Wir fuhren vor 6 morgens (es waren unser vier) von Salerno ab durch die Ebene, indem wir die Kette der Berge von Calabrien links hatten; vor 9 kamen wir in der alten Griechenstadt an. Sie liegt ganz in der Ebene; und man sieht die Tempel erst aus der Nähe. Da es hier nur einige dürftige Bauernfamilien giebt, so nimmt man sich das Mittagsmahl, Wein und selbst Wasser mit. Dieses Mahl wurde in dem Tempel Poseidons, unter den Säulen am Hinterhaus, angesichts des Meeres, feierlich verzehrt.

Seltsam, wie Räthsel stehen diese drei wohlerhaltenen Tempel in dieser von starken Mauern umschlossenen Wildniß, welche das alte Poseidonia war. Sie stehen in dichtem Gestrüpp und Geäste, das hie und da durch etwas Feldbau unterbrochen ist, als wären sie durch einen Zufall hier stehen gelassen worden, als man die Stadt abbrach und fortzog. Sie sind so formvollendet, so gebildet in allen Theilen, so sehr das Werk eines Menschengedankens, daß sie in die sie umgebende malerische Wildniß nicht zu gehören scheinen. Verliert man sich in ihren Anblick, so fühlt man den Rest einer Cultur, von der uns in allem, was wir bis jetzt sahen, nichts entgegengetreten war.

Die Tempel sind nicht von Marmor gebaut, sondern von dem in der Gegend gebrochenen Kalkstein. Dieser ist sehr porös, voller Höhlen, und scheint oft wie ein loses Conglomerat versteinerter Stengel, Halme, Knollen, so unverwitterlich fest er ist. Einst war er mit Stuck überzogen, die Tempel hatten eine glatte farbige Oberfläche. Jetzt ist aller Reiz der Farbe, der ebenen regelmäßigen Oberfläche, die Bildwerke, Pflanzenornamente, die Decke, die Tempelgeräthe — das alles ist verschwunden; nur das nackte Mauerwerk, unverbunden durch Mörtel, besteht. Und doch übt das Gebäude einen wunderbaren Zauber, blos durch die Formen

der Glieder, durch das Ebenmaß der Verhältnisse. Jeder Theil spricht sein eigenes Leben aus, jeder ist abhängig vom Ganzen, steht in Beziehung zum Ganzen, alles ist mit untrüglichem Tact abgewogen.

Von den Formen kann man sich aus Photographien eine Vorstellung machen, nicht so von dem malerischen Eindruck. Die Farbe des Steines ist gelb, die Schatten, welche durch die stark hervorragenden Theile entstehen, sehr kräftig und scharf. In der Nähe nehmen sich die Säulen gar nicht aus wie Säulen, eher wie Kegel; das Kapitäl erscheint unförmlich breit, wirklich wie eine Tischplatte; ein Maler verglich die Säulen mit Pilzen. Diese Colosse stehen in einer Wildniß von Weißdorn, Brombeeren, wilden Rosen, Feigen und Thymian. Sie ist belebt durch Heerden von Pferden. Im Hinterhaus trieb eine Schaar von Truthähnen ihr Wesen. Wegen der Niedrigkeit der Lage sieht man durch die Säulen hindurch das Meer nur als einen langen blauen Streifen. In den Ritzen zwischen den Quadern im Innern wächst Akanthus und kleine Feigen.

Man denkt sich die Tempel nach den Abbildungen viel größer, als sie sind. Aber selbst wenn man vor ihnen steht, kann man sich bei aller Kleinheit der Dimensionen des Eindrucks des Gigantischen nicht erwehren. In dem Gefühl für Massenwirkung erinnern sie an die altegyptischen. Man sieht, es kommt darauf an, groß zu denken, oder, wie Schiller sagt, „im Raum wohnt das Erhabene nicht“.

Aber den rechten Eindruck hat man erst, wenn man sie in ihrer landschaftlichen Umgebung sieht. Die Lage der Stadt, welche eine Colonie der Dorier war, ist eine frei ausgewählte. Sieht man sich in der Ebene von Pästum um, so erscheint die Gebirgskette, welche den Golf von Salerno einschließt, wie ein regelmäßiger Kreis, von dem kaum ein Viertel gegen das tyrrhenische Meer sich öffnet. Diese Gebirgskette fällt an der gegenüberliegenden

Seite des Golfs steil ins Meer; hier tritt sie vom Ufer zurück und läßt die Ebene frei, in deren Mitte Pästum angelegt ist. Der Kranz der Berge mit den bald wild zerbrochenen, bald sanfter und einheitlicher geschwungenen Linien umgiebt den weiten Gesichtskreis wie ein Kranz von Mauern und Zinnen. Im Rücken überragt die Ebene ein bewaldetes Gebirge, vorn schaut sie auf das Meer, das sie zu beherrschen bestimmt ist. In die Mitte dieser Ebene setzen die Griechen ihre mit starken Mauern bewehrte Stadt, wie einen Edelstein in die Mitte eines Schilds. Und in die Mitte der Stadt ihre Tempel. Das Höchste, was sich von ihnen sagen läßt, ist: diese Gebilde von Menschenhand sind einer solchen Umgebung vollkommen würdig; sie reichen an die Schönheit und Großheit dieser Natur, scheinen bestimmt derselben der Vollendung Siegel aufzudrücken.

Auffallend war es mir, daß die Umgebung von Pästum nicht den südlichen Eindruck macht: die Häuser haben spitze Dächer, und sind geschlossen, es wird ringsum blos Ackerbau getrieben. Dies hat seinen Grund in der Fieberluft. Wir sahen unter den Bauern gelbe, vom Fieber abgezehrte Personen. — Eine Menge kleiner Alterthümer, Münzen, Terracotten, Gefäße wurden uns für eine Kleinigkeit angeboten. Von den Schlangen und Scorpionen, die nach den Reisebüchern in Pästum hausen sollen, gewahrten wir wenig, mit Ausnahme einer schwarzen Schlange, die sich auf der Stadtmauer sonnte. Ebenso wenig sind wir von den Briganten beunruhigt worden, obwohl dies vielleicht die einzige Tour war, bei der wirklich Gefahr vorhanden war; Prof. Lützow aus Wien, der ein paar Wochen später die Tour machte, hat auf den ihm in Salerno ertheilten Rath 2 Carabinieri als Bedeckung mitgenommen. — Es war ein herrlicher sonnenheller Sonntag. Bei der Rückfahrt am Abend erschienen die Reihen der Berge Calabriens in den klarsten Farben; die entfernten rosa, die näheren himmelblau und im Schatten violett.

Am folgenden Morgen mietheten wir einen Kahn, um nach Amalfi zu fahren. Das kleine bunte zierliche Ding fing Wasser, da es so lange auf dem Trocknen gelegen hatte, und es mußten immer ein paar Mann schöpfen. Da der Wind ungünstig war, man laviren mußte, so brauchten wir vier Stunden, hätten noch länger gebraucht, wenn nicht zuletzt alles zu den Rudern gegriffen hätte.

Dem Golf von Salerno fehlt die Inselreihe des Golfs von Neapel und der dominirende Zug des Vesuvs, dagegen hat er andere Schönheiten. Das ganze nördliche Ufer fällt steil ins Meer herab; an allen Punkten, wo Schiffe landen können, stehen alte Warten, aus der Zeit, wo die saracenischen Piraten diese Küste in Schrecken setzten. Amalfi (ebenso andere kleine Städte) liegt in einer kleinen Bucht, die Häuser im Halbkreis steil übereinander aufgethürmt und von ungeheuren überhangenden Felsen überragt. Der Eindruck ist zauberisch. Wir wohnten am Hafen, Hotel des Capucins, wo wir natürlich wieder seit dem Juli die ersten Gäste waren. Unsere Zimmer waren zu beiden Seiten des Speisesaals; wir hatten die ganze breite Loggia zur Verfügung. Links, auf dem schmalen flachen Sandufer lagen zahlreiche Schiffe. Noch denselben Abend erstiegen wir das oben in felsiger Höhe gelegene Capucinerkloster, jetzt, wie alle diese Anlagen, durch Aufhebung der Orden, verödet und nur von einem Custoden bewacht. Alle diese geistlichen Güter kommen in der Kürze zum Verkauf; und man kann für ein paar tausend Francs die herrlichsten Punkte in Italien kaufen (denn die Mönche haben stets ihre Plätze vortrefflich zu wählen verstanden); selbst die Zinsen des Capitals würde man durch Verpachtung wieder herausbekommen und eine Sommerzuflucht als Eigenthum haben. Hoch über Amalfi, in dem Orte Ravello, hat der schottische Baron Nevil Reed ein altes normannisches Schloß mit Umgebung gekauft, und einen Garten angelegt. Wir ritten nach Ravello hinauf, um die Cathedrale zu sehen. Sie ist

im vorigen Jahrhundert im Zopfstil restaurirt worden: aber aus dem 13ten Jahrhundert sind noch zwei Ambonen übrig, das Ziel der Wallfahrt. Vier schreitende Löwen tragen auf dem Rücken gewundene Säulen, und diese die hohe Brüstung des Evangelien- und Epistelpultes. Alles von weißem Marmor mit labyrinthisch verschlungenen Bändern aus buntem Mosaik, einzelne Medaillons mit symbolischen Figuren, Hahn, Löwe. Die bunten glänzenden Linien auf dem schwarzen Marmor, das Luftige Leichte Schwebende erinnert an den arabischen Geschmack und macht einen feenhaften Eindruck.

Beiläufig will ich erwähnen, daß das Volk hier noch glaubt, die Cholera rühre her von Vergiften der Brunnen. Vor ein paar Wochen, als die Cholera in Amalfi war, waren drei junge Menschen aus der Nähe vom Volk als Brunnenvergifter mißhandelt worden. Sie hatten ein Rendez-vous bei einem Brunnen im Gebirge verabredet, und ihre häufigen Fragen nach diesem Punkte hatten den Verdacht erweckt. Wirklich, als wir oben in Ravello am Brunnen tranken, kam ein Kerl herbei und beobachtete uns genau, ob wir nicht ein Cholerapulver herausholten. —

Wie oft habe ich nun schon die Eisenbahnlinien Portici, Torre del Greco, Torre Annunziata befahren. Der Weg nach Pompeji, Sorrent, Salerno beschreibt diese Linie. Die Bahn geht dicht am Meer her; die Brandung schäumt an einzelnen Stellen an den Damm. Man begegnet beständig den alten und neuen Lavaströmen, die hier ins Meer gegangen sind. Einige besonders hohe haben durchschnitten werden müssen, die Wand zu beiden Seiten ist 30 bis 40′ Fuß hoch. Einige ragen noch eine kleine Strecke ins Meer hinein; diese Vorsprünge hat man zu Anlagen benutzt.

Das Schloß in Portici, wo einst das Herculanensische Museum stand, fanden wir ganz leer, nur die nackten Wände, an Thüren, Fenstern, Tischen, Fußböden die kostbaren bunten Marmorarten, die man so reichlich in den verschütteten Städten gefunden hat.

Dieses Schloß wird jetzt von Niemandem aufgesucht, doch findet man darin Aussichten, Blicke, die man sonst nirgends hat. Tritt man auf eine breite Loggia an der hinteren, nach dem Berge zu gelegenen Seite des Schlosses, so sieht man zunächst hinab in den vertieften viereckigen Obstgarten mit Citronen. Ihn umgiebt eine Ballustrade mit Marmorbüsten, hinter diesen eine dichte dunkle Krone von immergrünen Steineichen. Und dahinter ragen die beiden Kegel des Vesuv und der Somma. Letztere wild und zerrissen, ersterer ein wüster Haufen ausgeworfener unterirdischer Massen. Zwischen beiden liegt die Einsiedelei, der letzte Vorposten aus der Welt der Lebendigen. Beide erschienen, da gegenüber ein Regen heraufzog, während die Luft durch die vorhergehenden Stürme gereinigt war, im tiefsten sattesten Blau. Unbeschreiblich war der Eindruck, den der Berg hier machte, den wir so oft aus Nähe und Ferne gesehen haben. Er war grade nur von da an sichtbar, wo die menschliche Cultur aufhört. Drohend hing die dunkle Masse da, wie eine Gewitterwolke, die sich entladen will. Man fühlt sich mit der wilden Natur des Bergs allein, der uns mit magischen Kräften an sich zu ziehen, mit Geisterarmen zu umfassen scheint.

Und nun tritt man auf den Balcon auf der Vorderseite des Schlosses! Welcher Gegensatz! Während sichs dort schwindelnd lastend, finster emporthürmt, zieht sichs hier in einen langen schmalen Streif aus einander, rechts Neapel mit seinen Höhen, links die Küste von Sorrent, dazwischen Capri und Ischia; der Golf ein langer schmaler glänzender Streifen: und die blauen Berge und das flimmernde Meer durchschnitten von den Pinien und Cypressen, die aus dem Park auftauchen. So hat man hier die heitere und die finstere Seite, welche die Natur hier überall darbietet, jede für sich, abgesondert.

Es sind Beispiele jener Veduten, in welchen die frühere Gartenkunst ihre Triumphe feierte, beim ersten Anblick ist man über-

rascht und befremdet: man fühlt die Kunst — die Abgeschlossenheit, die Einheit der Wirkung, die Absicht des Kunstwerks, und doch ist das Wirkende nur die Natur; ja man fühlt sich zum ersten Male dem Genius des Orts gegenüber.

Sonst erscheinen diese Gegensätze seltsam gemischt. Nicht blos die starren Lavamassen, welche hier meilenweit einst blühende Gefilde bedecken; auch die üppigen Vignen, Gärten und Pflanzungen sind ein Geschenk des Vesuv und seiner befruchtenden Asche.

Am seltsamsten tritt uns diese verwüstende und die erhaltende Kraft entgegen in den verschütteten Städten. Mit dem Besuch des Schlosses von Portici verband ich den Besuch des unterirdischen Theaters von Herculanum. Man steigt auf einer breiten Treppe, wie in einen Keller hinab, und windet sich in engen Gängen unter der Erde her, um nach und nach die Hauptpunkte der Anlage zu sehen: eine Reihe von Sitzen, die Bühne, die Ankleidezimmer, zwei mächtige Bogen mit Pilastern, welche den Eingang bildeten. In den unteren Schichten sind die Massen durch den ungeheuren Druck so verdichtet worden, daß sie die Festigkeit lockeren Sandsteins haben. Die alten Theile erscheinen wie eingemauert. Ueber dem Theater geht die Hauptstraße der Stadt Resina her. Von den unteren Sitzen des Theaters aus sieht man durch einen breiten Schacht hinauf. Wenn Wagen über den Höhlen herfahren, so klingt es wie wahres Donnergerolle. Wenn man diese 80—100 Fuß über der alten Stadt lastenden Massen sieht, und sich die neue Stadt denkt, deren Leben sich seit Jahrhunderten über ihr hinbewegt, die Gärten, die darüber blühen, die feuchte Erde, so staunt man aufs neue, wie diese spiegelglatten Flächen bemalter Wände, diese leuchtenden Farben, diese zarten Pinselzüge sich unverändert erhalten konnten. Wo alles zusammenzuwirken schien, was zerstört, Feuer, Wasser, mechanische Drucke, da ist geschehen, was alle Künste menschlicher Konservirung nicht erreicht hätten.

Soviel von Portici, Herculanum, Amalfi und Pästum! Nun sollte ich billig auch noch etwas sagen von der bella Napoli — von der Villa Reale, deren Eingang grade gegenüber dem Hotel New-York ist, die eine viertel Stunde lang dicht am Meere hergeht, mit Laubgängen von immergrünen Eichen, labyrinthischen Boskets, Marmorcopien der ersten Antiken, einem marmornen Rundtempelchen mit der Büste Tassos, einem ionischen Tempel mit der Virgils, und andern Statuen von Leuten, welche sich die Neapolitaner als die ihrigen zur Ehre rechnen; — ferner von dem Blut des heiligen Januarius, das noch floß, als ich ankam, und in seiner Capelle den dichtgedrängten Gläubigen in seinem gläsernen Fläschchen zum Küssen herumgereicht wurde; — von der Universität, wo im Hof und auf der Galerie alle wissenschaftlichen Coryphäen Süditaliens in neuen Marmor-Büsten und -Statuen aufgereiht sind, und wo neben Thomas von Aquino, Giordano Bruno steht, mit dem Urtheilsspruch der Inquisition, die ihn zum Feuertod verdammt, in der Faust; — und von den Theatern, wo am 5. October zum ersten Mal in Neapel Shakespeare's Kaufmann von Venedig gegeben wurde; sowie am 21. September Schillers „Kabale und Liebe" unter dem Titel „Luisa Miller", wo die prima donna zur stürmischen Bewunderung der Italiener und zu meinem Entsetzen und Ekel 10 Minuten lang den Vergiftungstod spielte; und am 25. Byrons Sardanapal, bei dem ich einschlief. Ganz vortrefflich wurde am letzten Sonnabend ein deutsches Lustspiel gegeben (ich weiß nicht, von wem), „Der Vater der Debütantin". Der Director des Theaters, welches alle diese ausländischen Stücke giebt, Rossi, ist ein denkender Künstler, den Shylock gab er maßvoller als Döring und Davison. Alle diese Stücke wurden natürlich sehr vereinfacht, eine Menge Scenen, Personen mußten gestrichen werden, damit die Neapolitaner nicht wirr im Kopf werden. — Ein Register von Neapel giebt Platen in seinem Gedicht, welches angeht: „Fremdling, komm in das große Neapel, und sieh's und stirb!", wo man sehe!

Von der Besteigung des Vesuv das nächste Mal. Um auch die Schattenseite nicht ganz auszulassen, füge ich noch hinzu, daß meinem Stubennachbar Bärensprung kürzlich eine Brieftasche mit 700 francs aus der Rocktasche gestohlen ist. Die Polizei ist zwar des Diebes habhaft geworden, und der Comissär hat ihm eine seiner Banknoten gezeigt, aber das Ganze wird er schwerlich zurückbekommen. In Bezug auf seine Taschen wird man hier gradezu nervös.

Wie lang ich noch hier bleibe, ist ungewiß, vielleicht noch 14 Tage. Die Frage Sicilien ist noch eine offene. —

An den Bruder

Neapel, den 2. November 1867

AUS dem letzten Briefe Rikchens ersah ich, daß ihr mit den Vorlesungen schon längst in vollem Zug seid; ich vegetirte immer noch fort in der Vorstellung vom 1. November als dem Termin, den sich die Bequemlichkeit von Studenten und Professoren selbstregirend festgesetzt, als dem Aschermittwoch der Herbstferienfreuden. Du hast freilich, wie ich höre, den Carneval zur Fastenzeit gemacht und wieder die ganzen Ferien hindurch pferdemäßig gearbeitet; lieber Ferdinand, du thust damit dir selbst Unrecht. Die großen Ferien, die so lange bestehen, als es Hochschulen giebt, sind eine weise Natureinrichtung, die man nicht ungestraft übertritt. Man kann unmittelbar nachher, vielleicht auch in den nächsten Jahren die nachtheilige Wirkung nicht spüren; aber im Schuldbuch der Natur wird alles unter der Rubrik Debet eingetragen, und plötzlich wenn man es am wenigsten erwartet und am wenigsten Anlaß dazu gegeben hat, bricht es über einen herein. Ich würde dir deshalb auch recht sehr rathen, diesen Winter dich

viel geselligen Zerstreuungen zu widmen; sie mögen sein, wie sie wollen, sie nöthigen immer auf andere Menschen einzugehn und den Kreis der eigenen Gedanken zu verlassen, und bekanntlich ist nichts so sehr geistige Erfrischung und Erholung, auch zur künftigen Arbeit, als auf angenehme und leichte Art aus sich selbst herausgebracht zu werden. Du wirst mir, in Anbetracht der mir von meiner früheren theologischen Laufbahn noch immer nachhängenden Neigung zum Predigen, diesen Sermon verzeihen.

Es ist mir gar nicht recht, daß ich durch die fatalen römischen Verhältnisse genöthigt bin, länger als ich wollte, in Neapel zu bleiben. Ich hatte mich für keinen Winteraufenthalt vorgesehen, und obwohl es größtentheils noch so milde ist, daß man den Tag über bei offenen Fenstern sitzen kann, so kommen dazwischen doch auch recht rauhe stürmische Tage, so daß ich mir verschiedenes habe kaufen müssen. Alles dies ist aber Kleinigkeit gegen die langen Abende (5—10 Uhr), wo man zu Hause sitzen muß, ohne studiren zu können, da die Neapeler Bibliotheken nicht ausleihen. So erwarte ich denn von Tag zu Tag die Wiedereröffnung der Eisenbahn wie die Juden an Wasserflüssen Babylon die Rückkehr nach Zion.

Die letzten Ereignisse haben auf die Italiener einen für ihr staatliches Selbstgefühl vernichtenden Eindruck gemacht. Rom als Hauptstadt Italiens — ist ein Ziel in dem alle Parteien (mit Ausnahme der Reaction) übereinstimmen; diese Forderung ist allzu deutlich ausgesprochen in den Plebisciten, durch welche dem Re Galantuomo nach und nach die früheren Reiche der Halbinsel übertragen wurden. Sie sagen: Wir haben seit 7 Jahren die ungeheure Steuer-Abgabenlast getragen, um Heer und Flotte zu erhalten; wir sind aus einem reichen Land ein armes Land geworden (letzteres sagen besonders die Neapolitaner, die vor 7 Jahren keinen Schein Papier hatten und in der Bank 20 Millionen Ducati baar, während man jetzt kein Silber mehr erblickt). — Und nun zeigt

sich, daß das alles umsonst ist, daß Florenz nur eine sotto-prefettura von Frankreich ist. Gewiß ist, daß diese letzte Handlung der Popularität des Königs den Todesstoß gegeben hat; es verlautet auch, daß er abdanken wolle. Wie aber aus der Verwicklung herauszukommen ist, kann man nicht absehen. Wäre der Kirchenstaat und Rom von Garibaldi erobert worden und durch ein Plebiscit an das Königreich übertragen worden, so hätte sich auf Grund einer fertigen Thatsache mit dem Pabst unterhandeln lassen. Jetzt, wo er im Besitz geblieben ist, wird ihm kein Congreß katholischer Großmächte das gewünschte Zugeständniß abgewinnen. In Italien wird die Frage natürlich nie zu Ruhe kommen, stets der Heerd des revolutionären Feuers bleiben, und alles was sie drückt, was ihnen mißfällt, wird stets auf Rechnung des Umstands gesetzt, daß wir Rom noch nicht als Hauptstadt haben. Die Regierung kann auf die Dauer mit dem Volkswillen nicht ernstlich in Widerspruch bleiben, da das Heer ganz die Gesinnung der großen Mehrzahl der Nation theilt. Der edle Alliirte wird fortfahren zu behaupten, die Ehre der Firma Frankreichs aufrechterhalten zu müssen, und gern Italien seine Vasallenschaft recht empfindlich fühlbar machen. Die französische Tricolore auf Civitavecchia und der Engelsburg — wo man hoffte, daß jetzt die italienischen Reichsfarben wehen sollten — das ist il disonore, das Thema aller Zeitungen. Jetzt ist nur noch ein schwacher Hoffnungsstrahl im Nordosten — in dem was Bismark thun wird, dessen Auftreten gegen Napoleon hier allgemein bewundert und den italienischen Ministern als beschämendes Vorbild hingestellt ist.

Ich will nun die Besteigung des Vesuv zu beschreiben versuchen. Der Vesuv wirft schon seit einem Jahre nicht mehr aus, meist sieht man keine Spur von Rauch an seinem Gipfel; nur dann und wann ist eine dünne graue aufsteigende Wolke sichtbar. Vor einigen Tagen an einem sehr hellen klaren Morgen, hatte dieselbe ganz die bekannte Form der Pinie; erst grau, dann beim Aufgehen der

Sonne roth. Am 13. October war sie ebenfalls sichtbar gewesen, und zeigte Nachts auch einen schwachen Feuerschein. Am Tage vor der Besteigung war alles wieder verschwunden.

Wir wollten von Pompeji aus hinaufreiten, wo der Weg allmählicher ist, ich hatte zu dem Zwecke an einen dort befindlichen Bekannten geschrieben, der alles in Bereitschaft halten sollte. Als wir aber um 8 Uhr Abends ankamen und das köstliche Mahl bereit erwarteten, das uns für die nächtliche Bergfahrt waffnen sollte, zeigte sich, daß mein avisirender Brief nicht angekommen war, und daß der einzige Führer bereits nach dem eine Meile entfernten Bosco schlafen gegangen war. Es schien zu zeitraubend, ihn holen zu lassen; auch zeigten sich die Jungen zu furchtsam, bei Nacht den einsamen Weg zu machen. Man sagte uns aber, das wir in dem eine halbe Stunde entfernten Torre Annunziata gewiß Führer und Rosse finden würden, und so brachen wir gegen halb neun auf, den am Meer her mit der Eisenbahn durchflogenen Weg, zu Fuß oben auf der Landstraße zurückzumessen anfangend. Der eine wurde kleinmüthig und nervös, er sehnte sich nach Neapel ins warme Bett, aber leider war der letzte Zug schon vorübergesaust. Uebrigens war der Weg herrlich; heller Mondschein, das Land in tiefer Ruhe, lautlos, nur von Zeit zu Zeit ein schwer bepackter zweirädriger Karren auf der Heimkehr. In Torre nahmen wir einen Caffee und zogen Erkundigungen ein, erfuhren, daß es hier keine Führer gebe, sondern nur in Resina; ein Kutscher, der uns noch hinüberfahren konnte, war plötzlich aus irgend einem Winkel des Orts aufgetaucht; ein Wirth, dessen Haus schon zu Ruhe gegangen war, und alle Lichte gelöscht hatte, machte uns ein Abendessen, während dessen wir den einäugigen Kutscher, der 8 francs verlangte, während wir ihm 3 boten, auf 4 herunterbrachten. Die Fahrt begann um halb elf und war wunderbar schön; das Licht a sickly daylight (Shakesp.), die zerstreuten Häuser zwischen den kleinen Orten hörten nie auf; es sind die schon von mir

beschriebenen Bauernhäuser mit den breiten Loggien, schweren Bogen, Gewölben. Man sah oft Eingänge zu Villen in wildbarockem Stil, in Städten auch Paläste, alles hell, glänzend, keine Seele auf der Straße. Es wurde wohl ein Dutzend Studentenlieder gesungen. Seltsam war es doch wie wir so den Fuß des blauen Kegels 5 Stunden lang umkreisten, ohne ihm nahe zu kommen, er schien uns anzuziehen und fern zu halten, wie er da beständig, unveränderlich, über uns stand.

Endlich kurz vor Mitternacht, kamen wir in Resina an. Kaum hielt der Vetturin, als sich auch schon eine Thür öffnete, (es war die eines Führerbüreaus), und zwei Kerls herauskamen, die sich sogleich bereit erklärten, uns für die herkömmlichen Preise hinauf zu bringen. Sie beeilten sich nun drei Pferde und einen Esel zusammenzubringen, und kurz nach Mitternacht konnten wir aufsitzen. Gleich am Ende des Orts, geht es steil hinauf eine kurze Strecke auf einem mit schönen viereckigen Lavaplatten gepflastertem Weg, dann auf einem vom Regen zerrissenen Pfad voll kleinen Steingerölls. Die alte Fahrstraße, die bis 1859 bis zum Einsiedler hinaufging, ist jetzt großentheils von der Lava bedeckt.

Jener steinige Weg war sehr lang und beschwerlich; er endigte auf dem Lavafeld von 1859. Der Pfad, den wir über dieses Feld zurücklegen mußten, war kein aufgemauerter Damm, wie auf dem Rückweg, sondern er wand sich zwischen allen Unebenheiten der erstarrten Massen hindurch; ein furchtbarer Weg, wo es galt fest im Sattel zu sitzen, wenn die Pferde bald eine Scholle hinaufkletterten, bald eine ehemalige Welle vorsichtig hinuntersteigen mußten.

Es giebt nichts wüsteres wilderes als ein solches Lavafeld, besonders in dem fahlen Nachtlicht. Es ist nicht blos die Abwesenheit jeden Lebens, der Tod der Pflanzen- und Thierwelt die graue und schwarze Farbe; es ist die Formlosigkeit der Massen, welche blühende reiche Gefilde mit ihrer brutalen Last bedeckt. Die

Formen der Oberfläche sind nämlich, wo sie unzerborsten sind, wie eines zähen Breis, manchmal erinnern sie an beim Ausringen gedrehte Wäsche, manchmal an riesige Kuhfladen. Gewöhnlich sind diese ersten erkalteten Güsse durch von unten nachdringende Massen zersprengt worden und in wildem Durcheinander die ungeheuren Scherben über einander geschichtet. Anderwärts glaubt man ein Feld infernalischer Gewächse zu erblicken, wie sie aus einem solchen schwarzen Sud entstehen könnten. Am trostlosesten sieht es aber aus, wo die Oberfläche aus Millionen von großen und kleinen schlackenartigen Steinen besteht, etwa wie die Schlackenhaufen von Eisenhämmern. Es sind dies die Steinmassen, welche nach den Beschreibungen in den späteren Stadien des Lavastroms auf dessen Oberfläche über einander kollern, und dabei ein Geräusch machen, wie aus einem Kohlenwagen ausgeschüttete Kohlen.

Auf einmal traten wir aus dem todten Meer heraus auf ein grünes Eiland; es war das Vorgebirge des Einsiedlers, das durch seine Lage gegen alle Lavaströme geschützt ist. Hier steht auch das kön. Observatorium. Es wurde Rast gemacht, die Uhr wies auf 4. Der Einsiedler ist zwar verschwunden, ein Wirth setzte uns angeblichen Lacrymae vor für $2\,^1/_2$ frcs, der aber für sauer und untrinkbar erklärt und er durch das Gebot von 1 frc in Zorn versetzt wurde. Als er uns nicht ganz Kinder erkannte, brachte er eine andere bottiglie, die gut war und für die er mit 2 frcs vorlieb nahm. — Das Zimmer des Einsiedlers schien mir recht kahl und unheimlich, ganz wie eins aus den Räuberherbergen unserer dummen Kindergeschichten.

Jetzt ging es hinein in den alten Krater, d. h. den der jenseits aller menschlichen Erinnerung thätig gewesen war. Obgleich der neue Vesuv, der daneben entstanden ist, viel Platz in Anspruch genommen, so bleibt doch immer noch ein hübsches Stück Ebene übrig. Der Monte Somma schließt diese Ebene in einen flachen Halbkreis ein, in der Mitte am höchsten, zu den Seiten immer

niedriger. Diese Partie macht einen wohlthuenden Eindruck verglichen mit dem Vulcan gegenüber. Die verwitterten Felsformen mit den Ginstergebüschen an hervorspringenden Stellen, erscheinen wild, groß, malerisch, verglichen mit den wüsten Haufen von Felsen und Steinen, ohne Linie, ohne jede Gliederung, welcher den andern Halbkreis des früheren Kraterrandes (wie man glaubt) durchbrochen und bedeckt hat.

Wir ritten etwa eine Stunde lang über diese Ebene, wieder durch Lavafelder; über uns ein strahlender Sternenhimmel, aber auch allmählich durchkältet von der eisigen Nachtluft. Dann standen wir am Fuß des Aschenkegels — was der eigentliche Vesuv ist. Da man in der weichen Asche (es sind kleine Bimssteinbröckchen) nicht hinaufsteigen kann, da man bei jedem Tritt tief einsinkt: so muß man einen der schmalen Arme von Lavageröll wählen, welcher sich den Kegel hinuntergewälzt (die Pferde werden am Fuß des Kegels einem Hüter übergeben). Einen Weg gab es nicht. Diese Steine liegen lose über einander; man muß die großen festliegenden Steine zum Auftreten auswählen, sonst weicht das Gerölle, man fällt nicht schlecht. Wie gratulirten wir uns jetzt wegen der eisigen Nachtluft; denn wie wären wir zerschmolzen, wenn wir dieses Steigen von einer guten Stunde unter den gütigen Sonnenstrahlen gemacht hätten! Während des Steigens zeigte sich der erste matte Schein der Morgenröthe über der Kette der Abruzzen. Der Orion stand über dem Gipfel.

Endlich hatten wir den Gipfel erreicht. Noch ein paar Schritte, da standen wir an dem Rand des „Brunnens des Abgrundes“, aus dem seit Jahrtausenden alle diese Verwüstungen hervorgebrochen waren; der bald mit den Flügeln des Windes Aschenregen meilenweit aussandte und ferne Städte darin begrub, bald verherende Glutströme auf die immer von Neuem an seinem Fuß angebauten Wohnungen der Menschen losließ.

Jetzt war er vollkommen ruhig; kein Laut, keine Regung; nur

hie und da kleine aus den Ritzen der Lava, aus dem heißen Sand hervordringende Wölkchen. Nur die Formen der jetzt starren und festen Massen zeigten hier die Decke stets wühlender unberechenbarer Kräfte. — In der Mitte des Kraters erhebt sich der sog. Eruptionskegel, der eben jetzt in eine Anzahl kleiner Hügel zerfallen ist. Dieser Kegel wirft stets, wenn er nicht verstopft ist, die Steine und die Asche aus. Sonst ist der Krater angefüllt mit Lava. An einigen Stellen dringt aus den Spalten dieser Lava ein Strom glühender Luft hervor, an dem man Eier sieden kann. Zuweilen klingt sie hohl wie ein Faß. An einigen Stellen sind die Stücke wie bei einem sich stauenden Eisgang zusammengedrängt. Eigentümlich sind die bunten Farben der Lava, schwefelgelb, ocker, braun; scheußliche infernalische Farbenmischungen. Wir schritten über die Lava und erstiegen den Auswurfskegel. Von dem alten Schornstein ist nur eine etwa 12 Fuß tiefe Oeffnung übrig. Ganz hineinzusteigen hindert ein stechender, Nase und Augen afficirender Schwefeldunst und die lose Consistenz der Massen; mit einer leichten Handbewegung konnte ich ein großes Stück loslösen. — Dann lagerten wir uns auf der Spitze, die Shawls unter uns gebreitet, im weichen groben Sand, und ließen unsere erstarrten Glieder von den feuchten Wasserdämpfen erwärmen, die herausdrangen. Die Temperatur der Luft war 8 Grad, die Temperatur am Boden 28 Grad.

In dieser Region fühlt man sich in einer ganz fremden Welt. Alles, was uns die Erde zur Heimath macht, fehlt hier. Nichts was eine Beziehung hätte zum Menschen, nicht blos die nützliche als Stätte seines Wohnens, sondern selbst die zu seiner Phantasie, welche die Natur sonst auch in ihren Schrecken, beim Gewitter, bei der Brandung, bei dem Gletscher behält. Man kann den Eindruck nicht erhaben nennen, es ist einfach die Negation jeder Beziehung zu unserer Phantasie. Es ist, als seien wir auf ein anderes Gestirn versetzt, das nicht für Menschen bestimmt ist, wo uns

ganz fremde Kräfte ihr Wesen treiben. Es ist der Anblick einer rastlosen Thätigkeit, die aber nichts schafft, nichts formt, nur zerstört; ein ewiges Gähren ohne Resultat — außer einem ungeheuren Scherbenberg. — Man versteht hier, warum ein Mann von Göthes Formensinn sich dagegen sträubte, dem Feuer einen wesentlichen Antheil an der Bildung der Erdoberfläche zu gestatten. Wollte man aber von diesen Orten für die Phantasie einen Gebrauch machen, so müßte man sie für Dantes Hölle gebrauchen. Vorher bleibt einem das, was sich die menschliche Phantasie unter dem Wort Hölle gedacht hat, doch ein bloßes Wort. Bei dem Brocken hat die Phantasie das beste gethan, hier ist etwas, dem alle Anstrengung der Phantasie nicht nachkommt.

Um so glorreicher ist der Anblick, wenn man seine Augen über das weite ringsum ausgebreitete Reich der Nacht, die Sterne zu Häupten, die Berge, Thäler und Städte zu Füßen schweifen läßt. Der Blick beherrscht die Landzunge von Sorrent, den Golf von Bajä mit den Landseen, die Abruzzen bis zum Cap der Circe. Neapel erscheint als ein Halbmond von Tausenden von Lichtern, das Meer mit den darauf lagernden Dünsten sah aus wie eine graue Sandwüste, dagegen die Ebene nach Capua zu, die terra di lavoro, mit den weißen Nebeln wie ein Landsee.

Nachdem die Sonne aufgegangen war, gingen wir am Rand des Kraters herum und beschauten das Land zu unsern Füßen. Die Ebene, in welcher Pompei liegt, mit ihren Obstpflanzungen, glich, hinter der schwarzen sammtartigen Lavadecke an den Säumen des Berges einer ausgegossenen Masse grüner Farbe.

Den Aschenhügel hinunter gelangt man in großen Sätzen. Da man jedesmal bis über die Knöchel in den weichen Sand einsinkt, so kann man es ohne Gefahr, die Herrschaft über den Bewegungsmechanismus zu verlieren. In acht Minuten ist man unten. Der Ritt hinab war viel beschwerlicher, da wir keine Sonnenschirme hatten, und man sich beim Abwärtssteigen viel fester halten muß.

Einmal knickte mein Pferd zusammen. Auch war es so hungrig, daß es sich zum Herrn aufwarf und vor jedem Büschel Thymian stehen blieb und sich ein Maul voll abraufte. Gegen 10 kamen wir in Resina an und fuhren mit einem Vetturin nach Neapel, wo wir 11 1/2 anlangten. Also 17 Stunden für die ganze Tour; von Resina aus bis dahin zurück 10 Stunden. — —

Aber liebe Mutter, was wünschest du mir, daß ich mich nicht wieder von dem schönen Land zu trennen brauchte; dieses schöne Land hat vieles, was den bleibenden Aufenthalt keineswegs wünschenswerth macht. Wo gar so wenig Redlichkeit und Reinlichkeit ist, kann doch der Deutsche nie heimisch werden. Und dann das barbarische Fehlen jeglicher Geselligkeit. Das Land, was am festesten an unser Herz gekettet ist, ist stets das, wo wir unsere größten Lebenserfahrungen durchgemacht, die Kämpfe, in denen man zum Mann geworden, wo man die Erkenntniß sich errungen hat, die die einzige dauernde Frucht des Lebens ist. Dies schöne Land wird auch ein Heimweh zurücklassen, aber es ist nur für die Sonne, ein Heimweh für die Phantasie.

An den Vater

Neapel, den 14. November 1867

SEIT sechszehn Jahren konnte ich Dir jedesmal an Deinem Freudentage persönlich meine Glückwünsche bringen (seit meiner Rückkehr aus Berlin): ich hoffe, daß ich diesmal, wo ich in weiter Ferne weile, wenigstens die Tage richtig berechnet habe, so daß Monsieur Spill Dir diesen meinen papierenen Stellvertreter wirklich an dem Morgen Deines 56jährigen — wenn ich nicht irre? — überbringt. Im nächsten Jahre hoffe ich wieder mit dem Familienkreis zusammen bei Dir zu erscheinen, und Dich dann

ebenso gesund und rüstig anzutreffen, und in derselben unverminderten Thätigkeit, mit der Du seit so vielen Jahren die oft beschwerlichen und lästigen Pflichten Deines Amtes so treu und gewissenhaft erfüllst. —

Ich scheine von Neapel nicht fortkommen zu können; denn jetzt ist es nicht mehr der Aufruhr und die Zerstörung der Eisenbahn im Kirchenstaat, was mich hier zurückhält. Ich habe hier viel Arbeit gefunden; auf dem großen Archiv einen Theil der Acten der Ausgrabungen von Herculaneum und Pompei, und der Bildung des Museums; zum Theil sehr interessante Sachen, aber für jedes Jahr einen Armvoll Berichte: eine der mühsamsten Arbeiten, die ich je gehabt habe. Und dabei sitze ich in einem Büreau unter lauter Italienern, die übrigens sehr höflich und gefällig sind. Ich hoffe, daß ich Ende der nächsten Woche mit dieser Höllenarbeit zu Ende kommen werde.

Das Wetter ist meist noch entzückend schön: wir haben eine Temperatur wie bei uns an schönen Septembertagen. Die Bäume, welche sich entlauben, wie Platanen, Kastanien, verschwinden ganz gegen die immergrünen. Heute Nachmittag besuchte ich mit zwei Bekannten die Villa Floridiana, welche auf der steilen Höhe von S. Elmo liegt: wir fanden noch ein ganzes Beet blühender Rosen, eine Hecke von blühenden weißen Camelien, und Cedern, Pinien, Steineichen und dergleichen unverwelkliche Bäume in Fülle, die den herannahenden Winter ganz verhüllen.

Merkwürdig aber ist es, wie rasch man sich hier verwöhnt. Wir hatten einige rauhe stürmische Tage, und ich hätte geschworen auf 2 Grad, und der Thermometer zeigte 12 Grad. Obgleich ich, auf einen so langen Aufenthalt nicht rechnend, meine Wintergarderobe in Rom zurückgelassen habe, so finde ich doch, daß ein Flanellhemd und ein Plaid vollkommen hinreicht zum Schutz gegen den Grimm eines neapolitanischen Winters.

Seit dem 24. October habe ich meine Wohnung verändert. Das

Zimmer in dem Gasthause hatte manche Unannehmlichkeiten; es ging auf ein tiefgelegenes von hohen Häusern eingeschlossenes Gäßchen, dessen Feuchtigkeit zahllose Schnaken in die Stuben brachte. Der Kampf gegen Ungeziefer anderer Art, selbst die platten, parfümirten, ist mir durch längere Praxis Kinderspiel geworden; aber vor diesen furchtbaren Geschöpfen strecke ich die Waffen. Sie scheinen das Bedürfniß der Ruhe nicht zu kennen; sie umschwirren einen den ganzen Tag; von Siesta ist keine Rede mehr; aber der eigentliche Angriff beginnt Nachts. Man hat zwar gegen diese zanzare große Bettvorhänge (zanzariere) die bis auf die Erde herabgehn und oben fest geschlossen sind; aber diese helfen nichts gegen die Schlauheit der Thiere, welche durch die Falten heraufkriechen. Mein kahler Schädel glich einigemal wirklich einer Sternkarte. Unzählig mal wird man geweckt durch ihr dämonisches Geschwirre, und wenn man eine erlegt hat, so kommt schon eine andere aus den Tiefen heraufgekrochen und stürzt sich mit triumphirendem Geschwirr auf das Opfer. Zuletzt wurde ich ganz nervös, bekam Kopfweh und verlor den Appetit. Da faßte ich den Entschluß auszuziehen und wohne nun in einem Hotel garni, Santa Lucia 28, bel etage, für eine geringe Miethe, mit mehreren Deutschen zusammen. Einen schöneren Punkt in einer der schönsten Städte der Welt kann man nicht finden. Santa Lucia ist ein Kai, der zwischen dem Hafen und dem Castel dell' Uovo liegt, einer von Kaiser Friedrich II ins Meer gebauten Feste, mit thurmhohen Mauern und einem Gewirre von steinernen in die Mauern hineingewachsenen Häusern. Die Häuser meiner Nachbarschaft liegen dicht angelehnt an die schroffen Höhen des Pizzofalcone. Vor meinem Fenster ist nur die breite Straße und dann gleich die blaue Fläche des Golfs und grade vis-à-vis der Vesuv mit den Städten an seinem Fuß. Rechts an seinem Fuß geht jetzt die Sonne auf. Links hinauf ist der weltberühmte Austernmarkt, etwa 20 Buden, die wie Pulte aussehen, auf jeder der Name des Ge-

schäftschefs auf großem Schild. Auf dem Pult liegen, sauber assortirt, animalische und vegetabilische Seedelicatessen, wie die Mineralien in einem Cabinet. Es ist eine der belebtesten Straßen, ein Schauplatz des neapolitanischen Volkslebens; doch ist es in den Schlafstunden stille. Da ich mich für die langen Abendstunden in den Besitz einer Petroleumlampe gesetzt habe, und von Zeit zu Zeit das Theater eine Abwechslung bringt: so ist meine Existenz ganz erträglich.

Meinen Brief mit der Beschreibung der Vesuvbesteigung wirst Du gelesen haben. Als Nachtrag kann ich heute melden, daß seit gestern, dem 13., der alte Herr plötzlich begonnen hat, sich aus seiner Lethargie aufzurütteln. Gestern am Tage begann er mit einer dicken Wolke, die sich am Horizont viele Meilen weit hinzog. Abends sah man zum ersten Mal eine rothe Flamme. Heute Abend sieht man deutlich die blutrothe kurze Feuersäule, die alle paar Secunden, zuweilen in längeren Intervallen, aufsteigt, und glühende Steine emporschleudert, die dann ringsum herabfallen. Einen Morgenschlummer auf dem Eruptionskegel zu halten, würden wir jetzt bleiben lassen. Das Schauspiel ist wundersam und grausig schön. Dreifaches Licht: das fahle Mondlicht; die gelbröthlichen Lichter der Schifferbarken, und das granatrothe des Berges.

Die Aufregung der Italiener über die Weise, wie sie Napoleon ihre Schwäche hat empfinden lassen, über die schmachvolle Unterwürfigkeit, mit der ihre Minister vor seinen trotzigen Zumuthungen zu Kreuz gekrochen sind, ist groß. Neapel ist von allen großen Städten am wenigsten der Boden für eine Revolution; doch sind einige Gewaltthätigkeiten vorgekommen. Die Anhänger der Bourbonen regten sich, besonders in Palermo; bei einem Auflauf hier im Toledo ließ ein Priester Franz II. leben, er erhielt sogleich mehrere Schläge über den Kopf und wurde halbtod weggetragen. Ein Soldat schalt in einem Wirthshaus auf Garibaldi und zerschlug dessen Büste mit dem Säbel; er wurde von meh-

reren Messerstichen durchbohrt. Eines Abends war ich im Cafe grande, plötzlich entstand ein furchtbarer Lärm; die Gäste streben zu allen Ausgängen hinaus, werfen die Stühle um, so daß ich anfangs glaubte, es sei eine Orsinische Bombe hineingeworfen. Es war aber ein Offizier, der einem andern eine Ohrfeige gegeben hatte; beide waren aus dem Insurgentenheer zurückgekommen. Wahrscheinlich fürchtete man, daß sie Revolver herausholen würden. Den nächsten Morgen fand ein Duell statt, in dem der Insultirende eine Kugel in die Brust erhielt. —

Jemehr man die hiesigen politischen Verhältnisse kennen lernt, desto gewisser wird man, daß die Zustände in der Heimath bei allen Schattenseiten gegen diese noch beneidenswerth sind. Wenn der Steuerdruck groß ist, der Staat kargt, so weiß man doch, daß es im Staatshaushalt redlich zugeht, und ist sicher, daß die Ehre der Nation aufrecht erhalten wird. Hier werden alle Stellen durch Protection vergeben; der größte Theil der höheren Beamten sieht die Stellen nur als Gelegenheit an, sich zu bereichern; von 12 Millionen, die zu irgend etwas, etwa zum Ankauf von Schiffen bewilligt werden, gehen 9 Millionen in die Taschen der Beamten. Die politischen Parteien suchen sich zum Theil nur darum zu verdrängen, um ihre Leute in die einträglichen Stellen zu bringen, wo der Staat in grandioser Weise bestohlen wird.

Der moralische Sinn ist auf eine unglückliche Weise abgestumpft. Bei einem Mord z. B. ist nicht der Getödtete, sondern der Mörder Gegenstand des Mitleids. Die stehende Redensart ist: er hat das Unglück gehabt, den und den ums Leben zu bringen (ha avuto la disgrazia). Ein Bekannter, der die Sommermonate in Ischia mit neapolitanischen Familien zusammenwohnte, erzählte mir, wie ein vornehmer Neapolitaner zuweilen einen ältlichen Herrn an die Wirthstafel mitgebracht habe, der nichts geringeres, als ein renommirter Bandit war, der 60 Mordthaten auf der Seele hat, und vom Staat, um ihn unschädlich zu machen, unter der

Zusicherung der Gnade und unter der Bedingung, ein friedlicher Bürger zu werden, irgend ein Aemtchen erhalten hat. Die Deutschen verbaten sich diesen Mann an der Table d' hôte, was der Neapolitaner aber nicht begreifen konnte. Dieselben Landsleute erzählten mir wunderbare Dinge von dem intérieur einer reichen neapolitaner Familie. Die Damen sitzen den ganzen Tag auf dem Divan; Handarbeiten, Musik sind unbekannt; höchstens ein Roman von Dumas; Stoff der Unterhaltung liefert das Essen, (worin sie Unglaubliches leisten), und von Zeit zu Zeit wird nach der Oper und nach den Corsofahrten geseufzt. Der junge Herr, 14 Jahre alt, kann noch nicht mensa. Die Zofe ist die vertraute Freundin der Tochter, der Bediente des Sohnes. Einige male erschien ein junger Mensch, der von der Familie zur Tafel geladen wurde und Absichten auf die Tochter hatte, welche letztere begünstigte. Aber auf einmal mußte er im Wirthshaus essen; der Vater hatte Nachforschungen angestellt, das Resultat war: er hat nichts und ist nichts. Nichtsdestoweniger erschien er einmal im Garten, und die Tochter wollte hinunter, als die Zofe sie durch einen gebieterischen Wink zurückhielt, — Verhältnisse, wie in den alten Comödien des 17. Jahrhunderts, wo die Kammerzofen und Lakaien die vertrauten Rathgeber sind bei Marquis und Grafen.

Neulich wurde mir auf einem der belebtesten Plätze im Gehen Nachmittags 4 Uhr mein Taschentuch gestohlen; ich griff gleich darauf in die Tasche und vermißte es; ich sah mich um; ein alter Mann, der hinter mir herkam, wies vorwärts und sagte lachend: Là est passé le voleur. Kein Neapolitaner wagt es einen solchen Dieb in seinem Werk zu stören, den Betroffenen zu warnen. Denn diese Diebe gehören allen Gesellschaften an. Wenn ihn der betroffene selbst ertappt, so darf er ihn durchprügeln oder zu einem Polizisten schleppen; aber ein dritter, der sich einmischt, würde einige Stunden später einen Messerstich riskiren. So sind sie!

Anbei einige Blättchen mit Ansichten von Amalfi, Sorrent und Capri. Der Fels im Meer schließt das Thor ein, unter dem ich durchgeschwommen bin.

An die Schwester

Rom, d. 6. December 1867

OBWOHL es mir wünschenswerth wäre, erst ein Lebenszeichen von zu Hause abzuwarten, so will ich doch, voraussehend, daß ich vor dem 15ten nicht werde zum Schreiben kommen, schon jetzt meine am 1. dieses erfreulichst vollzogene Uebersiedelung von Neapel nach Rom melden. Die Tagesfahrt an jenem Sonntag war wundervoll, wolkenloser Himmel, nach dem Nachtfrost dennoch milde Luft, beständig rechts oder links, näher oder ferner die herrlichen Linien und Farben der Gebirgsketten; in der Ebene die Wälder in dem bunten Herbstschmuck, den sie bei uns Mitte October anziehen. — Rom machte einen auffallend öden und ausgestorbenen Eindruck, als ich durch das Labyrinth von Gassen fuhr, die ein oder zwei Menschen weniger belebten, als noch einsamer machten. Diesmal hatte ich mir durch zeitige Meldung ein Zimmer in der Casa Tarpea gesichert. Was es mit dieser für eine Bewandniß hat, laß Dir gelegentlich von Hrn. Henke erzählen. Hier nur so viel, daß sie auf der Spitze des Capitols liegt, daß man Abends beim Nachhausegehn auf dem Capitolsplatz mit Qui vive? angeschrien wird; daß über meiner Hausthür, um den Insurgenten Respect einzuflößen, das preußische Wappen aufgehängt ist; daß ich eine Aussicht habe auf den Aventin und die Tiber zu seinem Fuß, wenn auch durch einige Bäume unterbrochen, ganz rechts über einem schnöden alten Dach sogar die Spitze der Peterskirche; und daß hinter dem kleinen Gärtchen unter meinem Fenster der

tarpeische Fels herabfällt, zu dem, wie Du weißt, Donatello den unheimlichen Verfolger Miriam's herabstürzte[1]). Basta.

Seltsam, wie man sich an Rom gewöhnt, so zu sagen in es hineinwächst; die Rückkehr ist fast wie Heimkehr; es kommt mir ganz außerordentlich behaglich vor, so unruhig diese ersten Tage sind, und so wundervoll die letzten Wochen in Neapel waren, das zu heiter ist, um Sehnsucht zurückzulassen. Ich unterlasse es diesmal von dem Neuen zu schreiben, was sich mir hier aufgethan hat, und erzähle noch etwas von Parthenope, so viel mir die Zeit vergönnt, da ich gleich nach meiner Ankunft in eine kleine Arbeit hineingeworfen bin (von der später), und eine Menge zeitraubender Besuche zu machen habe, um Zugang zu verschiedenen Orten zu finden; denn die Kürze der mir noch in Rom beschiedenen Zeit tritt mir immer lebhafter vor die Seele!

Von der Vesuveruption habe ich den Anfang gleich brühwarm gemeldet; inzwischen habe ich sie aus der Nähe angesehen. Am 29. November fuhren wir (ein Franzose, ein Russe, der aus Capri bekannte Maler von Türk und Bärensprung, Besitzer und Redacteur der Meklenburger Zeitung) zum zweiten mal nach Resina, diesmal Mittags, und ritten zum Einsiedler hinauf. Die Steinauswürfe waren so häufig gewesen (alle 2 bis 3 Secunden), daß sich bereits nach ein paar Tagen ein neuer Kegel im Krater gebildet hatte, der von Neapel aus sichtbar wurde. Am 21. Nov., wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, trat, nachdem in Torre del Greco ein Erdbeben verspürt war, der erste Lavastrom aus dem Krater hervor. Dieser und die folgenden flossen nach der Seite des Monte Somma herab, links von Neapel. Erst später brachen auch mehrere an der Neapel gegenüber liegenden Seite heraus. Bei Tag (wir ritten hinauf im hellsten Sonnenlicht) sieht man von diesen Strömen nichts, als hie und da weißen Rauch. Der Berg

[1]) Dies bezieht sich wieder auf den Roman von Hawthorne. Siehe die Anm. auf pag. 129. K.

sah von dieser Seite aus etwa wie eine dürre braune Haide, wie sie bei uns in trockenem Sommer oft von den aus der Locomotive kommenden Kohlen entzündet werden. Großartig ist dagegen das Schauspiel bei Dunkelheit. Wir zogen gegen Sonnenuntergang in das zwischen Somma und Vesuv liegende Thal hinein. Die Wand der Somma strahlte im rosenfarbigen Licht der scheidenden Sonne; der Kegel gegenüber fing an, mit seinen infernalischen Lichtern durchzudringen. Wir gingen bis an den Rand des Kegels. Hinaufzusteigen bis an den Rand des Kraters wurde für nicht ohne Gefahr erklärt (obwohl es dort sehr sicher aussah), weil sich den herabrollenden Steinen nicht immer ausweichen läßt. Ich konnte etwa ein drittel weit hinaufgehen.

Ich will dir nun diese torrenti di lava so gut es geht zu beschreiben versuchen. Die Lava tritt glühend und flüssig aus dem Krater heraus, erkaltet aber sehr rasch. Man sah einen feurigen in der Nacht förmlich strahlenden Bach herabkommen, der sich aber rasch in zwei Arme theilte, welche die Feuerfarbe schnell gegen ein dunkles grau vertauschten, aus dem nur hie und da die unteren flüssigen Schichten durchleuchteten, während zuweilen feurige Klumpen in der Mitte seiner Oberfläche herabrollten, die sich schneller bewegten als die Gesammtmasse.

Die Ströme, welche wir mehr aus der Nähe sehen konnten, die sich dem Fuß des Berges schon näherten, erschienen als Dämme von Schlackengerölle, 12 bis 20 Fuß hoch, und etwas breiter, die mehr oder weniger langsam vorwärts kollerten. Der früher erwähnte Vergleich mit einem ausgeschütteten Kohlenwagen ist sehr passend. Die Oberfläche dieser Dämme ist oft ganz erkaltet, während die unteren Schichten noch flüssig sind. Ein Strom war am vorigen Tage in der Ebene des Thals zum Stehen gekommen, man wärmte sich auf ihm die kalten Füße. — Prachtvoll ist das Schauspiel des Feuers bei voller Dunkelheit. Die Lava verbreitet, wo sie noch glühend ist, einen Qualm und Feuerschein, der sich wie eine hohe

rothe Wand zum Himmel erhebt. Die ganze nördliche Seite des Berges schien in Flammen zu stehen; wie eine brennende Stadt. Oben die beständig aufleuchtende Feuersäule des Steine auswerfenden Kraters. Es waren zuweilen ganze Felsstücke, die den Berg hinunterhüpften, zersprangen und in dem lockeren Boden liegen blieben. Der Ton der zu Boden fallenden Steinsalven ist wie ein gutes Pelotonfeuer.

Gefährlich war der Hinunterritt vom Einsiedler, wegen der Dunkelheit. Es waren drei Caravanen, die hinter einander herzogen, mit Fackeln. Noch mehreren begegneten wir, die hinaufzogen. Ich und andere zogen es vor wegen der Kälte zu Fuß zu gehen. Der arme Lennel fiel auf einen Lavablock und zerschund sich die Brust. Bärensprung gerieth mit seinem Roß zweimal zwischen die seiner Vorreiter und erhielt zwei Schläge von den Hinterhufen, an denen er mehrere Tage hinkte. — Der Anblick unten war eigentlich erfreulicher als der des tobenden und speienden Ungeheuers droben. Der schmale Halbmond warf einen Lichtstreifen über den Golf. —

Die Schönheit einer Stadt und Gegend fühlt und genießt man immer erst vollkommen nach längerem Aufenthalt, ja man empfindet sie am lebhaftesten, wenn der Abschied herannaht. Die Mannichfaltigkeit, die Contraste sind unerschöpflich. Jetzt kommt es mir fast thöricht vor, an diesem Ort einen Landaufenthalt zu suchen. Man mag bessere Luft, landschaftlich Schöneres finden, kann aber der Langeweile schwer entfliehen. Es gehört zur Würze des Lebens, täglich ein Stück Arbeit zu haben, und ich halte es für ein besonderes Glück, daß ich durch solche Veranlassung so lange dort bleiben mußte; ohne dies hätte es mich nach 4 Wochen weggetrieben. Wie oft hatte ich es mir seit Jahren als das Schönste auf der Welt vorgestellt, einmal 14 Tage an den Ufern eines Sees, z. B. des Genfer- oder Boden- oder Langensees zu wohnen. Und nun hat mir dies (statt eines einförmigen stillen Landaufenthaltes

in Gesellschaft von abscheulichen Fremden und Courgästen) inmitten aller Reize, die das Leben bieten kann, im Golf von Neapel so lange geblüht!

Hier der endlose tosende, von Carossen wimmelnde Toledo, wo sich alle Pracht und Luxus des modernen Lebens entfaltet; man sieht durch eine Querstraße und erblickt hoch oben ein dräuendes Bergcastell, mit finsteren Thürmen, romantischen Zinnen; man sieht durch eine Gasse nach der anderen Seite, und da steht der feuerspeiende Berg. Hier steht eine mittelalterliche Bastille, mit Thürmen an den Ecken „plump wie Mörser", und nicht weit davon ein heiterer weitläufiger Palast, auf dessen breiter Loggia feenhafte Gärten hingezaubert sind. Man flüchtet sich aus dem Wagengedränge der Corsofahrt Abends hinter ein vergittertes Thor und ist in eine Villa am Meer versetzt mit langen gradlienigen schattigen Laubgängen und mit labyrinthischen Pfaden zwischen der Pracht südlicher Vegetation. Ein Vorsprung ist ins Meer gebaut, wo alle Punkte der Gegend ringsum sichtbar werden; Hier betrachtet man die Brandung. Sehr gut erinnerlich ist mir noch, wie ich am Abend meiner Ankunft zum ersten Mal auf diese Stelle geführt wurde. Damals war das Meer vollkommen ruhig und der Himmel wolkenlos. Die Milchstraße ging senkrecht am Himmel herunter und spiegelte sich mit den andern Sternen so klar im Meer, daß man die andere Hälfte der Himmelskugel unter sich zu sehen glaubte; als ob die Erde zu unseren Füßen plötzlich abbräche! —

Jemand der dies liest, könnte meinen, daß das Leben hier ein beständiger Rausch von Vergnügen sei. Aber dem ist nicht so. Einmal stumpft sich nichts schneller ab, als die Fähigkeit zum Vergnügen, während die Fähigkeit zum Leiden und zur Arbeit hundertmal länger ausdauert. Und dann sind alle diese Dinge, die in Briefen allein figuriren, nur etwas was man im Vorbeigehn abpflückt, mitnimmt. Das Leben ist ein unruhiges, thätiges; an das

man sich nach dem ruhigen und gemüthlichen, das man zu Hause führt, erst mit einiger Selbstüberwindung gewöhnen muß. Und dann fehlt es auch nicht an Dämpfern. Für mich gehört darunter hauptsächlich der mangelhafte Gebrauch der Sprache, die ich zwar für die Lebensbedürfnisse und oberflächliche Berührung, nicht recht aber für höhere Unterhaltung handhaben kann und immer noch sehr fehlerhaft spreche. Ebenso geht es mit dem Französischen und Englischen, das man sehr oft aufgefordert wird zu sprechen. Es ist eine Erfahrung, die ich aus dieser Reise gezogen habe: Wieviel Vortheil, Annehmlichkeiten würde man haben, ja ein reicheres Leben leben, wenn man statt dem unnützen Teufelsdreck, den man von Kindesbeinen auf zu geistiger und körperlicher Schädigung in die Köpfe zwängen muß, diese Sprachen sprechen lernte. Denn als Kind muß man anfangen. —

Die Verlängerung meines Aufenthaltes in den November hat mir außer der Eruption auch noch Gelegenheit verschafft, das Theater San Carlo zu sehen. Es ist blos als Gebäude des Besuchs werth; es wurde von Carl III. gebaut, um das größte Theater der Welt zu haben. Das Innere (mit 150 Logen) ist wahrhaft majestätisch, eine Verbindung von Pracht und Strenge, die beinahe nicht recht zu stimmen scheint mit dem Character der Bühne, wie sie jetzt ist. Es sind eigentlich nur zwei Farben da: Die Logen im Innern dunkelroth, das Aeußere weiß mit Gold. Die Brüstungen der Logen sind aufs reichste in Relief oder vielmehr à jour ornamentirt, unterbrochen von je acht Relieftafeln mit Putten, ebenfalls golden auf weißem Grund. Die Logen sind so hoch und breit, die Brüstungen so gewaltig, daß auch bei gefüllten Logen das ungeheure Gerüste nicht belastet zu sein scheint. Ueberall strenge Einheit der Linien, kein ausgebauchter Theil, keine hervorspringenden Schnörkel. — Im November wurden zwei Stücke gegeben, die Africanerin und Otello von Rossini nebst einem neu componirten allegorischen Ballet. Die Africanerin macht einen größeren Ein-

druck, als man erwartet, das scheußliche Colorit und Costüm der Hauptsängerin störte, aber nicht so, daß das Ganze verdorben wurde. Es sind herrliche Passagen darin, obwohl wie man sagt, Reminiscenzen aus seinen früheren Werken. Das Ballet „Idea" war eins der Wunder von Decoration, Beleuchtung und Gruppirungen, wie sie nur ein solches Riesentheater geben kann. Diese Gärten der Armida, diese mondbeglänzten Zaubernächte, diese morgenländischen Wunderhallen, diese Aufgipfelung von hunderten phantastisch kostümirter Figuren, diese labyrinthisch durch einander wogenden Verschlingungen des Tanzes, diese zierlichen lachenden Schmetterlinge, alle diese buntfarbigen Crystalle an dem Faden einer albernen Geschichte aufgereiht, belebt und der Phantasie sich einschmeichelnd durch den süßen, sinnlichen, südlichen Melodienzauber, der Verstand wie Geschmack zum Schweigen bringt, das ist San Carlo. Besonders glänzend war eine wirkliche Cascade, die aus einer azurnen Grotte auf Stufen herabstürzte. Ein Genius schwebte in einer crystallenen Muschel stehend, darauf herab. Das Wasser hatte ein Licht wie Perlmutter. — Das Theater wurde gegründet, als Neapel die Lehrerin der Musik für ganz Europa war: Scarlatti, Porpora, u. s. w.

Ich muß abbrechen, ein Versprechen ruft mich und ich möchte den Brief noch heute aufgeben.

An die Seinen

Rom, d. 26. December 1867

GESTERN Mittag, am ersten Weihnachtstag, erhielt ich Eure Briefe, für die ich um so herzlicher danke, da Ihr die Zeit dazu den Vorbereitungen für das Fest abgespart habt. Ueber mich hättet Ihr Euch allerdings keine Sorgen zu machen brauchen, denn

auch hier auf dem Capitol pflegt man das Fest gemeinschaftlich so schön wie heiter zu begehen. Prof. Henzen und Frau veranstalten in ihrem großen Salon eine Bescherung, um 8 Uhr, bei der diesmal außer weiblichen Hausgenossen, Fremde, 25 der hier auf längere Zeit anwesenden deutschen (werdenden) Gelehrten geladen waren. Frau Henzen, die erst vor wenigen Jahren das Oelmalen angefangen hat, und bereits ihren Salon mit glänzend wirkenden Copien mehrerer Perlen der römischen Galerien bevölkert hat, hatte ein Transparent gemalt mit dem santo presepe. Die Beschenkung war eigentlich dreifach; einmal veranstaltete die Festgeberin eine Beschenkung durch Loose, darunter waren mehrere von ihr mit Arabesken in Oel geschmückte Briefbeschwerer von Marmor, von denen ich leider keinen erhielt, sodann ein langes komisches Gedicht im Dialect der Trasteveriner: Er ratto de le Sabbine. Ferner kam eine große Kiste herauf mit meist humoristischen Geschenken, von ungenannter Hand, mit zum Theil beißenden Distichen für die Beglückten; sie stammte von der principessa Helbig. Für mich war ein Esel bestimmt (eine Statue von papier maché), was sich weniger auf die Krippe bezog, als auf meine nicht verhehlte Vorliebe für dies Thier, dessen Tugenden und Geschicklichkeiten meiner Ansicht nach ebenso lobeswürdig sind, wie seine bieder kummervolle Miene auf unser aufrichtiges Mitleid Anspruch macht. Im bescheidenen Lösen der schwierigsten halsbrechendsten Probleme (bei Bergfahrten), in der Genügsamkeit mit dem bescheidensten Lohn, im geduldigen Ertragen seiner Sclaverei, in der er sich nur zuweilen durch einen ungeheuren Seufzeraccord Luft macht, schien er mir das wahre Bild des deutschen Gelehrten; ich citirte oft die klassische Anrede von Sterne (s. Thackeray, English Humorists) „Du kannst mich schlagen, wie du willst" — Das Schönste aber waren einige Geschenke in Bildern von Dr. Heydemann, bestehend in zwei sehr großen Kupfern von Piranesi: die Villa Albani und der Petersplatz, so-

wie das Portrait des Cardinals Albani in jüngeren Jahren, das wie ich hoffe, vor den zweiten Band kommen soll. — Ein Baum fehlte auch nicht, statt Nadelholz Laubholz, und ein wagrecht fliegendes Kindchen oben. —

Von meinem Vortrag[1]) (der Festrede bei der Eröffnung der jährlichen Adunanza des archäologischen Instituts, 13. Dec.) werdet ihr aus irgend einer Zeitung etwas gehört haben. Die Einladung dazu traf mich in den letzten Tagen des November in Neapel und bestimmte mich, so bald abzureisen. Es war mir auch insofern erwünscht, als ich dadurch Gelegenheit erhielt, ein Lebenszeichen und ein Zeichen meiner bisherigen Thätigkeit von mir zu geben, für die in Berlin, wo ein ausführlicher Bericht über die Sitzung in der archäologischen Kreuzztg. erscheint. Es war etwas verwogen, über römische Zustände, vor den feinnäsigen Italienern in ihrer Sprache zu reden, aber der Reiz war für meine Eitelkeit zu groß, einmal auf dem Capitol meine Stimme erhoben zu haben.

Eine merkwürdige Bekanntschaft habe ich gemacht. Dr. Henzen, der glaubte, daß ich für meine Zwecke in dem Familienarchiv Gaetani etwas finden würde, empfahl mich an den alten Gaetani, Duca di Sermoneta. Er ist der einzige von tieferer wissenschaftlicher Bildung unter den jetzigen römischen Fürsten und macht jeden Abend offenes Haus, wo auch unsere Landsleute, wie Gregorovius, häufig erscheinen. Er ist ein stämmiger Mann von auffallend starken römischen Zügen, leider seit zwei Jahren erblindet. Seine Frau, die ihn führte, als ich ihn besuchte, ist eine kleine schwarze schmale Engländerin. Eine lateinische Inschrift über der Thür der Rechnungskammer im Palast Gaetani besagt, „daß das jetzige Haupt der Familie, Michele Gaetani, die von seinen Vor-

[1]) Sulle relazioni del Winkelmann colla republica letteraria di Roma. Discorso letto nell' adunanza solenne tenuta dall'Istituto Archeologico à 13 dicembre 1867 da Carlo Justi. K.

fahren ererbten ungeheuren Schulden in 4 Jahren getilgt habe" — eine Inschrift, die in wenigen adligen Sitzen der Welt würde stehen können. Er hat sich damals aufs strengste eingeschränkt. — Er lud mich gleich für den folgenden Abend ein. Es war außer der Familie nur ein avvocato und sein Gesellschafter da. Der junge Duca ist der wahre Typus des Italieners, sehr schlank und breitschultrig (Kopfs größer als ich), mit einem hagern Adlergesicht und schwarzen gelockten Haren und einer einzigen grauen Querlocke auf der Stirn. Er hat eine wunderschöne Lady geheirathet, aber so schön, daß man anfangs (besonders Abends) an der Wirklichkeit zweifelt und ein Bild vor sich zu sehen glaubt. Auch abgesehen davon meine ich nie so liebenswürdige Menschen gesehen zu haben. (Als man aufstand, isolirte mich die alte Duchessa und fing eine Unterhaltung über deutsche = preußische Politik an, da sie wußte, daß die Unterhaltung in fremder Sprache besser unter vier Augen von statten geht. Sie suchte die Dinge auf, die einen beredt machen können, und stellte sich an, als ob sie wunder was für Aufschlüsse aus meinen trivialen Bemerkungen bekäme. —) Die Lady hat naive kindliche Manieren und spricht deutsch, und ihre Erscheinung bildet einen merkwürdigen Contrast zu der Tochter des alten Duca, Donna Ersilia, an den Fürsten Lovatelli verheirathet. Diese hat ein sehr scharfes römisches Profiel, ist ernst und blaß. Sie ist so gelehrt, daß sie (die einzige Dame) zum Mitglied des archäologischen Instituts gemacht worden ist, in dessen wöchentlichen Sitzungen sie stets erscheint. — Die Familie Gaetani ist dieselbe, aus der der Pabst Bonifaz VIII. war (von dem mir ein Finger als Reliquie gezeigt wurde), der schon in Dantes Hölle vorkommt; ebenso wie der Cardinal Cajetan, der mit Luther die Conferenz hatte, und ihn nannte: „eine deutsche Bestie mit glühenden Augen und wunderlichen Speculationen im Kopf". Man zeigte mir ein Porträt des Philosophen Campanella, das einzig vorhanden, das dieser Cardinal hatte

malen lassen. Also ein höchst respectabler alter Adel. Der jetzige Duca ist übrigens höchst liberal. —

Die Ehen mit Engländerinen sind unter dem römischen Adel sehr beliebt: die principi Borghese und Doria sind mit zwei Schwestern Talbot verheirathet, deren Büsten in der Galerie Doria stehen (neben den Porträts des Andrea und Gianettino Doria), und von dem Aussichtsthurm der Villa Doria Pamfili bemerkt man auf einem gegenüber liegenden Hügel ein Feld, das mit den Buchstaben Mary besät ist. Der Geldpunkt ist dabei mit im Spiel; aber man kann auch nicht läugnen, daß unter den im Winter Rom durchwogenden fremden Schönheiten die Engländerinen den Preis verdienen.

Ich möchte, daß dieser Brief auf Sylvester ankäme und breche daher ab, die Beschreibung kirchlicher Feierlichkeiten verschiebend. Dieselben sind noch nicht zu Ende, übrigens in diesem Jahre sehr unvollständig, da wegen der Besorgnisse der Polizei die nächtlichen Feiern weggefallen sind. — Seid überzeugt, daß es mir hier gut geht. Rom ist für den Winter über die Maßen, selbst gemüthlich, und wenn ich für mein Leben ein solches Zimmerchen wie das gegenwärtige haben könnte, ich wollte auf allen andern Anspruch an das Leben gern verzichten; ich habe keine Wünsche weiter.

An die Seinen

Rom, den 12. Januar 1868

ES wird Zeit sein, aus dem neuen Jahr etwas von Rom hören zu lassen; es sind nun schon fast zwei Wochen verflossen. Die Zeit verstreicht mit einer Schnelligkeit, und der Reichthum dieser Stadt kommt mir immer mehr in so nieder-

schlagender Weise zum Bewußtsein, daß ich mit meiner Zeit immer geiziger zu werden anfange, und wie an die schwerste Prüfung an die bald gegenwärtige Zeit denke, wo es mit allen diesen tausend täglichen Gelegenheiten vorbei sein wird. Um euch von dem Reichthum Roms nur in einer Beziehung eine Vorstellung zu geben, will ich einen Auszug aus meinem Kalender des letzten Monats hinsetzen. Ich hatte mir vorgenommen nach meiner Rückkehr zunächst die Gemälde im Zusammenhang zu betrachten, da nur eine solche Betrachtung, wo man einen Gegenstand für die Zeit zur Hauptsache, zum alleinigen Studium macht, fruchtbringend ist. Ich fing gleich am Tag nach meinem discorso, den 14. December an.

Dec. 14: Galerie Corsini.
16: Galerie Borghese (wo Raphaels Grablegung).
17: Villa Massimi (Fresken von Schnorr, Overbeck, Veit).
18: Casino Rospigliosi (wo die Aurora von Guido).
19: Galeria Colonna.
20: Galerie Doria.
21: Galerie Barberini (wo die B. Cenci, Raphaels Fornarina).
22: Farnesina (Raphaels Fresken, Geschichte der Psyche) — Domenichinos Evangelisten in S. Andrea.
23: Vaticanische Galerie (wo die Transfigur., Commun. d. heil. Hieron., Mad. di Fuligno).
24: Gemäldesammlung der Villa Albani (Mengs Parnass).
25 u. 27: Gemälde in den Kirchen dell'Anima, della Pace, S. Luigi, S. Agostino.
28: Gemäldesammlung des Lateran. Palastes.
29: S. Onofrio (wo ein Leonardo) u. zum 2. Mal Farnesina.
30: Galerie des Capitols.
31: Galerie der Academie von San Luca.

Jan. 2: Galerie Corsini B.
3: Galerie Doria, die größte von allen.
4: Galerie Sciarra (wo Raphaels Geigenspieler, die Bella di Tiziano).
5: S. Gregorio, 3 Kapellen mit großen Fresken von Guido und Domenichino.
7: Gemälde des Quirinal. Palastes.
Sixtinische Capelle: Michelangelo A.
8: Stanzen Raphaels. Capelle des Fiesole.
9: Loggien Raphaels.
10: Sixtin. Capelle B.
11: Tapeten Raphaels (Apostelgeschichte).

Es ist fast ein Monat schon, und ohne eine Wiederholung. Es reicht eben hin, sich einen Ueberblick zu verschaffen und den Eindruck der Hauptwerke aufzunehmen und zu fixiren. Diese Besuche nehmen die Zeit zwischen 10 und 3 in Anspruch, aber wenn man mit Nutzen sehen will, muß man sich nicht nur vorbereiten, sondern auch die Bemerkungen nachher klar und frisch aufzeichnen. So geht der ganze Tag hin. Es ist allerdings ein Genuß ohne Gleichen, wenn man dieses epicuräische Wort brauchen will. Während einer solchen Zeit kommt man aus einem gewissen Rausch nicht heraus. Welche Augenblicke, wo das, was Jahre lang leeres Wort und Phrase war, in sichtbarer Wirklichkeit vor uns steht. Wie rückt alles an seinen Platz, erhält den ihm gebührenden Rang, wie lösen sich lange unbeantwortete Fragen. Michelangelo ist groß und unerschöpflich über alles Ahnen und Erwarten, Raphael tritt etwas gegen ihn zurück. Aber welche Kluft scheidet diese beiden wieder von allen übrigen. Man kann wohl sagen: wenn man den Vatican mit seinen Gemälden in die eine Wagschale legte und alle anderen Gemälde der Welt in die andere: sie würden jene nicht aufwiegen. In diesen großen Schöpfungen kann man jede Nebenfigur, einen beliebigen Kopf, dem

man hier kaum einen Blick schenkt, eine in irgendwelcher dunklen Ecke einer Gewölbeabtheilung versteckte Nebenscene herausgreifen: sie würde eine Perle für die erste Galerie der Welt geben. —

Ich bin also den Tag über vollauf beschäftigt. In der Zeiteintheilung ist mein Leben dem in Marburg ähnlich; es ist auch hier oben grade so still und ländlich, wie in der Villa Schmidt[1]). Nur daß ich statt auf die Lahn und den Cappler Berg auf die Tiber und den Aventin sehe, und nach Beendigung der Morgenstudien statt übers Schloß und ins Casino in die oben genannten Orte wallfahrten kann. Nach dem Essen und der Siesta bleibe ich wieder bis gegen 9 zu Hause und wandere dann in ein Cafe oder in eine Osteria. Hier war es allerdings in Marburg schöner, wo ich nach dem alten Hause wallte und wo es (nur zu) classische Musik und süße Lieder gab. — Die übersandten Verse haben mir große Freude gemacht, und ich habe sie so oft gelesen, daß ich sie auswendig kann; besonders das vom leeren Falkenkäfig ist gar niedlich.

Die Römer beschenken sich nicht am Weihnachtsabend, sondern am Vorabend Epiphanien, wo man das besucht, was bei uns Weihnachtsmarkt heißt. Von manchen Eigenthümlichkeiten des Festes enthält Gregorovius, Römische Figuren (sehr zu empfehlen) hübsche Schilderungen, z. B. von den Kinderpredigten in Aracoeli. Am Weihnachtsmorgen war großes Hochamt in St. Peter, wo der Pabst die Messe las. Es war der erste Aufzug wieder in seiner Hauptkirche, nach der Invasion und Revolution. Es war doch eigen, wenn man sich jener Erschütterung seines Thrones erinnerte (die ohne die fremde Intervention zu einem Umsturz geworden wäre) — wie er da noch einmal hereinzog, mit seinem geistlichen Hof und seinen Cardinälen, für deren einige schon die Beile bereit waren; wie er wieder die alte Hand zum Segen nach rechts

[1]) Dort hatte Justi vor seiner Reise in Marburg gewohnt. K.

und links bewegte; wie er die gewohnten Huldigungen auf seinem Thron im Chor empfing, und wie er endlich mit festem Schritt dem Altar unter der Kuppel über dem Grabe des Apostels zuschritt und von Cardinälen und Prälaten umwogt, mit klarer Stimme seine Messe sang. Ob er an die Worte dachte, die da oben an dem Rand der Kuppel mit riesigen goldenen Lettern geschrieben stehen, von dem Fels Petri und der Gemeinde, und den Pforten der Hölle? Das waren einst Worte sicheren Machtgefühls, jetzt klammert sich der schwache Glaube daran. Der Pomp, der ihn umgiebt, das Getragenwerden auf dem Thron, die Pfauenwedel, die dreifache Krone machen übrigens bei ihm nicht den Eindruck ungeheuren Stolzes, der Ueberhebung, was es war, als es vor Jahrhunderten geschaffen wurde —; sieht man den greisen Mann mit den milden wohlwollenden Zügen, so scheint auch dies nur eine der vielen Bürden, die er trägt, der Dinge, die er über sich ergehen lassen muß, ebenfalls ein Non possumus.

Ich habe diesmal die heilige Function ganz genau beobachten können, und die Bemerkung gemacht, daß eigentlich keiner der fungirenden Geistlichen alle Einzelnheiten inne hatte. Vielmehr mußte der Ceremonienmeister, unser Freund von der vaticanischen Bibliothek her, Monsignor Martinucci, überall zugegen sein, Winke, Fingerzeige geben, zuflüstern, die Stelle im Buch zeigen. Ein Bischof mit schwarzem Bart, der assistirte, mußte dreimal beschieden werden, ehe er sein Meßbuch richtig hielt. Der Cardinal selbst wollte sich einmal setzen, als er die Stufen des Altars hinunter mußte. Die ungemeine Complicirtheit des Ritus und die nothwendige Aufmerksamkeit auf so viele Einzelnheiten ist mit ein Grund der nach unserem Gefühl profanen Stimmung, mit der alles abgemacht wird. Der alte Cardinal, als er oben am Altar saß, machte lächelnd Conversation mit dem ihm zur Seite stehenden Martinucci. Der Gesang, statt aus dem Herzen der Gemeinde zu kommen, geht von einem Chor kunstgeübter Sänger aus. Manch-

mal kommt einem die sehr lange dauernde Feier wie eine große geistliche Hofcour vor. — Gleichwohl ist dies ganze so reich, daß bei dem allem noch genug für die Andacht übrig bleibt. Das Eigenthümliche der päbstlichen Kirchenfeste, wie eigentlich der katholischen überhaupt, besteht darin, daß überall ein Kern des urältesten, ursprünglichsten, bedeutungsvollen erhalten ist — in der Liturgie, in Gewändern, Melodien, Geberden u. s. w., daß aber diesem eine Menge Dinge zugesetzt sind, damit verschmolzen sind, die vornehmlich auf Verherrlichung des Priesterthums zielen, z. B. alle die Anklänge, Anspielungen, Gleichstellungen des Priesters, des Pabstes mit Petrus, mit Christus, ja mit Gott selbst. Allein das Ursprüngliche dringt immer wieder durch. Kommt nun dazu ein solcher Ort, wo alles das seit den Anfängen der Kirche in ununterbrochener Folge so hergegangen ist, so begreift man, wie geeignet solche Feiern sind, die Ereignisse, denen sie gelten, zu vergegenwärtigen. So in der heiligen Woche: Der Hochaltar der Peterskirche steht bekanntlich in der Mitte unter der Kuppel über dem (angeblichen) Grab des Petrus; zwei Marmortreppen führen hinab vor das eiserne Gitter der Confession. Auf dieser Treppe und auf der Ballustrade ringsum brennen beständig Lampen: und wenn man in die Kirche tritt, in Abendstunden und wenn wenig Menschen darin sind (wo das zurücktritt, was man den heiteren Character derselben nennt): so glaubt man wirklich die Todtenfeier eines gestern Verstorbenen zu sehen.

Der Höhepunkt der Weihnachtsmesse ist der Chor der Posaunen bei der Elevation des Sanctissimum durch den Pabst. Nach dem Schauspiel der Procession, der langsam feierlichen Cour, den rasch abgesungenen Psalmen, die mehr ein unruhiges Ringen, ein stürmisches Verlangen ausdrücken, — macht die plötzliche Einmüthigkeit und Gleichmäßigkeit des Niederkniens vom Pabst an bis zum ärmsten Bauer, einen bedeutenden Eindruck. Es ist eigentlich der einzige Moment, wo das volle Gefühl der Andacht alle

vereinigt. Der Posaunenchor aus der Kuppel klingt so klar, so feierlich, so triumphirend und friedebringend zugleich. Es ist wie nach langem Ringen des Lichts mit dem Dunkel (so erscheint die bald zögernd bald gemessen fortgehende Handlung) — ein Sonnenaufgang in Tönen; der Ausdruck des Erscheinens der göttlichen Gegenwart, eine Feier des evangelischen Worts: Und das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit. —

Wenn man übrigens schöne und erhebende Kirchenfeierlichkeiten sehen will, braucht man keineswegs die hohen Feste abzuwarten. Nur ist die Musik oft auffallend weltlich und man hört in den heiligsten Momenten Arien aus modernen Opern, so daß man seinen Ohren nicht traut. Zu den besten gehören die Vespergesänge in der Kirche S. Trinità auf dem Pincio, jeden Sonntag Abend, die von einem Chor der Dames du sacré ceur aufgeführt werden, denen diese Kirche mit Kloster gehört, das von den französischen Königen gegründet ist.

Es giebt in Rom auch profane Heiligthümer, die einen mächtigen Zauber anderer Art ausüben. Dazu gehört das Zimmer Tassos im Kloster S. Onofrio auf dem Janiculus. Am 29. December war ich zum ersten mal dort oben. So kann man dreiviertel Jahr in Rom sein, ohne einen Ort aufgesucht zu haben, der eine andere Stadt allein zum Wallfahrtsort der Fremden machen könnte. Denn es ist nicht blos das Zimmer Tassos da, sondern auch eins der wenigen Originalgemälde Leonardo da Vinci's, das er bei seinem Aufenthalt in Rom hier gemalt hat. Von Tasso sind eine Menge Reliquien erhalten: seine vier Lehnstühle, sein Tintenfaß, seine Todtenmaske, sein Crucifix, — draußen im Garten die Eiche, unter der er gesessen; sie ist vom Blitz zerschmettert und es steht nur noch ein Stück, wie unsere in Dagobertsh., nur noch mit einer vollen Krone. Diese Zelle, in der alles morsch, altfränkisch, mumienhaft, macht einen düsteren Eindruck, sie bringt wenig die Strophen dieses melodischen und tieffühlenden Dichters in Er-

innerung. Der Maler war hierin begünstigter; gegenüber dieser Madonna meint man, er habe ein Stück seiner Seele hier sichtbar zurückgelassen. Wie fühlt man gegenüber diesem Bild die Spur eines Wesens höherer Ordnung! Keine Copie giebt einen Begriff von ihrer Hohheit und Süßigkeit zugleich. Es giebt nichts feineres, seelischeres, stoffloseres, ganz in Anmuth und Freude strahlendes, und nichts majestätischeres, als dies verblichene Bild. Das Oval des Gesichts scheint das Geheimniß der Schönheitslinie offenbaren zu sollen. Es steht am Ende eines Gangs des Klosters hinter Glas mit einer Einfassung von bunter gebrannter Thonarbeit. — Ganz anders, als in seiner traurigen Zelle, — deren Hausrath daran erinnert, daß er nur die Trümmer seiner Existenz hierher gerettet, — wird uns Tassos Leben und Schicksal lebendig in jenem Garten. Hier ist eine Art Theater, halbkreisförmige Reihen verfallener Backsteinsitze; ein Lorbeergebüsch, eine marmorne Brunnenfassade zu Ehren des Pabstes und Cardinals Albani, welcher eine Abzweigung der Wasserleitung an diesen früher dürren Ort gestattet hatte. Dazwischen jene Eiche. Alles in Verfall. Aber darunter breitet sich das Häusermeer von Rom aus, damals im Sonnennebel eines hellen Decembermorgens, mit den zahlreichen Kuppeln, während von allen Seiten die Glocken heraufdringen, wie der Wogenschlag aus einem Meer. Welcher Zauber liegt auf den Stätten, die einmal der Genius berührt hat! Wie wird uns diese ganze magische Existenz fühlbar, als umschwebte uns sein klagender, nicht zur Ruhe gekommener Geist, und übte noch unsichtbar, magisch die Gewalt, die er einst durch Wort und Harmonie geübt. Keinen geeigneteren Ort konnte er aufsuchen, als diesen, groß genug zur Aufnahme aller gebrochenen Existenzen und Hoffnungen der Erde; wo die Natur, die Kunst, die Religion und das Schauspiel tausendjähriger Geschichte überreichen Trost bietet für alle Schmerzen der Erde; wo das größte, was die Erde hatte, begraben ist, wo die Zeit mit ihren Zer-

störungen und die Ewigkeit zugleich ihren Triumphzug zu halten scheint. —

Der Winter, der sich anfangs als streng anzulassen schien, ist hier milder als im übrigen Italien. Während in Florenz um den Jahresanfang der Schnee fußhoch lag, der Vesuv mit Schnee bedeckt war, sieht man ihn hier nur auf den Spitzen der Gebirge. In unserem Garten blühen fortwährend die Rosen; und man wird auf den Straßen mit Veilchenbouquets angehalten. Dann und wann kommt ein Nachtfrost oder ein Regentag, — und das heißt nun die Regenzeit, und das ist der Winter. — Von Landsleuten habe ich mehrere Künstler kennen gelernt, u. a. den Maler Ludwig, der mit Karl Schmitt befreundet war. Mit zwei andern, dem Bildhauer Gerhard und Maler Dreber aus Cassel haben wir Sonnabend Abends auf deren Zimmer eine Conversation beim Glas Wein. — Am Sylvesterabend hatten wir Deutsche ein gemeinschaftliches Souper. Der Maler Hübner hatte für jeden eine Vignette gezeichnet, ein anderer Verse darunter gemacht. Es war sehr lustig, es gab sogar einen Rundgesang. — Jemand brachte einen Toast aus, sehr spät, einige Minuten vor 12, der sich wohl bei einigen der 16 Anwesenden erfüllen wird. Er lautet: „In diesem Augenblick, wo wir, um mich poetisch auszudrücken, von dem schroffen Vorgebirge des alten Jahres in das nebelhafte Meer des neuen hinüberblicken, kann uns nur ein Gedanke diesen Augenblick verdüstern, nämlich die Aussicht, die heilige und ewige Roma, und hoffentlich die ebenso freie und heitere Roma, mit dem theuren, oder wie sich ein profaner Künstler einmal (seufzend) ausdrückte, ver. . . . Vaterland vertauschen zu müssen“ u. s. w., und dann wünschte er, die Gesellschaft möchte sich in Jahresfrist wieder an dem Ort zusammenfinden.

Frei und selbst heiter das Leben in Rom zu nennen, kann paradox erscheinen, aber in der That lebt der Fremde unberührt von

den politischen Zuständen, ganz in der Welt der Kunst, des Alterthums und seines abgeschlossenen Cirkels. Es ist die Freiheit des Lebens aller großen Städte, die aber in Rom noch erhöht ist durch jenes Gehenlassen, welches dem Priesterregiment außerhalb der Sphäre seiner eigensten Ansprüche nachzurühmen ist. —

An den Bruder

Rom, den 19. Januar 1868

ZWEI Anlässe bestimmen mich, schon wieder einen Brief heimwärts zu senden. Einmal die mitfolgenden Separatabzüge meines discorso, der allerdings mit jämmerlich kleiner Schrift gedruckt ist; aber in das bulletino (wo ich den Druck umsonst und dazu ein unbedeutendes Honorar habe) konnte er nur in dieser Form zu stehen kommen. Sei so gut und schicke diese Abzüge an die Adressaten und behalte einen für dich.

Der andere Punkt betrifft die Dauer meines Aufenthaltes in Italien. Ueber das, was ich dir schreibe, mache (natürlich außer zu Hause) Niemandem eine Mittheilung, bis die offizielle Mittheilung von Berlin oder Cassel kommt. Es ist so gut wie gewiß, daß die kön. Regierung meinen Urlaub verlängern wird und zwar mit Beibehaltung des vollen Gehalts; es ist nur noch die Unterschrift oder Zustimmung des Königs nöthig. Diese Nachricht habe ich am 15. dieses von Berlin aus erhalten. Auf wie lange, weiß ich noch nicht, jedenfalls bis zum Anfang des Winters. Du wirst mir glauben, daß ich nach dieser Vergünstigung nicht gestrebt habe, um die Annehmlichkeiten des italienischen Aufenthaltes länger zu genießen, sondern weil ich fand, daß zur Ausbeutung der wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze ein Jahr nicht ausreichte. Für Rom bedurfte ich noch aufs knappste gemessen der Zeit bis

Ostern; und dann blieb mir doch die ganze Schaar oberitalienischer Städte, Florenz an der Spitze. Seit drei Monaten war mir diese Nothwendigkeit immer klarer geworden, Weihnachten habe ich nach Berlin geschrieben. Ich hätte es als ein wahres Unglück angesehen, hätte ich Ostern fortgemußt, denn ich hätte alles in der Mitte abbrechen müssen; ich schwebte in einiger Bangigkeit. Um so größer war meine Freude und Dankbarkeit gegen den Himmel und die edlen Männer, die mir dies verschafft haben; in unseren früheren Zuständen hätte etwas derart in den Bereich der spanischen Schlösser gehört. Nur eins hat mir jene Freude einigermaßen getrübt, was mir erst nach der Entscheidung recht vor die Seele trat: daß ich die Freude euch wiederzusehen nun auch solange verschieben muß. Wäre es doch möglich, inzwischen einen kurzen Besuch zu machen! Aber daran ist nicht zu denken. — Daß mancherlei Reden darüber fallen werden, sehe ich freilich; aber wenn ich mich um die Reden der Leute hätte kümmern wollen, so wäre ich gar nicht bis hierher gekommen und hätte auch das nicht gethan, was mir den Weg hierher gebahnt hat, und was ich nur unter fortwährendem Widerstand gegen Rathschläge und Reden anderer habe ausführen können. Ein Glück, daß ich jene Reden hier nicht zu hören bekomme; wollt ihr etwas darauf erwidern, so stellt die Sache einfach so dar: die kön. Regierung ertheilte fortwährend zweijährige Stipendien für archäologische Ausbildung; bei mir werde dasselbe unter dieser Form ertheilt da ich unter besonderen Umständen und später als andere zu dieser Reise gekommen. Dies ist nicht die geschäftliche Auffassung; aber man entfernt dadurch den Schein einer ganz besonderen Begünstigung. — Für das Vorlesungsverzeichniß kannst du einen Theil der Geschichte der Philosophie und der Kunstgeschichte, und etwa ein Publikum über die Poetik des Aristoteles setzen; ich weiß nicht, welcher Theil im Catalog des vorigen Semesters stand.

Ihr schreibt mir wenig über die öffentlichen Zustände im Vater-

lande, solche Mittheilungen wären mitunter sehr erwünscht; wo man nur aus Parteiorganen die nothdürftigsten Nachrichten erhält. In den letzten Wochen bildeten die Zeitungen eine wirklich niederschlagende Lectüre; nichts als Hungersnoth — in Preußen, England, Algier; Verschwörungen und die Rüstungen zu einem ebenso zwecklosen wie blutigen Krieg. Wenn man den Gang der Politik seit einem Jahr verfolgt hat, so scheint dieser Krieg jetzt nur noch durch ein Wunder abgewendet werden zu können. Grade der Umstand, daß bei dem offenbaren Widerstreben sowohl Bismarcks wie Napoleons die Vorbereitung, die Leidenschaft und die politische Complication (besonders die orientalische Frage) in fortwährender Progression dem Krieg zudrängen, läßt denselben jetzt als ein unvermeidliches Schicksal erscheinen. Hier werden die größten Befestigungs-Arbeiten vorgenommen; besonders auf dem Aventin, nach der Seite der Campagna zu.

Vorige Woche wohnte ich der Accademia poliglotta des Collegio der Propaganda bei. Es traten hier 31 Zöglinge aus verschiedenen Nationen auf — trugen kurze Betrachtungen, Gedichte vor, in ihrer Sprache, die sich auf die Weisen aus dem Morgenlande und deren Legende beziehen. Einige der nichteuropäischen sangen auch in ihren volksthümlichen Melodien. Den Anfang machten die semitischen Dialecte, und zwar das althebräische (Elia Chuzi aus Batum vom Libanon), dann chaldäisch (Schrift- und Vulgärsprache), syrisch, armenisch, (ebenfalls doppelt) (Paolo Kanbekian von Trapezunt), arabisch, persisch (Agostino Hairabedian aus Nor Ciuha), curdisch, hindostanisch, telagunesisch, cananesisch, tamulisch, türkisch, koptisch; Woloff, ein Negerstamm. Dann die europäischen Sprachen; alt- und neugriechisch, lateinisch, französisch, italienisch, celtisch, irisch, holländisch, deutsch, dänisch, englisch, illyrisch, bulgarisch und albanesisch. Leider machte unser Landsmann uns wenig Ehre, er declamirte ein selbstgemachtes Carmen von Lohensteinschem Schwulst und blieb mehrmals stecken;

er hieß Balthasar Ulendeler aus Meklenburg. Bei den Orientalen kam nur der Perser einmal ins Stocken. Einige hatten auch ihre nationalen Gesten. Neu war mir die vollkommene Uebereinstimmung der Laute, des Accents, des Zischen mit dem englischen, wie sie sich in keiner der dem letzteren stammverwandten Sprachen findet. Ob dies auf dem Clima und der Landesbeschaffenheit beruht? — Der Buffo der ganzen Feierlichkeit (die mit einer Ouvertüre begann und in der Mitte einen herrlichen vierstimmigen Gesang: Loda Gerusalemme il tuo signore, von dem Capellmeister Jacovacci hatte) — war der Neger. Als er auftrat, entstand allgemeine Heiterkeit, der er sich sofort anschloß. Seine Geberdensprache war äußerst lebhaft mit Armen, (er traf seinen Nachbar einigemale ins Gesicht), Körper, Beinen (Schritte vor und zurück); manche Consonanten sprach er so energisch, daß wieder Heiterkeit entstand. Zuletzt gab er eine Nationalmelodie auf ein geistliches von ihm gedichtetes Lied zum Besten. Während der Gesang aller anderen Nichteuropäer in keiner eigentlichen Melodie besteht, sondern nur eine gesteigerte auf und ab schwankende Modulation ist, sang Guglielmo Samba nicht nur ganz modern europäisch klingende Weisen, sondern die zuweilen an die verwegensten Vaudevillemelodien erinnerten. Abwechselnd kamen ernste feierliche Passagen, und dann klomm er auch einmal die Tonleiter hinauf, bis zu einer Höhe, wo er zur Hervorbringung der Töne einiger Grimassen bedurfte: den höchsten konnte er nicht herausbringen, dann lachte er und alle mit ihm. Der Beifallsjubelnachhall (es war in der Kirche der Propaganda, jeder aber wurde beklatscht) wollte kein Ende nehmen, auf dem Theater hätte es fuori! und da capo! bedeutet. Die älteren vornsitzenden Herren machten zuletzt ganz bedenkliche Gesichter. — Er war von der Insel S. Maria in Senegambien. — Die Neger sind musikalisch, und in den Vereinigten Staaten überall die Musicanten. Ob aber hier nicht Reminiscenzen von Europäern gelernter Lieder mit unterlaufen? —

Siehst du oder Rikchen Prof. Henke, so kannst du ihm erzählen, daß wir am 18. den Geburtstag des Dr. Frommann auf dessen Zimmer festlich begangen haben; seine junge Frau hatte sich in rührender Weise angestrengt, die besten Weine des stato pontificio aufgefunden, und unter dem Staunen ihrer römischen padrona einen deutschen (in Deutschland italienisch genannt, aber hier vollkommen unbekannt) Heringssalat angerichtet. Er erkundigte sich sehr nach H.; ich konnte ihm aber nichts von ihm erzählen.

Unter den fünf oder sechs Theatern, die für die Carnevalsaison (Weihnachten bis Fasten) spielen, ist kein einziges für Schauspiel oder feineres Lustspiel. Außer den beiden Opern nur Possen, Ballet und Pulcinello-Stücke. Einmal ließ ich mich verleiten, Sonntags um 5 Uhr in das teatro Metastasio zu gehen, und fand ein Publikum, wie ich es noch nie gesehen im Theater; Gassenjungen saßen in den Logen ersten Ranges. Hier denkt man mit Schmerzen an Neapel zurück. Einmal war ich im Theater Apollo, welches das ist, was anderwärts große Oper heißt. Hier hat der römische Adel seine Logen, in welchen bekanntlich auch die Besuche empfangen werden. Die Logen sind zuweilen ein interessanteres Schauspiel, als das Stück. Die Oper war armselig genug, von Donizetti; die Kräfte, besonders die Hauptsängerin, war bedeutend. Da noch ein großes Ballet dazwischen geschoben wird, so dauert dieser Kunstgenuß von 7 Uhr fast bis Mitternacht.

Gewundert hat mich dein Wohlgefallen an Devrients Spiel. Ich habe ihn auch im Hamlet gesehen, in Dresden, und langweilte mich so, daß ich fast in der Mitte weggegangen wäre. Allerdings ist Hamlet in mancher Beziehung kein Stück für die Bühne; so wirkungsvoll ja gewaltig einzelnes ist, so bleibt das ganze ohne Bewegung, und dies ist der größte Fehler, den ein Stück vom Standpunkt der Bühne aus haben kann. Aber Devrient ist mir überhaupt eine fatale Erscheinung gewesen. Eigentlich ist alles

Leben und Feuer in ihm erloschen; und nur die große Kunst, das fleißige Studium, die vielen Finessen, die oft in gesuchtem Gegensatz gegen andere ausgebildete Manier ist übrig geblieben. Diese Form hat er sich in früheren Jahren geschaffen und producirt sie mit anerkennenswerther Energie und Elasticität. Aber man kann dasselbe von dieser Kunst sagen, was man von seiner Person sagt: er hat sich vortrefflich conservirt. Eine kosmetisch erkünstelte Jugend, eine durch Elixire aufgereizte Lebenskraft, ein durch Eitelkeit und die närrische Verehrung des sächsischen Publikums immer wieder angeblasenes Kunstflämmchen — nein! Das Geheimniß des Gefallens in allen Künsten liegt im Leben. So wenig sich jemand in eine „gut conservirte Dame“ verlieben wird, so wenig gewährt ein Kunstwerk Freude, aus dem alle Lebensgeister gewichen sind. — Aber was fällt mir ein, römische Briefe mit Gewäsch über deutsche Schauspieler anzufüllen. Es ist freilich hier, wenn man es haben will, tout comme chez nous. Deutsche Buchbinder, Buchhändler, Bäcker, Soldaten, Kriegsminister, sogar ein Kutscher; und neulich wurde von einem Meklenburger, der in Berlin als Componist lebt, Fritz Reuter in einer Gesellschaft producirt. — Unsere tiefste Temperatur sind drei Grad Kälte gewesen; am 2. Januar war der tiefste Stand 11 Grad, der höchste 15. Gleichwohl gilt der Winter für kalt. Der December hatte 2 1/2 Grad durchschnittlich weniger, als die Normaltemperatur.

An die Seinen

Rom, den 5. Februar 1868

So eben erhielt ich eure schönen Briefe, die diesmal nur vier Tage gebraucht hatten, um bis hierher zu kommen. Die Exemplare meines discorso habe ich gestern in alle Winde ver-

sandt. Einige Punkte in den Briefen veranlassen mich, umgehend zu antworten. Ich selbst hatte mich schon seit einigen Wochen mit dem Gedanken beschäftigt, ob es nicht möglich wäre, daß Rikchen auf Ostern hierherkäme, da ich glaubte, daß Ferdinand seine italienische Reise noch auf einige Jahre ausgesetzt habe. In den Herbstferien nämlich ist eine solche Reise nicht wohl auszuführen — im August und September ist die Hitze so furchtbar, daß am Tage an Herumstreifen in den Städten nicht zu denken ist, auch herrschen dann in Rom die Fieber; erst im October fangen die schönen Tage wieder an, aber diese paar Wochen würden nicht ausreichen. Ich hatte mir gedacht, Rikchen sollte nach Frankfurt schreiben und sich erkundigen lassen nach einer Familie, die nach Italien reist, und der sie sich anschließen könnte. Sie könnte dann nach dem Osterfest mit mir nach Neapel gehen (denn dies beabsichtige ich ohnehin). Wenn unsere deutschen Damen so resolut wären, wie die englischen, so hätte es auch kein Bedenken, die Reise allein zu machen. In München wäre bei Thiersch ein Ruhepunkt; die Eisenbahn geht jetzt direkt von da bis Rom, u. s. w. Nun aber, da Ferdinand nicht abgeneigt ist, mitzukommen, so sollte er seine Vorlesungen zeitig schließen und sich aufmachen. Karg zugemessen ist die Zeit freilich immer.

Wenn Hr. Leutnant Horstmann die Güte haben will, Gold für mich mitzunehmen, so würde er mir einen großen Gefallen erweisen. Macht dann nur alles, was da ist, zu Gold, aber nach vorhergegangener Erkundigung über den Stand des Agios. Das einzige, was mir fatal dabei ist, wäre, daß er nicht direkt hierher reist, sondern nach Neapel, denn bei einem Aufenthalt — dort, wer steht dafür, daß er nicht als waghalsiger Sieger bei Sadova sich in Gefahren stürzt, — ohne Spaß! Von dem Unglück, das das arme Neapel betroffen hat, werdet ihr gelesen haben[1]. Der erschütterte

[1]) Ein Stück des Pizzofalcone war herunter gestürzt und hatte mehrere Häuser in der Straße Santa Lucia beschädigt. K.

Theil der Straße reicht bis dicht an das Haus, welches ich bewohnte, und dieses ist durch die darauf gefallenen Massen, so erschüttert, daß es sofort geräumt worden ist und hat gestüzt werden müssen. Das Hintergebäude desselben scheint mit verschüttet zu sein. Als ich das erste Telegramm fand und von der Ecke des Pizzofalcone und case mobigliate per forestieri las, glaubte ich erst, es sei jenes Haus gemeint, und erschrak, indem ich an den guten Türk dachte, der mir bei der letzten Besteigung des Vesuv seinen riesigen Paletot mit eigener Unbequemlichkeit abtrat, als er sah, daß ich nur über leichte Sommerkleider zu verfügen hatte. Auch Bärensprung wollte in dies Haus ziehen. Von beiden sind übrigens noch keine Briefe angelangt.

Sollte aus dem Reiseproject nichts werden, so würde ich R. doch empfehlen, mit Hülfe F's. die italienische Sprache wieder aufzunehmen, oder vielmehr anzufangen. Denn ich sehe es schon kommen, wenn ich denn einmal endlich wieder ins liebe kalte trübe Vaterland zurückgekehrt bin, wird sich ein lächerlicher Cultus italienischer Sprache entwickeln. Wie ganz anders lernt man im Land selbst auch die Dichter und Menschen früherer Jahrhunderte verstehen! Ich habe hier keine Zeit, italienische Literaturstudien zu machen; aber ich werde später die alten Dichter — Dante — mit ganz anderem Sinne lesen. Das einzige bedeutende, was ich aus früherer Zeit gelesen habe, ist Benvenuto Cellini's Leben, wozu ich in dem langweiligen Sorrent Zeit hatte. Ueber Alfieri ist mir in den zwei Vorstellungen zu Neapel ein Licht aufgegangen; ich hatte manches von ihm in Deutschland gelesen, und fast nichts, als hochtrabende Rhetorik darin gefunden, eine verschlimmerte Nachahmung Corneille's.

Das Programm über Stosch schicke mir doch unter Kreuzband (nach Abschneiduug des entbehrlichen). Es fiel mir etwas auf die Nerven, da ich eben in dem Vortrage den guten Stosch etwas cavalièrement abgethan hatte. Aber ein Mann, der Namen auf

Steinen geschäftsmäßig fälscht, um sie im Handel anzubringen, und ein bezahlter Spion ist, sollte es zuviel sein, wenn man den in einer Rede mit einem Casanova zusammenstellte?

Um meine Garderobe mache sich Mutterchen keine Sorge! Die Wäsche wird aushalten. Nur die wollenen Strümpfe zeigten sich bei der Rückkehr aus Neapel von den Motten ziemlich aufgefressen; die rothen aber hatten sie nicht angetastet. Auch einen neuen Sommeranzug werde ich haben müssen, da der bei der Abreise neugemachte aus übel angebrachter Oeconomie von so schlechtem dünnen Zeug war, daß er zuletzt nicht nur fast durchsichtig war, sondern auch auf der Sonnenseite zum hellsten Weiß abgebleicht. Das alles ging auf Capri u.s.w. mit. Auch die Maxime habe ich für die italienische Reise gelernt, alles erdenkliche neu und gut mitzunehmen. Ich ahnte es zwar vorher, aber da ich vor der Abreise an so viele wichtigere Vorbereitungen zu denken hatte, so vernachlässigte ich es, mochte auch das aus allen Ecken zusammengeraffte Geld nicht schon zu Hause angreifen. Ich darf nicht daran denken, wie viel ich mir dadurch hätte ersparen können.

Bei einem hiesigen Buchhändler habe ich einen Schatz entdeckt, 40 Briefe von Raphael Mengs, darunter, soviel ich weiß, 36 ungedruckte. Sie wären auch für meine Arbeit zu gebrauchen, aber er will keine Benutzung gestatten, da sie dadurch den Werth der Autographa inedita seiner Ansicht nach verlieren. Er verlangt aber für das Stück 10 frcs! Ich schrieb an Rud. Weigel, der eine Sammlung von Künstlerautographis hatte, aber dieser starb bald darauf. Auch S. Hirzel will nicht heran, ebensowenig Brockhaus, bevor sie sie selbst angesehen haben. Ebert räth mir zu, sie (natürlich nach gehörigem Abhandeln) selbst zu acquiriren, da ich sie leicht wieder für einen noch höheren Preis verkaufen könne. Ich könnte sie auch ediren und dazu fügen, was ich sonst über Mengs gesammelt und gesagt habe. Jedenfalls würde ich jene

Summe durch einige Artikel für Zeitschriften wieder herauszuschlagen versuchen.

Unsere wöchentlichen Institutsunterhaltungen sind zwar auch herzlich langweilig, aber dafür kurz, italienisch und in einem Saal mit viel Büsten großer Archäologen, auf dem Capitol u.s.w. Dagegen was du mir schreibst von euren Marburger, macht mir den Eindruck, daß ich grade zur rechten Zeit abgezogen bin, wie man Kindern räth, aufzuhören, solange der Appetit noch nicht ganz fort ist. Der Gedanke, bestimmt zu sein, dies alles später wieder über sich ergehn zu lassen! Die Wiederholung der Kopfabschneidungstragödie kommt mir aus der Ferne gar seltsam vor. Der Mann ist wie eine alte Schauspielerin, die noch immer mit Grimassen, Verdrehungen, heiserem Geschrei arbeitet nach dem Anblick der Taschentücher in den Logen. Der Anblick solcher Schauspielerin hat für mich etwas viel Tragischeres, als die dramatische Geschichte, die sie rührend machen möchte. Thackeray sagt von L. Sterne: I own that I dont value or respect much the cheap dripple of those fountains. He fatigues me with his perpetual disquiet and his uneasy appeals to my risible or sentimental faculties.

den 6. Februar. Ich merke, daß ich gestern Abend in einen schlimmen Ton gerathen bin. Ich war aber todtmüde, da ich den ganzen Tag Besuche gemacht hatte. Diese lästige, obwohl unumgängliche Pflicht vermag ich nur zu erfüllen, indem ich zuweilen ein paar Tage blos für diese Zwecke ansetze; denn während ich beschaue und studire, kann ich mich nicht entschließen, die hierzu unentbehrliche Ruhe durch jene aufregenden und immer (wegen der Sprache) Vorbereitung erfordernden Visiten zu unterbrechen. Gestern war ich bei dem berühmten de Rossi, dem Verfasser der Roma sotteranea. Er hat mir versprochen, die Nummern und Titel der Sachen auf der Vatic. Bibliothek aufzusuchen, die für meine Zwecke brauchbar sein können, und so hoffe ich endlich

nach einjährigen vergeblichen Bemühungen zu diesen am schwierigsten zu erreichenden Schätzen vorzudringen. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von ihm gemacht, er ist der erste unter den lebenden Gelehrten Italiens —; bei uns hätte man etwa einen O. G. Assessor in ihm vermuthen können. Er machte mir das Compliment, daß er an meinem Italienisch den Fremden nicht gemerkt habe (wenn nicht Preund Ambrosi in zwei langen Sitzungen corrigirt hätte, würde ihm der forestiere sehr empfindlich auf die Nerven gefallen sein.) Sonntag war ich im Atelier Overbecks, der um Mittag dort Besuche empfängt, d. h. man tritt ein, braucht sich nicht vorzustellen und dann erklärt er die Ideen der verschiedenen Cartons. Er ist etwas gebeugt, aber von sehr frischer Farbe, obwohl hager. In blauem Sammtkäppchen, in ein plaid gehüllt, in Filzstiefeln wandert er durch die Besucher oder sitzt in ihrer Mitte, das in Worten aus einander setzend, was er da in so schönen Linien auf den Cartons niedergeschrieben hat. Seine Sprache hat etwas sehr schlichtes, anspruchsloses, ohne fatale Salbung, nnd er spricht von seinen religiösen oder mystischen Ideen, als seien es die einfachsten natürlichsten Dinge; er hat etwas wie ein alter Heiliger. —

Es ist unglaublich, wie man hier die Zeit verliert, wenn man nicht hart und unbekümmert wird um den Namen eines Sonderlings. Die deutschen jungen Gelehrten z. B. pflegen zusammen zu speisen. Da kommt der eine um 6, der andere um halb sieben, der andere um sieben; der eine speist eine Stunde lang; aber keiner mag allein aufbrechen. Hernach geht man in ein Caffé und dann oft noch in eine Weinkneipe. So geht der ganze Abend verloren. Und da man nicht bis 6 warten kann ohne Frühstück, so wird um 12 gefrühstückt, und fast so kostspielig als dinirt. Da die meisten dies Leben nicht auf Jahre bestreiten können, so verdienen sie Geld mit Collationen auf der Vaticana, mit Führen von reichen Fremden, wo die Stunde mit einem scudo (1 Thaler 13) bezahlt

wird. Auf diese Art kann man auch ohne Stipendium und eigenes Vermögen in Rom leben; aber das ist kein Aufenthalt mehr zu eigener Bildung und Studium. Beständig erscheinen neue Ankömmlinge, denen man sich leicht etwas widmet; beständig macht man neue Bekanntschaften, wo dann Rendezvous Abends in einer Osteria gegeben werden. In so guter Gesellschaft, bei so gutem Wein mag niemand sich fortschleichen, und einer ist mindestens immer da, der solange sitzen bleibt, bis der padrone oder Kellner hereintritt: signori, si chiude! Dann wandelt man mit schwerem Haupt nach Hause, und wacht auf, wenn die Sonne am Himmel steht. — Dies habe ich im vorigen Frühjahr erfahren; und lebe deshalb jetzt ganz nach meinem eigenen Plan.

An die Schwester

Rom, den 20. Februar 1868

Es thut mir leid, daß du, wie ich aus Ferdinands letztem Brief sehe, dich nicht entschließen kannst, ernstlich an die Ausführung eines Besuchs deines alten Bruders im schönen Welschland zu denken. Die größte Schwierigkeit ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, der Entschluß. Es ist ein Ereigniß, ein Gewinn fürs ganze Leben, hier gewesen zu sein, etwas woran der Geist viele der kommenden dürren Jahre sein Leben fristen kann. Ich selbst, der ich sonst oft mein Leben für traurig verfehlt und verloren hielt, glaube jetzt sagen zu können, daß es nicht ganz leer und verloren genannt werden kann, es mag später werden aus mir, was da will. Der Vortheil der Führung durch einen hier schon Bekannten ist nicht gering anzuschlagen, da man sich in diesem Chaos so verlieren kann, daß nicht nur kein Eindruck haften bleibt, alles sich neutralisirt, sondern auch gar kein Genuß

übrig bleibt. Wenn es sich nur darum handelte, überall dagewesen zu sein, jede Kleinigkeit ins Tagebuch verzeichnen zu können, so würde man schneller fertig werden. Aber die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, die Dinge zu begreifen, hört bald auf, und was man dann noch weiter aufsuchte, sieht man nur noch mit dem körperlichen Auge. Deshalb ist es gut, nach einem Plan zu gehen. Doch hoffe ich, daß du die Idee nicht ganz fallen lassen willst, und ein Auge behältst auf Gelegenheiten. Auszuschließen sind nur die Monate Juli, August und September. Das Lesen der Sprache wird dir Lust nach dem Lande machen und dein Vergnügen hier unendlich vermehren; abgesehen davon, daß es eine Quelle der edelsten Unterhaltung wird. Daß aber das Lesen dieser Sprache Mode wird in Marburg, wollen wir nicht wünschen.

Wir sind jetzt im vollen Carneval. So sehr der römische Carneval gegen frühere Jahre und Jahrhunderte verloren hat, so reicht das übrig gebliebene doch noch immer hin, einen Begriff von dem zu geben, was es war. Soviel man davon gelesen hat, so berührt doch das ganze höchst fremdartig und neu; wie so vieles hier zu Lande, muß man sich ganz neue Vorstellungen schaffen, um es zu fassen. Wir im Norden lieben das Formlose, und jede Form scheint uns als ein lästiger Zwang, und sie wird es oft, weil sie nicht ein natürliches Erzeugniß ist. Uns z. B., um aus einem anderen Gebiet ein Beispiel herzunehmen, ist das bischen Liturgie, mit dem man der Armut des sonntäglichen Cultus aufzuhelfen sucht, schon zu viel. Hier wird selbst ein Frühlingsvergnügen, ein weltliches Volks- und Stadtfest als ernsthafte öffentliche Angelegenheit behandelt, vom Staat angeordnet, bewegt sich in festen seit Jahrhunderten ererbten Formen. Der Inhalt des Carnevals ist ja im Grunde nichts, als ein Pferderennen, ein Zuwerfen von Bouquets, ein Bombardiren mit Zuckerwerk und ein paar Maskenbälle. — Wie seltsam ist es, wenn der direttore di polizia in ellenlangen Anschlägen alles, was geschehen darf und nicht, bis in die minu-

tiösesten Einzelheiten vorher bekannt macht, z. B. mit welchem Confect geworfen werden darf; und wenn (am Sonnabend) Mittags um 1 Uhr die große Glocke des Capitols (die sonst nur beim Tod des Pabstes geläutet wird) an zu brummen fängt, und der ewigen Stadt verkündigt, daß der Carneval begonnen hat. Es ist ein ganz eigener Zustand, in den man versetzt wird; das gewöhnliche Leben mit seinen Schranken, seiner Prosa scheint suspendirt; man fühlt eine Unruhe, eine Art Selbstvorwurf, wenn man einen Tag vergehen läßt, ohne sich in den Strudel hineinzustürzen, da ja alles von Staats wegen autorisiert ist. Und der Corso mit den rothen Decken auf den Balcons, und den schönen Damen darauf, und die Massen, die bunte Volksmenge von Soldaten, Vornehmen und Geringen, Fremden, Landleuten, — das alles versetzt in eine Benebelung, deren aufregenden Character man erst am Ende an der gründlichen Abspannung fühlt. — Es ist noch derselbe Sinn, der die Alten veranlaßte, z. B. aus dem Wein und der Weinstimmung eine Gottheit zu machen und ihr einen Cultus zu widmen; der Carneval ist ja auch eine Fortsetzung der römischen Saturnalien. Unsere Zeit würde so etwas nicht erfinden, es wird nur mit Mühe forterhalten. Es sind Menschen, deren Leben und Thun von einem viel größeren freieren Schnitt war, die so etwas erfanden. Wie groß war die Fähigkeit lang andauernden Scherzes, des Lebensgefühls; einer Losgebundenheit, die doch in der festesten Ordnung, mit einem gewissen Ernst und Gemessenheit von Statten geht. — Leider betheiligen sich die einheimischen Familien immer weniger; die meisten Damen sind Engländerinen und Amerikanerinen, und diesen steht das alles nicht besonders, es verliert in der hölzernen Nachahmung. — Das Pferderennen, mit dem der Carneval täglich schließt, (er dauert von 1, factisch von 3 bis 6) ist wirklich ein einziger Anblick. Es waren 9 Pferde, kleine krummnasige Kerlchen. Täglich um 3 Uhr unter dem Läuten der großen Glocke begiebt sich der Senator von Rom mit den

Conservatoren der Stadt, in prachtvollen rothen und gelben Atlasmänteln mit schleppetragenden Pagen aus dem Conservatorenpalast in feierlicher Procession die Treppe bei Aracoeli hinunter, und besteigen unten ihre Prachtcarossen; die 9 barberi folgen, geritten von ihren Jockeys. Der Senator fährt nach dem venetianischen Palast, dem Zielpunkt des Wettrennens, die barberi ziehen nach der piazza del popolo. Unmittelbar vor dem Lauf sprengen 12 Dragoner durch den ganzen Corso in gestrecktem Galopp hin und zurück, um freie Bahn zu machen. Dann werden die 9 auf einmal aus ihrem Verschlag herausgelassen, und stürzen sich (natürlich ohne Reiter und Zügel) nun augenblicklich die ziemlich enge, zu beiden Seiten dicht von Menschen besetzte Straße hinauf. Es ist wirklich, als würden sie aus einer Kanone losgeschossen; man sieht sie herausgeführt werden; im nächsten Moment sieht man vor seinen Augen einen wilden verworrenen Knäuel, der im nächsten Augenblick sich schon in weiter Ferne verloren hat.

Heut, Donnerstag, ist der Haupttag, wo sich namentlich die gute Gesellschaft betheiligt. Ich hatte eigentlich verabredet, mich mit andern zu maskiren, besonders da diesmal auch Damen von unserer Bekanntschaft einen Balkon gemiethet hatten. Ich bekam aber heute Morgen eine angenehme Carnevalsüberraschung, die meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben hat, — in Gestalt eines Schreibens des Kultusministers an die Gesandschaft, wonach mir außer dem vollen Gehalt noch 200 Thaler Zuschuß bewilligt sind, die ich hier eincassiren soll, und der Urlaub auf ein ganzes Jahr verlängert. Ich hoffe nun gleich nach Ostern nach Florenz zu gehen, vielleicht auch nach Sicilien, und kann noch einen zweiten Winter in Rom zubringen. Ich brauche nicht zu beschreiben, wie groß meine Freude war.

Der Brief mit dem Auftrag an Liszt traf mich grade am Abend vor dem Tage, wo ich mir vorgenommen hatte ihn zu besuchen. In der genannten Angelegenheit wird er schwerlich etwas thun

können, da er den Namen des Hrn. Rust zum ersten Mal zu hören schien und von der Ausgabe Bach's noch kein Heft zu Gesicht bekommen hat. Der buchhändlerische Verkehr mit Deutschland ist sehr mangelhaft, und Sendungen umfangreicher Werke mit enormen Kosten verbunden. Doch hat er versprochen zu überlegen, was er thun könnte. L's Erscheinung hatte ich mir bedeutender gedacht, seine Unterhaltung ist trivial. Ich sah ihn zum ersten Mal in einem Concert, im December. Er hat ein feines, obgleich nicht edles Profil, in seinen Bewegungen und Geberden hat er etwas von dem schleichenden geistlichen Wesen angenommen, sein Mienenspiel aber ist übertrieben bis zur Caricatur, unter dem geistlichen Firniß scheint aber der frühere Löwe des Salons durch. Komisch war es, wie er kaum in den Saal eingetreten, zur Seite der schönsten jungen Dame war, auf die er noch immer einen fascinirenden Eindruck machen soll. Er kommt zuweilen zu Fr. Dr. Helbig, um mit ihr Klavier zu spielen. Daß ein Mann, dem soviel Weihrauch gestreut worden ist, etwas eitel wurde, ist kein Wunder, wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein; er soll aber daneben edel und generös sein, nicht blos gegen junge Künstler, die seinen Ruhm ins weite tragen. Sein Zimmer ist vis-à-vis des Titusbogens und des Palatins, in dem Kloster auf Ruinen des Tempels des Hadrian.

An den Bruder

Rom, d. 8. März 1868

ES wird dies der vorletzte Brief sein, den ich von Rom schreibe, da ich vor Mitte April nach Norditalien abzureisen gedenke. Nach vielfachen Ueberlegungen der Einrichtung des mir neu gewährten Jahres habe ich es am zweckmäßigsten gefunden, Nord-

italien im Frühjahr und Sommer abzumachen. Ich werde also zuerst einige Zeit herumreisen, und dann die heißen Monate in Florenz zubringen. Es soll zwar diese Stadt wie ein feuriger Ofen sein im Juli und August, aber die Luft bleibt immer gesund, und in der dortigen herrlichen Bibliothek hat man zu ruhiger Beschäftigung Stoff genug; auch liegt alles nahe beisammen. Im Herbst denke ich noch einmal nach Neapel zu gehen. Mit Rom zu endigen, dafür spricht der Umstand, daß der Schmerz, von Rom Abschied zu nehmen, so groß ist, daß man dann zu weiterem Sehen nicht aufgelegt ist.

Daß Rikchen zu Ostern kommen würde, habe ich zwar nie bestimmt gehofft, aber ich glaubte wenigstens versuchen zu müssen, sie durch Zureden dazu zu bestimmen. Die Gründe, die mich zweifeln machten, bestanden weniger in den Schwierigkeiten der Reise, als in der Art und Weise der Berathschlagungen, die bei solchen Entschließungen im Hause Justi angestellt zu werden pflegen, und die gewöhnlich soviel Bedenken und entmuthigende Betrachtungen zu Tage fördern, daß „der angeborenen Farbe der Entschließung“ nicht blos des „Gedankens“, sondern des Todes Blässe angekränkelt wird. Daß Rikchen bei dieser Reise ihre Rechnung finden würde, muß sie allerdings auf meine Versicherung auf Treu und Glauben annehmen. Beweisen kann ich's nicht; die Eindrücke und Erfahrungen dieses Landes sind so neuer und eigenthümlicher Art, daß man sie eben erleben muß, um einen Begriff davon zu haben. Was da von Vorbereitung u. s. w. gesprochen wird, ist zum Lachen; unser einer bereitet sich vor, weil er, dem Himmel sei's geklagt, über dies und jenes im Druck erscheinen muß; aber zu meinen, daß die Tausende, die jährlich über die Alpen kommen, ohne je daran zu denken, gelehrte Anmerkungen zu schreiben, lieber zu Hause bleiben sollten, wäre grade so, als wenn man Schiller und Shakespeare allen denen verbieten wollte, die keine dramaturgischen und historischen Studien über sie schrei-

ben wollten. Ich bin auf die Idee, Rikchen einzuladen, grade gekommen durch den Anblick so vieler junger Damen, besonders Engländerinen, die im Winter durch Rom spaziren und ohne irgend welchen Sinn und Interesse blos der Mode folgen; ich wußte gewiß und stellte mir vor, mit wie viel mehr Genuß und Gewinn für das ganze Leben sie dieses Schauspiel aufnehmen würde. Basta! Und warum nicht wenigstens ein paar Wochen nach Frankfurt?

L. Horstmann war auf einen Tag in Rom und hat mir Euer Geschenk überbracht, für das ich herzlich danke. Warum habt ihr ihm nicht alles Gold anvertraut? Das Gold ist jetzt im Regno auf 14% gestiegen, und Ostern werde ich doch wieder bei dem Banquier aufnehmen müssen. Ich habe an Colas geschrieben, mir entweder alles, was ihr vorräthig habt, in Billets de la Banque de France per Post zu schicken, oder eine Verlängerung des Erlangerschen Creditbriefes, auf den ich erst 800 francs entnommen habe. (Er lautet auf 3000, ist aber nur auf 6 Monat ausgestellt.)

Im Anfang April wird ein Baumeister Bormann durch Marburg kommen, der einige Wochen seinen Bruder in Rom besucht hat, der beim archäologischen Institut angestellt ist. Als er abreiste, fiel mir ein, daß ich ihm das mitgeben kann, was auf Mutterchens Geburtstagstisch zu liegen kommen könnte. Leider hatte ich nichts vorräthig, als einen kleinen Briefbeschwerer mit einer Gemme, (ich glaube in Muschel), eine kleine Annunziata. Den Brief werde ich später schreiben. Er will dir seine Ankunft im Hotel Euker melden lassen; er bleibt eine Nacht in Marburg. Er ist ein guter Kerl, trinkt gern Bier, und sein Gespräch könnte etwas gehaltvoller sein. Er ist ein Schulkamerad von Wachsmuth in Pforta.

In der Beilage der A. A. Z. ist ein Bericht von mir über die Ausgrabungen des römischen Hafens erschienen, wie mir gesagt ist; belege das Blatt für mich mit Beschlag. Ich habe es blos dem alten Visconti zu Gefallen geschrieben, von dem ich dafür einen Gegendienst erwarte, nämlich Mittheilung von in seinem Besitz be-

findlichen Papieren über römische Familien des 18. Jahrhunderts.

Ich sollte dir nun etwas von Rom und vom Carneval schreiben; aber ich weiß nicht wie es kommt, mit dem Aschermittwoch ist mir die Carnevalslaune so völlig eingeäschert worden, daß ich mich kaum mehr auf etwas besinnen kann. — Sogar Frau Henzen hatte in ihrem Hause Carnevalscomödien veranstaltet, auf die wochenlange Vorbereitungen gemacht worden sind. Wahrscheinlich weil die Nichtbetheiligung am Carneval in Rom die Parole der Revolutionspartei ist. Es wurden Scenen aus Shakespeare's Heinrich IV. und Was ihr wollt aufgeführt, (ohne meine Mitwirkung), wobei das beste die Costüme waren, die Maler angeordnet hatten. Letztere erheiterten uns auch sehr durch römische Volksgesänge und spaßhafte Erzählungen im Volkston. Die Königin des Festes war eine Tochter des Malers Seitz, dessen Frau eine Tochter des in Rom verstorbenen Consul Platner, eines Bruders unseres seligen P. in Marburg ist. Dieser Platner war mit einer Römerin verheirathet, und seine Töchter galten, wie ich auch wohl schon einmal geschrieben habe, für Schönheiten. Die genannte Enkelin war von ihrem Bruder, der ein talentvoller Maler ist und die Decke eines Saals in der Farnesina gegenwärtig neu ausmalt, im Costüm des 16. Jahrhunderts mit einem Elisabethkragen sehr geschmackvoll herausgeputzt worden. Da sie nur wenig deutsch spricht, so hatte es übermenschliche Anstrengung gekostet, die Worte der Rolle zu lernen. Bei den Proben kamen Irrthümer vor, wie kreuzweis gebundene Krienüstel statt kreuzweis gebundene Kniegürtel. Einmal sprang sie zornig auf und erklärte, sie könne nicht spielen: non posso parlare questo linguaccio! — Sie hat einige Züge von römischem Typus, aber eine bedenkliche platner'sche Nase ist in ihr wieder aufgetaucht. — Dann war eine Aufführung von den nationalen Tänzen in Nationalcostüm und mit Begleitung von Mandoline, Guitarre und Cither in dem großen Saal der Galeria Dan-

tesea. Es waren 12 Paare, die Frauenzimmer jede in einem verschiedenen, den Orten und Landschaften des Kirchenstaates angehörigen Costümen. Seltsam ist der musicalische Eindruck dieses Spiels. (Es waren Arien, Variationen, Symphonie, die zwischen den Tänzen vorkamen.) Diese feinen schrillen Töne, dieses zarte wunderbar rasche Vibriren erinnert an das Concert der italienischen Natur an heißen Sommertagen — der Cicaden, Grillen, Zanzaren. Der Tanz mit seinem kurzen trocknen Hüpfen, dem Winken und den wie schnippischen Bewegungen, dem Annähern und Fliehen, stimmt ganz mit der Musik überein. Selbst in der Bewegung ist etwas insectenhaftes. Die Farben dieser Trachten sind fast nur scharlach, gold und weiße Spitzen, und stimmen gut zu dem ebenso lebhaften Schwarz, Roth und Weiß der Gesichter.

Die große Oper des Carneval war eine neue tragische Oper von Verdi, Don Carlo. Die Primadonna war eine Deutsche, Frl. Therese Nolz. Diese Oper dauerte von 7 bis nach Mitternacht. Die Schillersche Auffassung liegt zu Grunde, und bei den Pfaffen hat es Anstoß erregt, den Verfechter des Katholicismus als Tyrann geschildert zu sehen, und es erschien eine Vertheidigung Philipp II. im Osservatore Romano. Der Großinquisitor war natürlich in einen Gran-Cancelliere verwandelt. Ich kann nach einmaligem Hören nicht über die Oper urtheilen; aber es schien mir, als habe er in den späteren Acten einen ganz eigenen tieftragischen Ton erreicht. Besonders den großen Marsch suche dir zu verschaffen.

In einem kleinen Theater trat eine ehemals gefeierte Tragödin auf, Carolina Santoni, die noch immer hinreißend spielt und dann ihre Jahre vergessen macht; sie gehört zu den Schönheiten, die unzerstörbar sind. Ich taxirte sie auf 40 und sie soll nah an den sechzigen sein. Sie spielte Medea, Maria Stuart. Sie kann ihre großen schwarzen Augen hin und her, hinauf und hinunter rollen, unter zwei großen schönen Bogen von Augenbrauen, daß es ein seltenes Schauspiel ist. Das übrige Schauspielerpersonal fiel da-

gegen so jämmerlich ab, daß man sie eine Circe nennen konnte, die ihre Umgebung aus Menschen in Affen und Hunde verwandelt.

Am letzten Tag des Carneval, Dienstag den 25., habe auch ich mich von 3 Uhr bis 1 Uhr auf dem Corso herumgetrieben und Bouquets geworfen. Darüber habe ich aber vor einigen Tagen Colas geschrieben, und ich muß es deshalb Eurer Phantasie überlassen, sich eine Vorstellung von meiner Erscheinung im weißen langen Mantel und mehlweißem Hut, rauchgrauer Brille, mit zwei Sträußen von Camelien und Veilchen, zu machen. Es war nur, um es einmal mitgemacht zu haben. Verglichen mit den großartigen Festen in Florenz, Venedig, Genua war der römische Carneval kläglich; keine Wagen, keine Gesichtsmasken, keine Betheiligung der Italiener, außer einigen wenigen conservativen Familien.

Gestern war eine Aufführung von Rossinis Stabat mater. Es ist nicht so tief und ergreifend, wie das von dem Sicilianer, manches klingt weltlich, doch bleibt es immer ein ungemeiner Moment, so etwas anzuhören, und von zwei solchen Solosängerinen, deren Vollkommenheit selbst mir zum Bewußtsein kam.

Schreibe mir am Schluß des Monats noch einmal ausführlich.

An die Schwester

Perugia, d. 2. Mai 1868

ICH will den Abend der Woche nicht vergehen lassen, ohne Dir aus Umbriens Bergen hier ein Blatt zu senden; denn ich merke, daß fast vier Wochen seit meinem letzten abgelaufen sind. Wie gern hätte ich seit Ferdinands letztem inhaltsschweren und glücklichen Brief[1]) vom 27. März mehr auch von Euch andern

[1]) Der Brief enthielt die Nachricht, daß der Bruder sich verlobt habe. K.

gehört! Leider muß ich hierauf noch für einige Zeit verzichten, da ich erst in 10 bis 14 Tagen nach Florenz kommen werde, wohin ich Euch die Briefe von Mitte April ab poste restante zu adressiren bat. Ich bin in Rom zwei Wochen länger geblieben, als ich dachte, hauptsächlich weil ich einige Punkte der Umgegend in der Herrlichkeit des Frühlings etwas zu genießen wünschte, die ich im vorigen Jahr (mit Ausnahme von Porto d'Anzo) nur in der flüchtigen heillosen Weise des Touristen kennen gelernt hatte. Leider aber ist die Natur in diesem Jahre so zurückgeblieben, durch die Kälte und Nässe der Monate März und April, die schlimmer waren, als Januar-Februar, daß die Bäume, welche sich nun begrünen, und die den schönsten Schmuck dieser Jahreszeit abgeben, noch gegen Ende April größten Theils kahl waren. Ich war zwei Tage in Frascati und Tusculum, diesmal sogar von Regen verfolgt, der indeß den alterthümlichen Villen, und der alten zerstörten Bergstadt mit den Blicken ins Gebirge und über die Ebene, ihren Reiz doch nicht ganz nehmen konnte. Desto glücklicher war ich bei dem zweiten Ausflug nach Castel Gandolfo und Nemi (am 18. und 19. April). Das päbstliche Sommerschloß liegt auf dem Rand des Kraters des Albaner Sees, so daß das Auge auf der einen Seite die ganze Campagna beherrscht und Rom, dessen Peterskuppel der Pabst immer im Auge behalten will; während man auf der Veranda der hinteren Seite des Schlosses ganz in die Gebirgseinsamkeit versetzt ist. Die Ufer des Sees erscheinen hier vollkommen als ein riesiges Amphitheater, und grade gegenüber erhebt sich der Kegel des Monte Cavo, auf dessen Spitze der altlatinische Bundestempel stand. Ueberall findet man Punkte alter und uralter Erinnerungen, obwohl hier keine weithin sichtbaren Ruinen der Gegend den Stempel der zerstörenden Zeit aufdrücken, da die Natur hier vollständig den Sieg davon getragen hat. Aber wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die steilen Ufer des Sees hinabzuklimmen, findet man von uralten

weit ins Wasser hineinhängenden Eichen bezeichnet die mächtigen Mauern des Eingangs jenes Emissars, der vor fast 2 ½ tausend Jahren durch den Berg geführt wurde, um das Steigen des Sees innerhalb seines Kraters zu verhindern, und der noch bis heute keiner Restauration bedurft hat! Und gegenüber Castel Gandolfo an einer Felswand in dem Garten des Klosters Palazzuolo ist ein Denkmal eines römischen Pontifex, aus der Zeit der Republik, eines Scipio, der vor 2000 Jahren an dieser Stelle bei der Rückkehr vom Tempel auf dem Gipfel vom Schlag getroffen wurde; und sehr eigenthümlich ist der Eindruck dieses Denkmals mit den verwitterten Reliefs seiner Amtsinsignien, wie es von dieser Stelle in das weite Land, und nach seiner Roma, wo er gelebt und gewaltet, hinsieht, und nun schon das Sinken und Erstehen und Wiedervergehen so mancher Reiche überdauert hat. — Nachmittags ging ich durch den Wald nach Nemi; wo ich das Wagniß bestehen wollte, zu übernachten. Ich fand nun zwar für meinen hungrigen Magen nichts, als eine Schüssel voll ungefähr 30 kleiner Backfischchen aus dem See, die von Mittag stehen geblieben waren, aber desto trefflicheren Wein, und was man sonst in jedem Bauernhaus findet; und ein sauberes Nachtquartier. Der Anblick Nemi's, wenn man aus dem Wald heraustritt, wo es etwas höher gelegen, am schroffsten Abhang der Ufer des Sees in Seitenansicht sichtbar wird, ist auffallend malerisch und an die Hintergründe alter Gemälde, z. B. Dürers erinnernd. Man steigt hinan auf einem Weg voll Spuren alter und neuester Felsenstürze, tritt ein durch ein uraltes Thor, kommt durch den finstern Bogen eines alten Colonnaseepalastes, und tritt auf ein Plätzchen, das durch große Substructionsbogen dem steilen Hang abgewonnen ist, wo die Bürger Nemis in ihren altmodisch umgeschlagenen Mänteln Abends Conversation führen. Grade gegenüber auf dem andern Ufer liegt Genzano; aber der ganze Krater des Sees ist nur Vorder- und Mittelgrund, über den hinaus man Campagna und Meer sieht. Den Blick Nachts

aus meinem kleinen Fenster hinaus über den dunklen Spiegel des Sees bis nach dem Feuer des Leuchtthurms werde ich nie vergessen. Man fühlt sich hier durch die Art der Menschen, der Sitten, der Gebäude, die Lage der Städtchen so lebhaft in die Zeit unserer Väter, ins Mittelalter zurückversetzt. Unwillkürlich denkt man sich Nemi und Genzano als Sitz zweier trotziger Barone, tödtlicher Feinde, die etwa zwei Kinder haben, welche ein magnetischer Zug verband, der über den See von einem Schloß zum andern hin und her geht. Poetisch und doch natürlich ist das alte Bild des „Spiegels der Diana". Wenn sich die Sichel des Monds in dem See spiegelt (der bei kleinerem Umfang und gleieher Höhe der Ufer einen geheimnisvolleren Character hat, als der Albanersee) so träumt man sich gar leicht in das Bild der Göttin hinein, wie sie in diesen Wäldern ihr Wesen treibt, und im Zwielicht über die Wasserfläche hinschwebt. — In Tivoli war ich mit Dr. W. Nasse, der mir eine sehr angenehme Gesellschaft war.

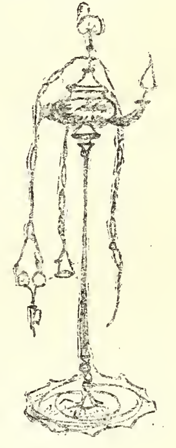
Ich wollte die Festlichkeiten in Florenz umgehen, und bewege mich deshalb etwas langsam auf diese Stadt zu. Horstmann hat sich einen Gallaanzug aus Berlin bestellt, um im Gefolge des Kronprinzen auftreten zu können. Er hat seine kurze Zeit redlich angewandt, und obwohl er den schnoddrigen Leutnantston nicht ganz verläugnet, so haben doch alle einstimmig gefunden, die mit ihm in Berührung gekommen sind, daß er sich vor den Touristen, und besonders denen seines Standes, sehr auszeichnet. Ich habe ihn übrigens nur wenig gesehen.

Ich wollte dir auch von den Osterfestlichkeiten etwas schreiben, die ich vollständiger gesehen habe, als das vorige Mal, wo mich die unvorhergesehenen Strapazen etwas entmuthigten. Ich hätte einige Zusätze zu meinen flüchtigen Andeutungen vom vorigen Jahre liefern können. Aber die Zeit ist mir jetzt, wo ich von Ort zu Ort reise, zu knapp zugemessen, es würde mir zuviel Mühe kosten, mir alles ins Gedächtniß zurückzurufen unter diesen Zer-

streuungen. Es waren kurz vorher viele neue Cardinäle creirt worden, unter denen der interessanteste, und überhaupt wohl die bedeutendste Erscheinung in dem ganzen Colleg, der Cardinal Bonaparte ist, (auch der jüngste, 40 Jahre alt). Er hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem alten Napoleon in seiner Jugend, mehr als irgend einer der Napoleoniden: Stirn, Nase, Mund, Kinn; die eigenthümliche, wie Geringschätzung aussehende Falte um den Mund, alles ist dem ersten Consul wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur in dem Auge liegt eine ascetische Strenge, wie er denn wiederum der einzige unter den Cardinälen ist, der das Gepräge strenger ascetischer Devotion an sich trägt. Wie wenig Devotion sonst in den Geberden, Mienen und Gesichtern dieser porporati bei der höchsten Feier des päbstlichen Cultus zu finden ist, fiel mir erst recht auf, als mein Auge eine Zeit lang auf dem Card. Bonaparte geruht hatte. Er hat gewiß eine große Zukunft. —

Seit dem Montag bin ich also in die Berge Umbriens, die Heimath Peruginos, Raphaels hineingefahren. So lange ich aber an Ort und Stelle bin, mag ich aus nahe liegenden Gründen keine Schilderungen machen. Also nur chronikenartig soviel, daß ich den ersten Tag bis Spoleto ging und den folgenden nach Assisi, wo ich drei Tage sehr glücklich verlebt habe. Ein Gutsbesitzer, mit dem ich mich auf der Fahrt von Spoleto nach Assisi in ein Gespräch einließ, empfahl mir ein Privathaus, das in der obersten Häuserreihe des Städtchens lag, wo ich einen wahrhaft paradiesischen Blick über das breite Thal und die Berge hatte, deren fernste zur Seite noch mit Schnee bedeckt waren. Das Kloster San Francesco ist am nördlichen Abhang der Stadt auf einer Fläche erbaut, deren colossale Substructionen dem Eindruck einer römischen Wasserleitung im größten Stil ähnlich ist. Die gothische Doppelkirche ist ganz mit Gemälden bedeckt, und zwar meist aus der Zeit des ersten großartigen Auflebens der italienischen Malerei um 1300 — Dante's Zeitgenosse, Giotto. Es ist eine Welt von Kunst;

wollte man sagen, es ist eine große Gallerie, so würde man ihren Werth herabsetzen, denn es ist keine zusammengelesene Sammlung, sondern alles für den Ort ersonnen, auf die Mauern gemalt, und unter den Eingebungen, mit welchen die Orte, wo jene Heilige des Mittelalters gelebt hatten und begraben lagen, diese Künstler erfüllten. — Die Padrona des Hauses, wo ich wohnte, war von einer Freundlichkeit und Güte, daß ich mich fast schämte, sie am Schluß mit den 5 frcs täglich Pension abzulohnen, und ihr beinahe gedankt hätte, mich aufgenommen zu haben. Sie führte den übrigens Vertrauen erweckenden Namen Giovanna Modestini. Assisi ist ein ganz stiller fast erstorbener Ort, dessen Häuser mit den spitzbogigen Steinthüren großentheils dem 12. bis 13. Jahrhundert angehören mögen. — Auch hier in Perugia habe ich eine Privatwohnung genommen. Ein paar Schritte führen mich zur piazza del papa mit der Broncestatue Julius III., und diese piazza mündet in den Platz des Doms und des majestätischen palazzo communale in gothischem Stil. Hier hat man ganz das Bild einer mächtigen energischen italienischen Commune des Mittelalters. In diesen Platz mündet der Corso, eine breite nicht sehr lange Straße, Abends die Promenade. Von diesem Centrum aus streckt die Stadt ihre Arme über verschiedene Hügel hin, die durch tiefe Thäler geschieden sind. Ringsum Ketten hoher Berge in der nächsten Nähe und weiter — noch schneebedeckter — Ferne, nach Süden zu einer Fernsicht sich öffnend. — Meine Augen fangen an, glühend zu werden, denn ich muß bei einer Lampe schreiben, die so gestaltet ist. (Siehe Abbildung.) Ich glaube, Hawthorne hat Perugia ein Capitel gewidmet.



Ich freue mich darauf, in Florenz ein ganzes Päckchen Briefe vorzufinden.

An die Schwester

Florenz, den 12. Mai 1868

GESTERN Nachmittag bin ich in Florenz angekommen, grade 14 Tage nach meiner Abreise von Rom. Nachdem ich eine Wohnung gefunden, war natürlich mein erster Gang auf die Post, wo Eure l. Briefe fast drei Wochen lang für mich bereit lagen. Ich habe sie gleich an Ort und Stelle unter der Halle der Uffizien gelesen, und mich besonders darüber gefreut, daß Ihr für den Sommer so schöne Pläne gesponnen habt. Nach dem was mir einst der Hofbaumeister von Dehn-Rothfelser sagte, der dort oben seine Wohnung hat, und was durch das Aussehen seiner Kinder von Rubens'scher Fülle und Schönheit bestätigt wurde, ist die Luft dort eine der besten, ein wahres Quisisana. Offen gestanden wünschte ich freilich, daß die Staffage dieser Landschaft eine erfreulichere wäre. Wir sind so vielfach Sklaven der Verhältnisse, je älter man wird, desto mehr Ketten schleppt man mit sich; und das Reisen ist eben darum eine so köstliche Gabe, weil es uns, wenigstens im Intermezzo, ein neues Leben eröffnet; wenn es ganz nächtlich werden will im Gemüth, ist es oft das einzige Rettungsmittel; aber dazu gehört auch, daß man sich unter neue Menschen mischt. Gewisse Erscheinungen aus der Heimath, die einem in der Fremde begegnen, sind wie ein Luftzug aus einer längst verlassenen Krankenstube, in freier reiner Bergesluft.

In Perugia habe ich mich grade eine Woche aufgehalten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hatte die Stadt kaum betreten, so fand ich es ganz selbstverständlich, daß ich hier wenigstens eine Woche bleiben müsse. Unter allen Städten, die ich bisher besucht, hat keine außer Rom einen solchen Zauber für mich gehabt. Sie ist als Stadt das, was jene geräumigen, alterthümlichen,

mit kostbarem gediegenen Hausrath der Vorfahren ausgestatteten Säle als Wohnzimmer sind. Es ist eine sehr bewegte lebendige Stadt, und das Centrum des Verkehrs ist grade der große Platz zwischen dem alten Stadtpalast und der Kathedrale; es ist gar schön, wie sich das geräuschvolle und eilfertige Leben im Schatten dieser stillen majestätischen, massiven und doch mittelalterlich zierlichen Gebäude bewegt. In der Mitte des Platzes steht der uralte Brunnen des Johann von Pisa, zwei breite Bassins über einander, in deren Reliefs der ganze Kreislauf und Inhalt des Lebens dargestellt ist, die Jahreszeiten, die Monate, die Gewerbe, die sieben freien Künste, die Bibel, die Fabel, die Heiligen, Roma einst die weltliche, nun die geistliche Herrin der Welt; alles so einfach, lebendig, naiv, daß man stundenlang um den Brunnen herumgehen kann und lesen. Am Palazzo ist ein Saal ebener Erde, das Wechselgericht, ausgemalt von Peter Perugino mit Figuren alter Helden, Philosophen, Propheten, Sybillen; ruhig dastehende Gestalten ohne Handlung; aber wunderbar anziehend durch schöne Form, phantastisches Costüm, zierliche Anmuth, und eine gewisse sanfte Empfindsamkeit. Alles dies macht einen ganz anderen Eindruck, ist so ungleich verständlicher, hier an Ort und Stelle, wo es entstanden ist, und wo man durch das Gitter hinter der geöffneten Thür die Nachkommen derselben Peruginer vorbeikommen sieht, die einst diese Sachen bestellten, und in deren Mitte und unter diesem Himmel und auf diesen Bergen — der alte Pietro seine anmuthigen Figuren, seine seelenvollen Gesichter ersann. — Hinter dem großen Platz ist noch ein kleiner, und auf diesem steht die Broncestatue des Pabstes Julius III., und sieht so aus dem Hintergrund hervor, als habe er sich diesen Platz gewählt, um die Leute in ihrem Vergnügen nicht zu stören, denn er hat selbst sein Wohlgefallen daran; als wollte er sagen: Kinderchen, macht nur; ich bin zwar der heilige Vater; aber kein Spaßverderber. (Und das war er auch nicht, vgl. Ranke.) — Abends nach Ave Maria spielt

das Militär auf diesem Platz einige Stücke, und zieht dann unter Trommelschlag und Spiel den Corso hinunter, und dann in die Vorstadt hinab, die viel tiefer liegt. Die Leute, die Abends auf dem Corso promeniren, folgen bis zu der schönen Aussichtsstelle am Anfang des alten 1859 zerstörten Castells, wo man das Thal nach Assisi und Spoleto zu vor sich hat; die Musik rückt immer ferner, bis sie am Ende der langen Vorstadt verschwindet. — Seit der Aufhebung der geistlichen Orden sind die Kunstwerke der Klöster und Klosterkirchen, soweit sie transportabel waren, in einer städtischen Galerie vereinigt worden, deren Hauptsaal die große Kirche der Universität von Perugia ist. Hier findet man seit einigen Jahren alles beisammen, was man sonst in Stadt und Umgegend mühsam aufsuchen mußte, und viele Sachen sind, wie der Augenschein zeigt, vom bevorstehenden Untergang gerettet worden. Nur eine Kirche ist verschont geblieben, die der Mönche von Monte Cassino, die bei der Erstürmung Perugias durch die Piemontesen auf der Seite dieser standen. Man hat eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder ins Kloster verlegt. Wie gewöhnlich haben sich die Benedictiner die schönste Stelle ausgesucht, nämlich das Ende jenes langgestreckten Hügels, auf dem sich die genannte Vorstadt hinzieht. Diese Kirche ist eine wahre Gallerie; seit dem 15. bis zum 17. Jahrhundert haben die besten Meister hier irgend eine Probe ihrer Kunst niedergelegt. Die Chorstühle im edelsten Geschmack der Renaissance sind vielleicht die schönsten der Welt. Eine solche Gemäldesammlung, die im Lauf der Jahrhunderte entstanden ist durch den Wunsch, ein uraltes Sanctuarium immer würdiger zu schmücken; jede Stelle nach und nach mit edlen Steinen oder Schnitzwerk oder Gemälden zu bedecken, eine solche Kunstsammlung, wo alles für die Stelle erdacht und gemacht ist, wo es sich befindet, ist ein viel erfreulicherer Anblick, als eine Gallerie, wo alles losgerissen von seinem ursprünglichen Ort auf widersprechende Weise und disharmonisch zusammengestellt ist.

Einige der besten Sachen haben die Franzosen in den Revolutionskriegen mitgenommen. Aus der Kathedrale haben sie das Gemälde des Sposalizio von Perugino entführt (das Raphael wiederholt hat); den Verlobungsring der Jungfrau Maria, der je nach dem Character dessen, der gewürdigt ist, ihn zu sehen, verschiedene Farben annimmt, und dem zu Ehren jenes Gemälde für die cappella dell' anello gemacht war, dagelassen.

In Spoleto wollte ich den Monteluco, einen Berg mit weiter Aussicht, besteigen, der von der Stadt durch einen Abgrund getrennt ist, über den einer der Herzöge von Spoleto im Anfang des Mittelalters einen Aquaduct mit ungeheuren Bogen (wie gothische Kirchenfenster) aufgeführt hat. Ich verfehlte den Weg und wurde von der Dämmerung überrascht und von einem Gewitter, als mir ein Mönch begegnete, der bei einem Gutsbesitzer eine große Flasche rothen Wein und Victualien geholt hatte, und mir auf den rechten Weg verhalf. Das Kloster liegt auf der Spitze des Berges und hat das Gesetz, keinerlei Geschenke anzunehmen. Ich war müde und hungrig und verschmähte nicht eine kleine Abendmahlzeit, mit vortrefflichem Wein. Er begleitete mich dann hinaus und wies wirklich den Franc, den ich ihm geben wollte, eifrig ab, obwohl ich ihn bat, ihn nur als ein Andenken zu nehmen, und als ritrattino di sua Santità. Hierauf nahm er ihn in die Hand, besah das Bild, küßte es und gab mir ihn zurück.

Von Perugia ging ich nach Cortona. Die Fahrt ist die schönste der ganzen Strecke; nach einem langen Tunnel kommt man am Ufer des trasimenischen Sees heraus, an dem es wohl eine Wegstunde lang hergeht. Cortona liegt hoch auf der Spitze eines ziemlich steilen Bergs. Sie hat noch ihre alte etruscische Mauer. Es besteht da eine etruscische Academie, die im vorigen Jahrhundert die namhaftesten Gelehrten Italiens zu ihren Mitgliedern zählte, jetzt aber kaum noch dem Namen nach fortexistirt. Außerdem bedeutende Gemälde von einem der größten Maler des 15. Jahrh.,

Luca Signorelli, den hervorgebracht zu haben der Stolz Cortonas ist. — Hier erging es mir aber seltsam. Ich hatte einen Recommandationsbrief an den Canonicus Lorini, Custoden des etruscischen Museums. Fünf waren es, die in ein Gespann, Omnibus genannt, gepackt wurden, das ein schmutziger Junge den Berg hinauf dirigirte; eine Familie, die von den Festen in Florenz kam und Cortona bis zum Abendzug sehen wollte; und eine Frau aus Cortona. Dieser zeigte ich meinen Brief und fragte sie, ob sie den Herrn kenne; sie machte ein ernsthaftes Gesicht und sagte, er sei vor zwei Monaten gestorben und ein Verwandter von ihr gewesen. Sie hieß Margherita Lorini. Sie fragte mich unter anderem, ob ich schon wüßte, wo ich logire, und da im Bädeker stand bei den Gasthöfen: aucune de ces maisons n'est encore organisée de façon à pouvoir recevoir des étrangers, so verneinte ich es; worauf sie mir ein Zimmer in ihrem Hause anbot, was ich mit Freuden annahm. Ihr Gesicht erinnerte mich etwas an die alten etruscischen Patrizierinnen auf den etrusc. Aschenkisten. Ich bekam ein kleines mit den seltsamsten Nippsachen überfülltes Zimmer, hundert Andenken, Geschenke aus früheren Zeiten, und ein gar finsteres Oelgemälde ihres verstorbenen Gemahls an der Wand. Ich wandelte darin herum, wie Gulliver in den Straßen der Hauptstadt Lilliputs, in Gefahr, bei jeder Bewegung ein Duzzend Kunstwerke zu zertrümmern. — Mein erster Gang war auf das Municipio, um von dem Sindaco zu erfahren, wer der jetzige Custode des Museums und der Bibliothek sei. Ich erfuhr aber zu meinem Schrecken, daß der Nachfolger meines seligen Canonicus zwar ernannt sei, aber der gesammte ihm zu übergebende Schatz noch unter gerichtlichem Siegel sei. Hier war also nichts zu machen. Der Nachfolger, ein Advocat Uccelli war aufs Land gereist. Nur den Secretär der Academie traf ich zu Hause, und dies war ein ältlicher sehr phlegmatischer Herr, Arzt und Chirurgus. So mußte ich mich darauf beschränken, an diesem und dem folgenden Tage

die Kirchen und das alte Schloß von Cortona zu sehen, und diese verdienten schon die Bergfahrt. Abends hatte mir meine alte Etruscerin ein Mahl zurecht gemacht. Da es Fasttag war, und sie mich für devoto hielt, so war das Mahl nach dem Prinzip des strengen magro componirt, nichts desto weniger habe ich noch nie in Italien so viel essen müssen, als diesen Abend. Es war alles sehr gut, aber meist Dinge, von denen wir in Deutschland keinen Begriff haben. Z. B. hat man die Spargel hier als lange grüne Sprossen, die man als Salat mit Oel, Citrone und Pfeffer ißt. Dann kam eine Schüssel kleiner gerösteter Fische aus dem trasimenischen See (in den, wie du dich aus fernen Schultagen erinnerst, so viel Römerblut geflossen), dann eine frittata von carciofi, einer dem Pinienapfel ähnlichen Frucht, Schuppen um einen weichen Kern. Vorher eine unendliche Masse von Reis; und dann noch ein Präparat von Eiern; als aber nun noch der Nachtisch aufgefahren kam, erklärte ich meine Insolvenz. Während meine Alte in der Küche wirthschaftete, hielt sich eine alte höchst sonderbare Magd in meiner Nähe, die mich beständig fixirte und aufforderte, mangi, mangi pure; und le piace?, und einen so schlechten Dialect sprach, daß ich sie selten verstand. — Wenn ich auf dem Rückweg wieder nach Cortona käme, sollte ich wieder bei ihr einkehren. — Den Preis mußte ich ihr selbst machen.

In allen diesen Orten, Assisi, Cortona, Arezzo sieht man angefangene Kirchenbauten, die mitten in der Arbeit, wegen Einziehung der Klostergüter, haben eingestellt werden müssen.

In Perugia besuchte ich den Conte Conestabile, der Professor der Archäologie an der Universität ist, und ein allerliebstes Jugendbildchen Raphaels, eine Madonna in einer Landschaft mit Schneebergen, in Miniatur, besitzt, in dem sich schon die Ueberlegenheit über seinen Meister Perugino zeigt. In einer Capelle eines aufgehobenen Klosters ist ein kleines Fresco desselben Raphaels, das auffallend an den oberen Theil der disputa erinnert. Wenn man

an dieser Stelle an die Zimmer im Vatican zurückdenkt, so wird es einem recht anschaulich, welchen Riesenaufschwung ein großer Genius, der sich hier im Stillen gebildet und mit Ideen der Anmuth und Harmonie genährt hatte, mit der Versetzung an diesen größten Ort der Welt machen mußte. Alle Künstler beinahe, wenn sie nach Rom kamen, haben sich selbst übertroffen.

Den letzten Tag vor meiner Ankunft in Florenz war ich in Arezzo, die einzige von allen diesen Städten, die in der Ebene liegt. — Meine Wohnung ist Casa Nardini, Borgo SS. Apostoli; die Briefe aber adressirt poste restante. — Ich habe nicht vergessen, daß Ludwigs Geburtstag war, und wollte zur Zeit eine Photographie in ein Couvert schließen als Zeichen dessen; aber in Perugia war nur Ausschuß; ich werde es einst nachholen.

An die Schwester

Florenz, den 31. Mai 1868

ICH vermuthe dich und Mutterchen auf Wilhelmshöhe; wie freue ich mich über diesen Entschluß, bleibt nur auch recht lange da; an den schönen Frühlingsmorgen zwischen den alten Bäumen zu wandeln und das stattliche Schloß dazwischen schimmern zu sehen, und den Weiher erglänzen und die bunten duftigen Blumen, muß himmlisch sein, zumal wenn man da oben selbst wohnt, und nachdem die Anwesenheit keines Hofs mehr genirt. Ihr habt da die in Italien nur wenig zu beneiden.

Gleichzeitig mit euren letzten Briefen erhielt ich auch zwei aus Leipzig von Lampe und Ebert, in welchem sie mir von der Erledigung der Stelle des Inspectors am Museum in Leipzig, die mit dem Sekretariat des Kunstvereins verbunden ist, Kenntniß geben und bei mir anfragen, ob ich Lust habe, mich um dieselbe

zu bewerben. Lampe's Vater hat dabei die erste Stimme. Das Gehalt beträgt 700—800 Thaler. Ebert glaubt, daß ich nach 1 oder 2 Semestern leicht auch die außerordentliche Professur an der Universität Leipzig erhalten würde. So lockend nun das alles ist, so sehr mir jene Beschäftigung, die Stadt Leipzig zusagen würde: so kostete es mich doch kein langes Besinnen, mich zu entscheiden, daß ich zur Zeit von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch machen könne, besonders da ich vielleicht in der Kürze antreten müßte. Denn nachdem das Ministerium soviel für mich gethan einen neuen Lehrstuhl eigentlich mir zu Gefallen gegründet und mir 1200 Thaler zur Reise geschenkt hat, kann ich ohne die Pflichten der Dankbarkeit und auch der Ehre zu verletzen, für die erste Zeit kein neues Engagement annehmen, so wenig erbaulich mir die Aussicht auf die Erneuerung der alten Misère von Collegien, die nicht leben und sterben können, in Marburg sein mag, wo ja für ein archäologisches Museum u. drgl. in den zwei Jahren gewiß nichts geschehen ist, und folglich mit solchen Vorlesungen, wie ich sie doch nun einmal vorzüglich halten soll und will und kann, nichts zu machen ist.

Ich habe den preußischen Gesandten, Graf Usedom, kennen gelernt; hätten wir den in Rom statt des Arnim! Dieser ist der vollkommene Typus des Junkers, kalte, zugeknöpfte, einsilbige Manieren, die ihn auch bei dem römischen Adel sehr unbeliebt machen, „guarda sempre e parla nulla“ sagte eine Dame; er pflegt in Gesellschaften eine gegenüber sitzende Person mit dem Kneifer im Auge minutenlang schweigend zu fixiren; seine Beschäftigung besteht darin, ritterlichen Uebungen nachzuhängen, auf die Jagd zu gehen und sich möglichst zu brouilliren, wenn er persönlich etwas erreichen soll. Alles was die Gesandschaft für die Landsleute thut, geschieht durch den Canzleirath Schultz, einen alten Schulmeister und Pietisten. Usedom dagegen genießt am Hof und in Florenz ein außerordentliches Ansehen, da er die einheimischen

Politiker natürlich alle übersieht, und sich seine Vorhersagungen, z. B. bei dem vorjährigen Garibaldischen Einfall, immer bewährt haben. Er gehört zu den preußischen Staatsmännern, die (seit 30 Jahren) dafür gesprochen haben, daß sich Preußen an die Spitze der liberalen und unitarischen Tendenzen in Deutschland stellen müsse; einst wurde er und Genossen bei der Abstimmung des Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit von der Kreuzzeitung als Königsmörder bezeichnet. Es ist eine wahre Lust ihn über Persönlichkeiten, Fragen der Gegenwart sprechen zu hören, wie er in kurzen Worten den Nagel stets auf den Kopf trifft und wie sich alles so schön und klar auseinanderrückt. Ich war auch einmal Mittags auf seiner Villa, die zwischen Florenz und Fiesole am Abhang liegt, und den wundervollsten Blick auf den Thalkessel, in dem Florenz liegt, unten, und nach den stattlichen Bergen des alten Fiesole oben hat. Es ist eine alte Villa, die der Familie Capponi gehört mit großen hohen Sälen, wo man es immer kühl haben kann. Seine Frau ist eine Schottländerin, Lady Macdonald, etwas corpulent und groß, von großem natürlichem Verstand, und in Florenz fabelhaft gefürchtet. Sie haben eine einzige vielleicht 17jährige Tochter. Außerdem war eine Schwester der Gräfin da, von etwa 40 Jahren, mit der ich über Rom, Florenz, Frau von Stael, Hawthorne in jämmerlichstem Französisch bei Tisch geredet habe, denn in das Englische darf ich mich gar nicht hineinwagen. Die Gräfin sprach auch von Goethes italienischer Reise, wie wenig die den Erwartungen entspreche, und von dem Eindruck seines Hauses in Weimar, wie es unglaublich scheine, daß er an diesem elenden Ort den größten Theil seines Lebens habe zubringen können, und wie jeder Hof auf einen Mann von Geist einen schädlichen Einfluß ausübe. — Horstmann ist ja von Victor Emanuel decorirt worden und ins Gefolge des Kronprinzen gekommen. Der Kronprinz, „l'eroe di Sadova" ist von den Italienern so gefeiert worden, daß es fast unangenehm geworden

wäre, da der Prinz Humbert, der keine affablen Manieren hat, gar zu sehr in den Schatten gestellt wurde. Er hat Erlaubniß erhalten, Orden 3. und 4. Klasse auszustreuen, 1. und 2. jedoch nur nach Anfrage in Berlin; und da sind denn auch die Bibliothekare bedacht worden, was uns armen Gelehrten sehr zu gut kommt. Man kann die kostbarsten Manuscripte ins Haus, ja nach Deutschland bekommen, auch die, die in der Laurenziana an Ketten liegen.

Wie mir Ebert schreibt, ist der Mai in Deutschland sehr schön gewesen. Hier kann man dies weniger sagen. Oft viel Regentage hinter einander, wo man wirklich darauf verzichten mußte, die schlecht erleuchteten Orte (in Kirchen) zu sehen, und sobald die Sonne wirkte, eine unerträgliche Hitze, so vom 28. bis 30. Mai 32 Grad im Schatten. Keine kühlen Säle, wie in Rom; die Galerie der Uffizien liegt unter dem Dach, die Säle sind wie Badestuben. Ein feiner weißer Staub füllt die Straßen, und auch am Arno sucht man vergebens Kühle. Florenz kann sich mit Rom und Neapel nicht messen, was Anziehungskraft betrifft, und ich muß gestehen, während mir in Rom den ganzen Winter hindurch nie ein Verlangen nach Neapel gekommen ist, so wachen hier stets die Bilder des Golfs auf, und ich muß mir immer vergegenwärtigen, wie viel herrlicher und beglückender es dort war. Man sollte vielleicht mit Florenz anfangen. Es ist nicht blos der Golf mit seinem Kranz von Städten und Inseln und dem Feuerberg, denn das versteht sich von selbst, daß damit nichts in die Schranken treten kann; aber auch die Stadt selbst ist viel großstädtischer und lebendiger, und alles was den Lebensgenuß betrifft, ist so viel reicher und feiner, z. B. Promenaden, Theater, und die Neapolitaner haben eine solche Leichtigkeit des Umgangs. Freilich ist dafür Neapel in eigener Kunst eine der ärmsten Städte Italiens, während Florenz mit die reichste ist. Florenz kann vielleicht am ehesten von allen Städten der neueren Zeit eine Vorstellung davon

geben, wie die Künste die Städte Griechenlands einst schmückten. Dicht an der lebhaftesten Straße begegnen uns Wände mit Statuen, deren Schöpfer eine Reihe der ersten Namen der Kunstgeschichte ausmachen; eine offene Halle, auf den Steinbänken an deren Fuß das Volk dicht gedrängt sitzt, die ein Museum ist von Kunstwerken ersten Ranges. Wie viele Namen des 14. und 15. Jahrh., bisher für mich leere Klänge, haben sich in diesen paar Wochen mit lebendigen Anschauungen erfüllt! Es ist unglaublich, was für eine Fülle von Talenten hier in jenen Jahrhunderten zusammen waren. Und wie sie die Bilder des damaligen Lebens uns nahe rücken, und wie jeder seinem eigenthümlichen Hang nachgeht. Das schöne ist dann, daß Florenz im wesentlichen bis auf die neueste Zeit so geblieben ist, wie es das Ende des Mittelalters gelassen hatte. Man verfolgt hier Schritt für Schritt, wie die Kunst in zwei Jahrhunderten bis zu dem Punkte vorrückte, wo dann die größten Raphael und Michelangelo eintraten, deren große Schöpfung freilich nicht hier, sondern in Rom zu suchen ist. „Langsam reifte zum Licht die Geburt,“ das sieht man in Florenz mit an. Zur großartigen Entfaltung, zur vollen Aussprache kam es in Rom. Was man hier aus der Zeit der Renaissance sieht, ist an Zahl geringer, als die wahrhaft unübersehbare Fülle von Florenz. Aber an innerer Bedeutung ist es unermeßlich. Uebersieht man den Vatican, die Peterskirche, die Sistinische Capelle Michelangelos, die Stanzen Raphaels, so möchte man ausrufen: „Hier ist mein Reiseziel, mein Ankerplatz, die fernste Seemark für mein ruhend Schiff.“ Für diese Spanne Existenz, die dir noch bevorsteht, und auch für eine viel längere hättest du genug, in diese Dinge dich hineinzuleben, unter ihrem Schatten zu weilen, sie über dein Dasein walten zu lassen, und immer neu zu begreifen. — Florenz ist wie gesagt verwirrend durch seinen Reichthum, aber es hat nicht den Eindruck des Unendlichen, den Rom hat, und darum nicht die Poesie. Es ist da alles ungeplündert und

ungestört beisammen, wie es vor 300 Jahren gelassen wurde. Rom ist zugleich eine Stätte der vergangenen Herrlichkeit, die herzustellen die Phantasie ablehnt, und von der doch noch genug da ist, um einen Anhalt, eine Ahnung zu geben. Seine Wüsten, seine Ruinen, das Chaos seiner Statuen, seine Tempel, das sichselbstüberlassensein der zerstörenden und neubauenden Zeiten, das alles lädt die Phansasie in ganz anderer Weise ein zur Thätigkeit. Die großen Werke im Vatican gehören zu denen, die den Geist auf Adlerschwingen emportragen, die mit unserem Sein verwachsen, in die man sein bestes hineinlegen kann, und aus denen man noch mehr zurücknimmt. Der Reiz der florentinischen Kunst liegt in der holden Beschränkung, in der naiven Unbefangenheit, mit der hier jeder seinem Genius folgt, seine Lieblingsfiguren cultivirt, mit kleinen Gaben schmückt; in der Wahrheit, mit der hier die schlichte stolze freie Gemeinde von Florenz geschildert wird, diese Gemeinde, in deren Schooß das Alterthum wiedergefunden und die ganze Bildung der neuen Zeit erweckt wurde. Aber als ich gestern in den Uffizien ein Gemälde mit römischen Ruinen von Pannini sah, da fühlte ich wieder so lebhaft, wie dieser Ort mit keinem in der Welt verglichen werden kann. Der Parthenon in Athen, die Tempel in Pästum stehen vielleicht als Kunstwerke über den Tempeln des römischen Forums, aber alles hat einen particularen Character. Rom ist so groß, daß es jeder als seine Heimath empfinden kann. Wie es in alter Zeit alle Kulte der Erde in sich aufnahm, allen Göttern Tempel gab und allen Völkern sein Bürgerrecht, wie es den Kampf gegen die Weltreligion aufnahm und sich dann zu ihrem Sitz machte: so ist es noch jetzt die Metropole, wie Byron sagt, the city of the soul, in deren weitem Schooß jeder Zuflucht findet.

Das Gedicht Aurora Leigh ist sehr ernst, fast trübe, aber voll von tiefen Gedanken und poetischen Stellen, wie sie nur einem Dichter vom ersten Rang zu Gebote stehen. Du hättest auch den

dritten Band der Gedichte mitnehmen sollen; es sind darin noch schönere Passagen. Ich glaube dir geschrieben zu haben, daß ihre Mutter eine Florentinerin war, und daß sie vor einigen Jahren hier gestorben ist. In der Nähe des Palastes Pitti steht ein Haus mit einer Marmortafel über der Thür und folgenden Inhalts:

Qui scrisse e mori
Elisabetta Barret Browning
che in cuore di donna conciliava
scienza di dotto e spirito di poeta
e fece dal suo verso aureo anello
fra Italia e Inghilterra.
pone questa memoria
Firenze grata 1861

Herzliche Grüße an die gute Tante Caroline, an den Onkel und Fridrike, sowie Eduard, die euch oft Gesellschaft leisten werden.

An die Mutter

Siena, den 5. Juli 1868

SEIT dem 25. Juni habe ich Florenz verlassen und werde vor dem 10. dieses nicht dahin zurückkehren. Die Hitze, die in Florenz wegen des mangelnden Luftzugs in dem von allen Seiten abgeschlossenen Thal besonders drückend ist, ist das einzige, was die Annehmlichkeit des sonst so herrlichen Aufenthaltes etwas vermindert. Man giebt zwar seinen täglichen Kreislauf in Galerien, Bibliotheken u.s.w. nicht auf, muß sich aber ein System ganz langsamer Ortsbewegung aneignen, etwa wie ein eben aufgestandener Kranker; und nach dem kleinsten Gang, z. B. in die Uffizien, muß man sich erst eine viertel

Stunde ruhen, bis der Kopf wieder im Stande ist, aufzufassen und zu denken. Ich fand es deshalb passend, diesen Ausflug nach dem westlichen und südlichen Toscana, statt an den Schluß, zwischen meine Wochen in Florenz einzuschieben, um mein Blut etwas aufzufrischen, in bergigen, luftiger und kühl gelegenen Orten. Inzwischen sind so anhaltende Regengüsse und heftige Gewitter ausgebrochen, daß es eher der Abkühlung zu viel geworden ist.

Von Florenz ging ich am 28. direct nach dem südlichen Endpunkt meiner Wanderung, der Bergstadt Orvieto, um von da langsam von Ort zu Ort reisend den Weg zurück zu machen. Orvieto liegt an der Grenze des Kirchenstaats, mitten in einer großartigen welligen Landschaft; auf einem hohen isolirten Berg; ganz von Mauern umgeben, und wird Abends zugeschlossen. Berühmt ist es, außer durch den von Rom her wohlbekannten gewürzhaften Wein, durch seinen Dom, dessen Fassade das reichste Beispiel des zierlich prachtvollen Geschmacks ist, in den die Italiener den von Norden her verpflanzten gothischen Stil umgebildet haben. Alle die uns wohlbekannten Formen der Gothik, die Portale, die Giebel, die Rosen, die Fialen sind aus abwechselnden Streifen und Stücken röthlichen, weißen und schwarzen Marmors zusammengesetzt; alle großen Felder aber mit großen Scenen in Mosaik ausgefüllt. Wir, die wir an düstere Massen von einfärbigem ergrautem Gestein gewöhnt sind, finden uns einem solchen Bau gegenüber ganz eigenthümlich überrascht. Er sieht uns eher einem feinen Schnitzwerk von Elfenbein mit eingelegten Goldemaillearbeiten ähnlich, als dem Angesicht eines mächtigen Steinbaus, der ein halbes Jahrtausend der Zeit getrotzt hat. Das Gefühl, das Kaiser Carl V. in Florenz gegenüber einem ähnlichen Bau, dem Glockenthurm des Doms, hatte, man müsse eigentlich ein Glashaus darüber bauen, ist sehr natürlich. Es will uns nicht recht in den Kopf, ein solches zierliches Werk dem Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung auszusetzen. — Die Mosaiken sind unter

Pabst Gregor XVI. erneuert worden und leuchten noch in aller Farbenpracht. Wenn Nachts das Licht des Mondes auf den Goldgrund fällt und die Figuren fast wie Silhouetten erscheinen, so ist das ein mir bei einem Gebäude noch nicht vorgekommener Anblick. — Außerdem zogen mich nach Orvieto die sehr merkwürdigen Fresken im Dom, von Luca Signorelli, die den ganzen Cyclus der letzten Dinge darstellen, und das einzige sind, was als Vorläufer von Michelangelo's jüngstem Gericht in der sistinischen Kapelle angesehen werden kann.

Auf dem Rückweg nach Norden hielt ich mich eine Nacht in Chiusi auf, dem altetruscischen Clusium, einst Residenz des Königs Porsenna, mit Bergen voll etruscischer ausgemalter Grabkammern. Diesen Aufenthalt und eine sehr beschwerliche und gefährliche Umschau in jenen Grabkammern (und auch christlichen Katakomben) — gefährlich wegen des Uebergangs aus der Sonnenglut in die kalte feuchte Luft unter der Erde — hatte ich den Rathschlägen unserer vielgelobten Archäologen zu danken. Die kleinen Museen in Chiusi waren alle verkauft und die schönsten Grabkammern zugeschüttet. — Zur Entschädigung machte ich am folgenden Morgen in aller Frühe Sonntags mit dem Vetturin einen Ausflug nach der einige Stunden von der Bahn entfernten Citta della Pieve, der Geburtsstadt Peter Peruginos, des Lehrers Raphaels, die in einem Oratorium eines seiner schönsten Fresken bewahrt. Der Weg nach der ebenfalls sehr hoch gelegenen Stadt schlängelt sich durch einen Eichenwald hinauf. Von 8 bis 12 hatte ich Zeit, nicht nur alle Sehenswürdigkeiten zu mustern, sondern auch nach allen Richtungen mich bis an den Rand des Städtchens durchzuwinden und die immer veränderten Blicke in die toscanischen Berge zu genießen. Man sieht von der einen Seite in den weiten Kessel des trasimenischen Sees hinein, der als ein langer grüner Streifen zwischen Hügeln glänzt; nach Süden öffnet sich die Ebene der römischen Campagna. Mein Führer brachte mich zu einem

Franziskaner, der nach Aufhebung der Orden bei seinen Verwandten wohnt und sich in Perugia zum Maler ausgebildet hat. Er heißt Gervasio Serafini. Er hatte offenbar viel natürliche Gabe, aber es hatte ihm an Gelegenheit gefehlt, sich durch Meister und Wetteifer zu bilden. Er hatte sich in den Meister Perugino vertieft und eine Andacht zum Kreuze kopirt, die noch sehr hart und befangen gemalt war. Dann aber hatte er eine große Halbfigur der heiligen Catharina selbst erfunden, eine große träumerische Gestalt, mit regelmäßigen vollen, schwermüthigen Zügen, blauen Augen, blonden Haaren, grünem Mantel, und mit Sinn für Harmonie und morbidezza der Farbe; man hätte sie für ein Werk aus der Düsseldorfer Schule halten können.

Nachmittags fuhr ich nach Siena, wo ich nun eine Woche bin; morgen oder übermorgen werde ich wohl weiter gehen nach Pisa, und dann über Lucca und Pistoja nach Florenz zurück. In Siena kommt vieles zusammen, den Aufenthalt angenehm zu machen. Es ist eine hochgelegene alterthümliche Stadt, eine der wenigen in Italien, wo man im Sommer (wie in Perugia) mit Behagen existiren kann. Die Bewohner sind durch alle Klassen hin äußerst liebenswürdig und zuvorkommend höflich; und wohl zu merken, mit mehr Geschmack und mehr von Herzen, als z. B. die Neapolitaner. Das Italienisch, das hier gesprochen wird, gilt als das reinste. Grade und ebene Straßen giebt es nicht, dagegen eine Menge gothischer und Renaissancepaläste, Sitze des Adels in früheren Jahrhunderten, und noch jetzt zum Theil von denselben Familien bewohnt, wie den Piccolomini, Chigi, Tolomei. Ich selbst bewohne einen solchen, aber bescheidenen, mittelalterlichen Palazzo von rothen Backsteinen. Erdgeschoß und bel etage dieses Denkmals sind zur Zeit unbewohnt und wüst, im oberen Stock wohnen zwei alte Frauen mit einer Tochter, die Witwe ist und zwei bambine hat; diese warten auf einen Käufer des alten Hauses, und vermiethen inzwischen die ungeheuren Räume an die,

welche sich entschließen können, es hier behaglich zu finden. Mein eines Fenster geht auf die nördliche Seite des Doms, der sich auf dem höchsten Punkt von Siena erhebt; ich sehe in die zierliche doppelte Arcade der Kuppel mit ihrem weißen und schmarzen Marmor hinein. Zu studiren giebt es in Siena die sienesische Malerschule, die erste, die im Anfang des 13. Jahrhunderts in Italien die mumienhaften Formen der Byzantiner wieder belebte. Es giebt einige Bilder, Madonnen, wo man gradezu sagt, hier ist die erste neue Lebensbewegung; hier ist wieder ein Hauch von Anmuth, helle Farbentöne. Ferner sind Kirchen, Oratorien, Stadthaus, Gallerie voll von den Schöpfungen eines Sieneser Malers, eines Zeitgenossen Raphaels, der diesem einzig unter allen dessen Nachahmern in schönen jugendlichen Köpfen gleichgekommen ist, des Sodoma. — Auch auf der Bibliothek habe ich interessante Correspondenzen gefunden, darunter die eines abate Pasquini, der einst italienischer Hofpoet unter Kurfürst August war; sie enthielt unter anderem Briefe des Nuntius Archinto, der Winkelmann in die römische Kirche aufnahm; sie sind voll Seufzer und Klagen über sein nordisches Exil, das er eine Galeere nennt, das Land der Bären; er kann nicht beschreiben, wie ihn das Herumziehen auf die Leipziger Messe, und die Hoflager und der Carneval langweilen, und wie er alles für eine girandola in Rom hingeben würde. — Am 2. Juli wollte es der Zufall, daß ich einem großen aus dem Mittelalter stammenden Volksfest beiwohnen konnte. Es ist ein Wettrennen auf dem großen Platz, Campo genannt. Dieser Platz hat die Form eines alten Theaters, aber wo die Bühne sein würde, steht der große gothische palazzo pubblico. Er wird an diesen Tagen zu einem Amphitheater umgeschaffen. Jeder Stadtbezirk hat einen Renner zu stellen. Ein jeder cantone hat sein Wappen mit Fahne, nach dem er genannt wird, z. B. giraffa, civetta (Eule), oca (Gans), delfino; ebenso bestimmte Farben. Am Festtag ziehen sie alle in diesen ihren Farben, 10 Mann

für jeden cantone, 6 Männer und 4 Knaben, einer in phantastisch romantischem Costüm zu Pferd, ein anderer den Renner führend, auf einen Sammelplatz vor der Stadt, und dann feierlich vor das Stadthaus. Hinterher kommt ein seltsamer Wagen, in dem lächerlich costümirte Stadtdiener stehen. Die Costüme erinnern an die der Comödianten in den fliegenden Blättern. Das Rennen selbst aber auf dem sehr stattlichen Platz, einem der schönsten in Italien, und mit der Menge der Zuschauer auf den roth ausgeschlagenen Balcons der Paläste und auf den Gerüsten, ist ein schönes Schauspiel. Das Spiel wird mit merkwürdiger Leidenschaft betrieben. Wenn ein Nachkommender seinem Vordermann nahe kommt und ihn zu überholen droht, so peitscht dieser dessen Pferd zurück; vorher suchen sie die Jockeys (fantini) zu bestechen mit 20, 30 zecchini, daß sie absichtlich zurückbleiben. — Jeden Abend eine Stunde vor Sonnenuntergang ist Promenade auf einem hochgelegenen Platz vor der Stadt, in der Nähe eines Castells, das Cosmus I von Florenz gebaut hatte, um die Sienesen in Schach zu halten. Kurios kommt es einem vor, wie da der Adel von Siena in Carossen auffährt, um den kleinen Platz herumrennt, und an einem Ende die Kutschen in langen Reihen halten, wo dann die Löwen (baini) vor den Schlag treten und den Damen die Cour machen. — So reich die Stadt ist, so unterstützt sie doch das Theater nicht. Dagegen giebt es eine Musikgesellschaft von Liebhabern, die Accademia dei Rozzi, die so ausgezeichnete Kräfte hat, daß sie ganze Opern geben kann. Eine solche Oper wird Sonntags und an Festtagen aufgeführt. Ich war am Donnerstag dort, und wenn die Stimmen nicht etwas zu schwach gewesen wären für den Raum, und die Action dilettantisch, so hätte man sich nicht einfallen lassen, daß dies Liebhaber waren. Die prima donna war die Frau eines Seifen- und Lichtfabrikanten, hat acht Kinder und versteht den Contrapunkt wie ein maestro. Die zweite donna war eine cafetiera. Und diese Oper hatte vier Akte, dau-

erte von 9 bis 12, und enthielt äußerst wenig Recitative. So musicalisch begabt ist das Volk. — Während meines Aufenthaltes in Florenz, — in der freilich für solche Genüsse ungünstigsten „sauren Gurkenzeit", hatte ich Gelegenheit, zwei Opern zu hören. Das eine war eine alte aus dem vorigen Jahrhundert, ein Nachklang Mozarts, das „matrimonio segreto" von Cimarosa, eine komische Oper; die zweite die „Lucia" von Donizetti; der Schlußgesang im zweiten Akt ist himmlisch. Dabei fällt mir der alte Theodor Heyse ein, den ich (wie Rikchen gelegentlich Frau W. erzählen kann) natürlich in Florenz aufgefunden habe, und der von der kleinen Oper von Cimarosa, die er in seiner Jugend in Berlin gesehen, so bezaubert war, daß er viermal hinein gegangen ist. Er ist ein Mann von ungewöhnlich feinem und ausgebildetem Sinn in allen schönen Künsten, und ein ebenso feiner kritischer Philolog und Uebersetzer, dabei von einer ebenso seltenen liebenswürdigen Bescheidenheit und einer candor der Seele; aber zugleich ein nie endender alter Schwätzer; ein merkwürdiges Beispiel, was der lebenslange Aufenthalt in Italien mit dem Abgeschnittensein von dem geistigen Commerz der Heimath, verbunden mit Junggesellenleben, einem Leben ohne Pflichten, blos in allerlei feinen kleinmeisterlichen Forschungen und Arbeiten und Kunstgenüssen, aus einem begabten Manne machen kann. Er ist bei aller Feinheit und Liebenswürdigkeit der ausgebildetste Egoist, dessen körperliches und geistiges Ich der Mittelpunkt der Welt ist, Gegenstand beständiger Betrachtungen und Sorgen. — Noch einen merkwürdigen Mann habe ich in demselben Hause getroffen, wo ich die 6 Wochen wohnte, den Dr. Vehse, Verfasser der berüchtigten Geschichte der deutschen Höfe. Er ist seit zwei Jahren erblindet. Seine Unterhaltung war mir sehr angenehm; er entspricht nicht im geringsten der Vorstellung die man sich von ihm macht; er macht den Eindruck eines biederen sächsischen Gelehrten, wie ich deren früher in Dresden kennen gelernt habe, obgleich er ein

scharfes Urtheil hat. — Noch einen deutschen Gelehrten habe ich kennen gelernt, den Lux aus der Wissenschaft kennen wird, (er kann mir gelegentlich ein laconisches Kraftwort über ihn senden), M. Schiff, Prof. der Physiologie in Florenz; sein Bruder ist Chemiker daselbst. Seine Frau hat offenen Abend, und einmal traf ich es da sehr schön. Sie haben einen Garten oder vielmehr ein Stückchen Park hinter dem Haus, wo man von 8 bis 11 Uhr sitzt oder herumgeht. Die einzelne Lampe, die Glühwürmer und die Sterne gaben eine sehr günstige Beleuchtung ab für die jungen Damen. Es war da ein Sohn des bekannten russischen Flüchtling und Revolutionär Alexander Herzen, der ebenfalls in Florenz unter dem Schiff Physiologie lehrt, nebst seiner Schwester. Der Ton war etwas physiologisch-materialistisch-jüdisch. Denn es waren da Slaven und Germanen, Abendländer und Orientalen, Deutsche und Italiener. — Eine alte Dame, mit der ich mich gut unterhielt, deren Namen ich aber leider überhörte, stellte sich heraus als eine Casslerin, die nach einem, glaube ich 15 jährigen Aufenthalt in Italien im Begriff ist dorthin zu kehren. Es lebt hier auch der Philippo Schwarzenberg, der in Bergwerken macht; seine Frau hat ihm 2 Millionen zugebracht, sie ist aus Schweinfurt; er ist jetzt in der Schweiz, denn er langweilt sich in Florenz, wo ihn sein Weib zwingt zu wohnen, da sie die Untugend besitzt zu malen, und nur in der Nähe einer großen Galerie leben kann. Einen angenehmen und ersprießlichen Umgang habe ich an dem Maler Behmer gehabt (siehe Capri), der den Pabst Leo X. von Raphael im Palast Pitti copirt, sich viel auf Freundschaft gelegt hat.

Siena hat auch das Annehmliche, daß man wohlfeil lebt; ich komme den Tag mit 3 Francs für alles aus: und das trägt auch zur Heiterkeit bei. In Florenz habe ich in den sauren Apfel beißen müssen, mich von Kopf bis zu Fuß, Hut bis Stiefel, zu erneuern; denn es war alles in einem Zustand, daß ich es wohl vor der Rückkehr einem Trödler überantworten werde. Nahe an 200

Franken mag das im ganzen gekostet haben. Ich sehe nun zwar zum ersten Mal in meinem Leben aus, wie ein anderer Sterblicher, aber sehr dauerhaft sind die Sachen nicht. Der (in Italien unentbehrliche) Flanell hält nicht den zehnten Theil der Zeit, die Leinen hält. Von den Taschentüchern hatten die Gassenjungen des Toledo und des Carnevals in Rom noch eines übrig gelassen. In Perugia habe ich deren von einem umbrischen Hausirer neu gekauft, und das Töchterchen meiner Wirthin hat sie gesäumt.

Der alte Heyse hat vor einigen Jahren Lieder von Goethe auf Melodien gesetzt, die eine musikalische Dame in Florenz jetzt herausgeben will. Interessant war es mir, daß ein musikalisch so begabter Mann, der aber aller Affectation und Systemmacherei fremd ist, gestand, an der italienischen Musik, z. B. Rossini, Gefallen zu finden; dagegen sei ihm nur ein beschränkter Kreis von Beethoven zugänglich, und Bach liege fast ganz außer seiner Sphäre.

Ferdinand meinen Dank für das Geschenk des gewiß gelungenen und ansprechenden Bildes seiner l. Braut.

An die Schwester

Florenz, den 24. Juli 1868

DA ich an deinem Freudentage doch auch durch ein Sträußchen oder ein Röslein vertreten sein wollte, die Erfindung des Telegraphen aber noch nicht bis zu der Vollkommenheit gediehen ist, auch duftende Blumen zu versenden, wie man Melodien telegraphiren kann; und der Courier der Gesandtschaft, dessen Gefälligkeit ich vielleicht hätte in Anspruch nehmen können, bei dieser versengenden Hitze mir auch wenig geholfen haben würde, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Duft Verzicht zu leisten, und florentinische Kunst zu Hülfe nehmend, dir

ein dafür unvergängliches Conterfey zu senden, das statt materieller Wohlgerüche, die an diesem Tage auf einem gewissen großen Tisch ihr Concert aufführen werden, einen mehr psychischen Duft von toscanischen Thälern, Florenz, und Arno, an dessen Ufer es gewachsen ist, mit sich führen möchte. Ferdinand schreibt mir in einem gestern angekommenen Briefe, daß es glücklich angelangt ist und auch bereits zur Bekleidung seiner Blöße eine Reise nach Wiesbaden gemacht hat. Ich hatte eine Besorgniß seinethalb, da der junge Mann, der es so gütig war mitzunehmen, zuweilen ausgeplündert zu werden pflegt; und da ich sehe, daß ein glücklicher Stern darüber gewaltet hat, darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß das Ding nicht ohne glückliche Zauberkraft ist, und daß seine Ankunft, begleitet wie sie ist von meinen besten Wünschen, einen Endpunkt bezeichnen werde in der Reihe der kleinen und großen Unannehmlichkeiten, die (neben anderem Erfreulichen, das, denke ich, jene doch aufwiegt) die Meinigen seit einiger Zeit verfolgt haben, und eine Reihe von erfüllten Wünschen und Hoffnungen ankündigen. Sollte es auch eine Erinnerung an den verkümmerten und wirklich „zu Wasser gewordenen" Genuß der „Roseninsel" erwecken, so wünsche ich, daß diese Erinnerung, weit entfernt, einen grauen Schatten von trüben, kalten und schmutzigen Regentagen in diesen sonnigen Julimorgen zu werfen, vielmehr diese Roseninsel in den klaren Lichtern und milden Lüften eines schönen herbstlichen Nachsommers erglänzen lasse und den Entschluß reife, den Versuch der Villeggiatur mit besserem Erfolg zu erneuern. — In einigen Jahren wird es so gewöhnlich und leicht werden, nach Florenz zu reisen, wie sonst an den Rhein; dies ist aus dem fortwährend wachsenden Schwarm deutscher Reisenden abzunehmen; dann hoffe ich, daß wir doch noch einmal eine kleine Rundreise durch die schönsten Punkte der Halbinsel machen werden; und ich werde den Cicerone machen.

Ich schrieb zuletzt, ich glaube am 5. dieses, aus Siena, von wo ich einige Tage später abreiste. Ich war zwei Tage in Pisa. Es ist eine der uninteressantesten und langweiligsten Städte, die ich kennen gelernt habe; aber wenn man sich durch die breiten, öden Straßen im Sonnenbrand durchgewunden hat und am Ende der Stadt auf den großen Platz tritt, wo der Dom, das Baptisterium, der Glockenthurm und der Campo santo zusammenstehen, so ist das ein Anblick einzig in seiner Art. Die dürftige Umgebung, die Stadt selbst, wo nichts auf einen solchen Anblick vorbereitet, der öde Platz, aus dem diese in Einem Stil vollendeten, in weißem Marmor strahlenden Gebäude sich erheben, der zierliche romanische Stil mit seinen vielen Arcaden und Galerien, der phantastische Eindruck des schiefen Thurms, der Gedanke an die Nähe des Meeres und an den alten Verkehr der Pisaner mit dem Orient — das alles giebt diesem Ensemble etwas so fremdes, räthselhaftes, mährchenhaftes; als hätte sie ein mächtiger Zauberer in einer Nacht hierher gestellt, und als könnten sie morgen wieder verschwunden sein. Die Wände des über 400 Fuß langen und wenig unter anderthalb hundert Fuß breiten Campo santo sind mit Gemälden bedeckt, in denen die Glaubenswelt und die wirkliche Welt des italienischen Mittelalters enthalten ist. Du kannst dir denken, daß ich an jenen zwei Tagen Vor- und Nachmittags so lange beschäftigt gewesen bin, diese unermeßliche Legende zu lesen, bis mir Auge und Kopf den Dienst versagten. Hier sind die alttestamentlichen Geschichten von dem florentiner Benozzo Gozzoli im Costüm der damaligen Zeit; hier sieht man am Hof Pharao's, beim babylonischen Thurmbau die großen Leute aus der Zeit Cosmo's von Medici in lebensvollen lebensgroßen Figuren, die Prachtgebäude, die das alte Rom und das neue Florenz im 15. Jahrhundert aufzuweisen hatte, vereinigt in dem Bild des alten Babylon u. s. w. — Von Pisa ging ich nach Lucca, wo ich ebenfalls 1½ Tage blieb. Die Hauptschönheit ist eine Promenade,

die sich um die ganze (in der Ebene gelegene) Stadt auf den alten hohen Befestigungswerken herzieht und mit ununterbrochenen Alleen bepflanzt ist. Parallel damit geht ein Weg jenseits des Grabens über die Wiesen, den man in den Abendstunden wählt. Das Hochgebirge, das man stets im Auge behält, hat sehr schroffe und wilde Formen. In allen diesen Städten, wie auch in Pistoja, Prato, die ich in halben Tagen zwischen Eisenbahnzügen gesehen habe, findet man Werke dieses oder jenes Künstlers, die einen Besuch belohnen, und die man so schön an den großen Sammelpunkten wie Florenz, Rom nicht hat.

Seit dem 11. Juli wieder in Florenz, habe ich meine Studien wieder aufgenommen. Die extreme Hitze ist am vergangenen Sonntag eingetreten und hat bis heute täglich zugenommen. Lästig ist die unmäßige Transpiration, der man auch ruhig in verschlossener dunkler Stube sitzend nicht entgehen kann. Dagegen finde ich, wie schon im vorigen Sommer in Rom, daß die Sommerhitze in Italien weniger lähmend ist, als die heißeste Zeit bei uns. Da die Nächte nie so kurz werden, wie im Norden, so bleibt nie die Nachtkühle aus, und die Hitze hat mir nie den Schlaf geraubt. Ich pflege gegen 10 oder 11 einige Sachen zu sehen und von 2 bis 5 auf eine Bibliothek zu gehen; zum Glück zeichnet sich die, auf der ich zu thun habe (die Marucelliana) durch einen großen kühlen Saal aus. Nach 5 Uhr wird das große (und einzige) Mahl gehalten; und dann fängt man allmählich an aufzuleben. Zwischen 8 und 9 öffnen sich die Theater, die jetzt sämmtlich unter freiem Himmel sind. Es sind zwei für Schauspiel, eins für Oper und Ballet, eins für Pulcinellstücke und dergl. In einer solchen Arena die Stunden bis Mitternacht zu sitzen und den erfrischenden Einfluß der allmählich herabsinkenden kühlen Nachtluft über sich kommen zu lassen, trägt sehr dazu bei, diesen schrecklichen Florentinischen Sommer erträglich zu machen. Denke dir, ich habe hier zum ersten Mal König Lear gesehen.

In meinem Zimmer in Casa Nardini hängt ein großes Bild in Oeldruck; es sind zwei Bauernkinder in churhessischem Costüm, die einen Weihnachtsbaum durch den Schnee schleppen. Und darunter steht richtig: from a painting by Miss E. Osborne. Irgend ein Americaner hat es hier zurückgelassen. Schneebelastete Tannen, ein Waldpfad, Weihnachten, blaue Kittel und Zipfelmütze, golden strohfarbige Haare, wie curios, das hier auf einmal wiederzufinden, far far away are ye, halcyons of memory!

Wenn du die „Aurora Leigh" gelesen hast, so wird es dir interessant sein, andere autobiographische Romane damit zu vergleichen. Sehr gefesselt hat mich der von Bulwer, Ernst Maltravers, weniger durch die Geschichte, als durch den reichen Inhalt des Selbsterfahrenen und der Gedanken. Der von Hawthorne, The Blithedale Romance, schildert sein Leben unter einer Colonie von Socialisten und zeigt sehr anschaulich, wie der Versuch, die menschliche Gesellschaft neu aufzubauen, an der untilgbaren Eigenheit des civilisirten Menschen scheitert. Mit dem von Bulwer kann er sich nicht messen. Lenau's Savonarola und seine Begeisterung für den Mönch von San Marco, die vielleicht nicht zum Vortheil der epischen Darstellung war, habe ich verstehen gelernt, seit ich das Porträt Savonarola's von seinem Ordensgenossen, dem großen Fra Bartolomeo, in seiner Zelle im Kloster San Marco gesehen habe. Das Kloster ist jetzt aufgehoben und soll zu einer Art Museum eingerichtet werden. In jeder Zelle ist ein Fresco aus der Leidensgeschichte, gemalt von Fra Angelico, ebenfalls einem Angehörigen dieses Klosters. Das genannte Bild ist das Brustbild eines Heiligen des Dominicanerordens, Petrus Martyr, mit den Zügen des Savonarola. Das Kennzeichen des Petrus Martyr ist ein Hieb in den Kopf (und der Heiligenschein). Es ist ein sehr markirtes Profil, in dem man auf den ersten Anblick etwas jüdisches finden könnte. Das Auge ist ruhig und demüthig nach oben gewandt, um die Lippe schwebt ein schmerzliches Lächeln, als ob er den Schmerz

der tödtlichen Wunde unterdrückt hätte. Dabei hat der Ausdruck eine so ehrliche, fast kindliche Einfalt. In derselben Zelle sind mehrere seiner Bücher, seiner Kleider. — Anfang nächsten Monats denke ich nach Bologna zu gehen.

An die Seinen

Bologna, den 11. August 1868

SEIT Sonntag Abend bin ich in Bologna, Via Pittacani 3026. Ich kann zwar noch nichts von Erlebnissen und Betrachtungen mittheilen, da ich gestern so erschöpft war von der Reise, daß ich den größten Theil des Tages zu Hause bleiben mußte, will aber doch ein Blatt auszufüllen suchen, da ich mich erinnere, daß Ihr grade vor einem Jahr so lebhafte Besorgnisse meiner Gesundheit wegen hattet, die sogar bis zur Uebersendung eines Cholerareceptes gingen.

Herzlichen Dank für Eure Briefe. Der Donnerstag, wo sie ankamen, war für mich der wahre Festtag; an dem Tage selbst habe ich mich kaum in zwei oder drei Augenblicken dieses Lebensabschnittes erinnert. Ich habe zwar mit einem Bekannten bis tief in die Nacht beim Glas Wein zusammengesessen, aber keine Veranlassung gefunden, jenes Tages zu gedenken. — Geschenke verlieren bei Vielen im Lauf des Lebens immer mehr an Bedeutung; die Geschenke des Herzens, ein Wort, ein Blick, irgend eine Regung wahrer Sympathie bleiben das Einzige, was uns noch beglücken, ja Eindruck auf uns machen kann.

Von Florenz habe ich mich doch nicht ohne Niedergeschlagenheit los gerissen. Es ist so unermeßlich reich, und man muß soviel in der Eile hinzulernen, um alles sehen zu können, daß man nach 2 Monaten, freilich Sommermonaten! leicht mit dem Gefühl

weggehen kann, so manches übersehen zu haben, was uns später beunruhigen wird, und so manches mit blödem Auge und Sinn halb begriffen zu haben. Und dann, wenn man viele Jahre auf etwas gehofft hat, und die Erfüllung soll dann in zwei Monaten abgethan sein, so scheint das in keinem Verhältniß zu stehen. Als ich im 17. Jahr zum ersten Mal Lenau's Savonarola las, wurden mir zuerst einige Bilder aus dem alten Florenz lebendig. Später kam die Beschäftigung mit Dante, mit Michelangelo dazu. Nun ist also auch das — Gewesen. Noch steht mir ein ganz neues bevor: Venedig. Ich wollte, ich könnte von hier direct hingehen, statt noch ein paar Wochen von Ort zu Ort zu reisen. Wie sehne ich mich nach den Seebädern! Hoffentlich komme ich Anfang September hin.

Die große Hitze war durch ein starkes Gewitter am 28. etwas gemildert worden. Aber man kann dieser Auffrischung der Luft kaum froh werden, denn es läßt sich zugleich ein Schwarm von Erkältungen, Rheumatismen, steifen Hälsen, Fiebern nieder, die dem Monat August seinen üblen Klang geben. Bologna ist gesunder als Florenz, obwohl ebenso heiß. Da aber alle Hauptstraßen Bogengänge haben, so geht man immer im Schatten. Denkt Euch, welcher Luxus, eine Stadt von 100000 Einwohnern nach allen Seiten von Straßen mit solchen Hallen zu beiden Seiten durchschnitten! Welche Unzahl von Säulen! Ueberhaupt macht die Stadt einen sehr reichen und wohllebigen Eindruck. Von dem Dialect versteht man kein Wort. Sie scheinen sehr kräftig gebaut, was besonders auffällt, wenn man von Florenz kommt, wo die Bevölkerung, von Haus aus mehr zierlich angelegt, durch die Scropheln sehr heruntergekommen zu sein scheint. Wir (der Maler Behmer, den ich heut zufällig traf) theilten uns unser Erstaunen mit über die Photographien in einem Schaufenster; die Damen sahen aus, als ob sie bestimmt wären, Medeen oder Cleopatren auf der Bühne darzustellen, und Judithe, wenigstens figürlich auch im Leben, Männern ihre Köpfe nehmend.

In Florenz hatte ich meist eine sehr angenehme Tischgesellschaft. Der alte Heyse erschien gewöhnlich, und man hörte ihm immer gern zu, wenn er in gewählter Sprache, lebhaft accentuirtem Ausdruck theils von seinen leiblichen Gebresten, theils von Kunstwerken (manchmal auch von Politik, aber das war sein garstiges Lied), theils von seinen früheren Abenteuern erzählte. Darin ist er von unglaublicher Naivetät. Dann war da ein alter Baron Lipphardt, der mich gebeten hat, Prof. Röstell bestens von ihm zu grüßen. Er ist attachirt an die Großfürstin Marie, deren ausgewählte Gemäldegalerie er gesammelt zu haben scheint; er ist einer der ersten Kunstkenner. Sein Sohn ist Maler. Ferner ein Maler Gaul aus Wien, der die Venus Tizians in den Uffizien meisterhaft copirt hat, also daß ihm hier viel mehr dafür geboten ist, als sein Auftraggeber in Wien accordirt hatte. Endlich ein Maler Ihle aus Frankfurt, ein Vetter der Frau des O. M. R. Wild. Diesen werde ich wieder in Rom treffen. Auch Heyse gedachte Röstell's. Den Baron L. hatte R. glaube ich jüngst in Italien eingeführt.

Die Nachricht von Vilmars Tod kam mir unerwartet, bei seiner eisernen Constitution hätte man ihm noch manches Lebensjahr zusprechen können. Ich freue mich, daß ich ihn noch einmal länger gesprochen habe vor meiner Abreise, und in Frieden von ihm geschieden bin. Ich muß gestehen, ich freute mich darauf, ihn nach meiner Rückkunft noch einmal zu sehen, und ihm von den römischen Pfaffen zu erzählen. Ich habe nie vergessen, daß ich ihm die Grundlage fast aller meiner geistigen Interessen zu danken habe, wenn ich auch später nach eigenem Geschmack und Einsicht ganz andere Dinge auf diesen Grund gebaut habe, also, daß an eine geistige Gemeinschaft zwischen ihm und mir nicht zu denken war. Alles, was spätere sogenannte Lehrer mir gegeben, ist fast spurlos vorüber gegangen, und eine Reihe von Büchern sind mir unendlich werthvoller gewesen als jene Lehrer. — Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ihm, es sind jetzt grade

20 Jahre, der Marburger Pöbel nach dem Leben stellte, und wie man ihm einmal so stark eingeheizt hatte, daß er fort gehn wollte und unter Thränen von uns Primanern Abschied nahm. Wie hing ich damals an seinem Mund; mein Innres war ein unbeschriebenes Blatt, und widerstandslos dem übermächtigen Einfluß dieses mit so viel Wärme und Schärfe vorgetragenen Ideenreichthums preis gegeben. Damals sah man an ihm hinauf, wie an einem Riesen: sein Geist war ein unermeßliches Labyrinth von Gelehrsamkeit, Menschenkenntniß, Einfällen, Phantasie, feinen und heftigen Empfindungen. Hätte er doch diese letzten 18 Jahre seines Lebens in dem alten Kloster der Prediger Mönch bleiben wollen; er hätte dem Land viel Unglück, der Kirche viel Verwirrung, und sich so manche Irrungen erspart, die zum Theil seiner unwürdig waren.

Die florentinischen Mosaiken werden aus natürlichen Steinen zusammengesetzt[1]), die aus sehr weiter Ferne kommen; die Vorsteher der Anstalt haben Reisen gemacht, um dergleichen zu finden. Mit die herrlichsten Proben dieser Kunst sind im Palast Pitti; in jedem Saal stehen mehrere große Tische mit Arabescen, Stilleben, von denen einige hunderttausende kosten. Z. B. ein Stilleben mit einer Geige in natürlicher Größe, eine Tischplatte ganz aus lapislazuli zusammengesetzt. Auf solchen Tisch stellt man seinen Hut, legt seine Bücher und rekelt seine Ellbogen. Täglich von 9 bis 3 stehen diese Prachtsäle offen, und etwas zu bezahlen ist verboten. Die Galerie der Uffizien (wo die Tribuna mit der Venus von Medici, die Niobegruppen) ist durch einen langen Gang, der am Ufer des Arno her, über den Ponte vecchio, über mehrere Straßen her bis in die Gärten Boboli geht, mit dem Palast Pitti vereinigt; sodaß man also durch eine ununterbrochene

[1]) Die Schattirungen kommen in den Steinen selbst vor und werden geschickt arrangirt, sodaß sie der Zeichnung entsprechen. Die römischen werden aus Glas und Emaille gemacht.

Kette von Sälen und Corridoren voller Kunstwerke sich über einen großen Theil der Stadt hinbewegt. Die Galerie der Handzeichnungen ist grade über dem Ponte vecchio. Bei meinem ersten Besuch war ich in diesen Corridor gerathen, ohne von der Einrichtung zu wissen, ich glaubte mich in den Gängen der Uffizien zu bewegen; wie war ich erstaunt, als ich aus dem Fenster sah, und in die Bosquets der Gärten Boboli hineinsah, und mich weit jenseits des Arno fand.

In der letzten Woche war der größte lebende Schauspieler Italiens, Tommaso Salvini, in Florenz erschienen. Er ist ein Mann von riesiger Kraft, vollendeter körperlicher Begabung; und es ist tragisch anzusehen, wie er auf das, was die italienische Bühne von Tragödien hat (denn er giebt nur ernste Stücke) reducirt ist, und sich anstrengen muß, vor einem so gemischten Publicum und in einer ungeheuren Arena unter freiem Himmel, wo man auf den ersten Bänken seine gewaltige Stimme nicht immer ohne Anstrengung versteht. — Eine Novität war ein Ballet Firenze, nach dem Urtheil der Kenner das Schönste, das seit vielen Jahren vorgekommen. Es stellte die Geschichte von Florenz dar in 5 Epochen und Tableaux: 1. Die Zeit der Etruscer, Waffentanz auf der Höhe des alten Fiesole, Scene des Mucius Scävola im Lager des Porsenna, Pantomime. 2. dann die Zeit der Römer, eine Scene mit römischen Palästen und antikisirenden Tänzen; am Schluß verdüstert sich der Horizont, die Gothen kommen, es wird gefochten, und zuletzt ergreift das Feuer die Paläste, alles sinkt in Flammen und Schutt zusammen, und ein grauer Schleier senkt sich herab: die Nacht des Mittelalters. Dieser Schleier fällt, und das Florenz des 13. Jahrhunderts steht vor unseren Blicken, von einem waldigen Hügel gesehen, Tanz in mittelalterlichen Costümen. Dann folgt die Scene, wo die Florentiner den Duca von Athen vertreiben, indem sie ihre Glocken läuten; meisterhaft wurde jene Verhandlung dargestellt, auf der einen Seite der duca mit seinen

Rittern, auf der andern Seite die signori priori in ihren rothen Mänteln, wie sich der Disput allmählich erhitzt, die Bürger drohen, der Herzog auf seine Mannschaft trozt, bis die Sturmglocke ertönt, und dann plötzlich die ganze Stadt unter den Waffen steht, und er die Abdankungsurkunde unterzeichnet. Zuletzt erschien der große Hof der Uffizien mit einer Versammlung von Waffengattungen aller europäischen Nationen, ich glaube auch amerikanischer Rothhäute. Dies sollte wohl ein Verbrüderungsfest aller Nationen vorstellen, aber dafür war Florenz nicht der würdige Ort. Plötzlich verschwand die Wand mit dem Peristylium der Uffizien, und was stand da? Das Capitol von Rom, auf dessen großer Treppe ein riesenhaftes blondes Frauenzimmer saß, gefesselt, (als Roma) und als Kerkermeister von einem Bischof gehütet. — Natürlich nahm dieser alsbald mit seinem geistlichen Gefolge Reißaus, und die Fahnen aller Städte Italiens zogen auf.

Briefe adressirt von jetzt an: Milano, ferma in posta. Sollte einer noch nach Florenz gegangen sein, so wird er mir nachgeschickt.

An den Bruder

Mailand, den 28. August 1868

ICH schmeichelte mir mit der Hoffnung, hier eine poste restante von Dir oder einem andern Mitglied der Familie vorzufinden; da dies nicht der Fall gewesen ist, so will ich auch in Ermangelung eines solchen willkommenen Anknüpfungspunktes fortfahren, von meinen Reiseerlebnissen Bericht zu erstatten. Denn ich bin so glücklich, freilich um den Preis des unstetigsten und unruhigsten Lebens von der Welt, mehr zu sehen und zu erleben, als ich Zeit habe niederzuschreiben, und kaum Athem zu erzählen. — Du schriebst mir in deinem letzten von einem bevorstehenden Besuch

gewisser Persönlichkeiten in M. und versprichst mir unmittelbaren Bericht darüber; hoffentlich hält dich ein möglicher unerfreulicher Inhalt nicht ab, diese Absicht auszuführen; denn ich bin hier offenbar besser disponirt, die Streiche des Mißgeschicks zu pariren, als in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr, wo ich natürlich von allen Seiten mit nachholenden Berichten über das inzwischen gesagte und gesehene überschüttet zu werden hoffe.

Ich schrieb zuletzt am 11. dieses einen schnellen Brief kurz nach meiner Ankunft in Bologna. An jenem Tage habe ich (bis heute) den letzten deutschen Bekannten gesehen und das letzte deutsche Wort gesprochen. In Bologna habe ich ein recht ruhiges und behagliches Studienleben geführt, wie es einer so alten Weltuniversitätsstadt angemessen ist. Auch die Küche von Bologna, die beste, die ich bis jetzt in der Welt gefunden, hat mir geholfen, mich von den immerhin spürbaren Folgen der chaleurs sénégaliennes von Florenz zu erholen. Die Ueberfahrt von da nach B. gehört zu den furchtbarsten Strapazen, die ich in meinem Leben durchgemacht habe. Man hatte mit üblicher Gedankenlosigkeit die Wagen im Sonnenbrand stehen lassen, und als wir um 12 Uhr Mittags einstiegen, war alles Holz heiß, es war wie in einem Schwitzbad. Die Bahn von Florenz nach Bologna durchschneidet den Appenin, und man scheint mehr unter als über der Erde zu fahren; es sind 46 Tunnel. In diesen Tunneln war die Luft erstickend; die ganze Gesellschaft gerieth sofort in ein krampfhaftes Fächeln, und beim Heraustritt empfand man die Nachmittagsluft wie frische Kühle. Ich saß neben einem Bologneser, ich glaube einer Art Steuerinspector, der pensionirt worden war und in Florenz irgend eine Beschwerde beim Minister hatte führen wollen, und dieser nannte mir eine Familie, bei der ich ein bescheidenes Zimmer und freundliche Aufnahme finden werde. Sie stammten aus der Romagna, bei Ravenna, Namens Marescotti, und waren allein, da ihre Kinder auswärts lebten. Gleich den Abend meiner Ankunft

machte ich mit ihnen und einem Besuch einen Gang zu einem grandiosen Feuerwerk, das die Stadt auf der Montagnola veranstaltete zur Erinnerung an die vor neun Jahren erfolgte Vertreibung unserer Landsleute, der Oestreicher, durch die Bologneser. (Beiläufig bemerkt ist die Stimmung der Italiener gegen die Oestreicher sehr umgeschlagen, namentlich die Lombardei und Venedig haben unermeßlich eingebüßt in materieller Beziehung. Am schlimmsten sind die Neapolitaner und Sicilianer auf das regno zu sprechen; ihnen haben sich in letzter Zeit die Piemontesen angeschlossen. Am treusten sind noch die Romagnolen und die Umbrier, weil diese die Abscheulichkeit des Priesterregiments zu lebhaft im Gedächtniß haben.)

Bologna ist überaus reich an schönen Palästen, an denen man einen ganzen Cursus der Architectur von der Gothik bis zum Stil des Cinquecento machen kann. Der übliche Ziegelbau begünstigt eine sehr reiche und feine Ornamentik, und es giebt Paläste und Kirchen der Frührenaissance, wo alle erdenklichen Bauglieder, Zierrathen verwandt sind, die einen Bau reich und sprechend machen können. Zuweilen ist jede Quader facettirt, ja an einem sind die Quadern zu Rosetten ausgearbeitet. Eine stattliche Galerie ist besonders geeignet, die bolognesische Schule der Caracci kennen zu lernen. Das Schöne an diesen Galerien von Perugia, Siena, Parma, Florenz ist, daß die städtischen oder landschaftlichen Schulen selbst die Kosten des Inventars großentheils bestreiten. Das Kleinod dieser Pinakothek, und das über dieselbe einen Glorienschein verbreitet, ja über ganz Bologna, ist die heilige Cäcilie Raphaels, das bekannte von Raphael für eine Kirche von Bologna gemalte Bild, (vergl. das Gedicht Chamissos von der Uebersendung, dess. Terzinen); ein Bild, welches auf überraschende Weise zeigt, was Raphael, wenn es ihm darauf ankam, für eine Kraft der Farben und der Modellirung zu Gebote stand. Dieses Bild thut der ganzen Galerie einigen Schaden, da es alle herabdrückt; und da es auch

eine so hohe Glut der Empfindung hat, so fühlt man sich geneigt, auf die Werke der Bologneser, die bei großer Beherrschung des Technischen eine große Kälte nicht verläugnen, das Wort des Apostel Paulus, das Raphael gewiß bei der Darstellung vorgeschwebt hat, anzuwenden: Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete u. s. w. Als ich mich einige Stunden in den andern Sälen aufgehalten hatte und mich in den Saal der heiligen Cäcilie zurückwandte, sah ich die große und massive Figur des Malers Behmer auf einem Stuhl in der Mitte des Saals sitzen, noch etwas reisematt, und in den Anblick des Bildes vertieft. Um nicht auf mich anwendbar zu machen das Bekannte: „daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß", zog ich mich wieder zurück, aber erst nach einer Stunde war die hohe Contemplation zu Ende, wo er mir dann seine Bewunderung ausschüttete und sich einen großen Herrn wünschte, der ihn nach einigen Jahren nach Bologna schickte, um das Bild zu copiren. Er reiste aber schon den Tag weiter.

Die Kirche San Petronio, in der die Bologneser den Florentiner Dom überbieten wollten, ist unvollendet geblieben, und die Fassade, die oberhalb des Thürgeschosses rohe Backsteinmauer ist, macht einen düsteren Eindruck. Gegenüber ist der Palast, in dem die Bologneser 22 Jahre lang den König Enzio gefangen gehalten haben; die Fassade ist im 15. Jahrhundert hinzugebaut, dagegen der romanische Thurm hat wahrscheinlich dieselben Arcaden, aus denen er sehnsüchtig in die Ferne geschaut hat. Eine lange Inschrift an seinem Denkmal in San Domenico, das mehrmals, zuletzt im Anfang des vorigen Jahrhunderts erneut ist, meldet mit Stolz, wie die Bologneser diesen ihren Feind zwar gefangen gehalten, aber 22 Jahre lang wie einen König bewirthet haben; und wie sie weder den Drohungen noch der Bitte seines Vaters, des Kaisers, nachgegeben haben, der ihnen soviel Gold versprochen, als hinreichte, die Mauern Bolognas mit einem Ring zu umspannen.

Unter dem siebenten Pfeiler der Halle spielt jeden Abend ein Marionettentheater, geleitet von Filippo Cucchi, pubblico marionettista; ich habe es einige mal mit angehört, auch um den seltsamen Bologneser Dialect kennen zu lernen, der die Endvocale abwirft, aus o au und u macht und keineswegs schön klingt. Das eine Stück erzählte, wie Foggiolino (der bologneser Pulcinell) von einem Lord Biron in Athen vernimmt, der zwei Töchter habe, darunter die eine, brutta e cattiva, der ihr bekümmerter Vater, um diesen Teufel los zu werden, 2 Millionen Mitgift ausgesetzt hat. Er erscheint als principe di Tramontana in Athen, der Vater macht ihn auf alle schlimmen Eigenschaften der Miß aufmerksam, Foggiolino aber weiß sich in Respect zu setzen, unterschreibt freilich alle die von ihr gestellten übermüthigen Bedingungen (darunter auch die Pflege ihres Schooßhundes), erzieht sie aber in der Folge mit Glück u. s. w., ersticht den ami.

In den ersten Tagen hatte man in Bologna, das im Sommer für heiß gilt, viel auszustehn, in der letzten Zeit aber trat eine Abkühlung ein, und jetzt ist das schlimmste vorbei. Eins der Wunder von Bologna ist der vom Thor di S. Isaia nach einem hohen eine Stunde entfernten Berge mit einer stattlichen Kuppelkirche und einem Wallfahrtsbild führender ununterbrochener Bogengang, eine Partie, zu der mich mein Wirth ‚eifersüchtig' die Glorie Bolognas anerkannt zu sehen, fast gezwungen hat. — Die Bolognesen sollen die Fremden nicht gern sehen. Vor kurzem ist eine Falschmünzergesellschaft (oder vielmehr Banknotenfälscher) entdeckt worden, bei der der ersten Personen einige, darunter ein Conte Mattei, compromittirt sind. Außerdem ist ein Erbstück aus den päbstlichen Zeiten, die Comorra verbreitet; so nennt man geheime Bünde, die den Zweck haben, ihre Mitglieder in allen Stücken zu fördern und den Gegner zu schrecken, zu schädigen und nöthigenfalls zu amazziren, z. B. einen Kaufmann, der Preise oder irgend eine Art der Industrie eröffnen wollte, die Mitgliedern Schaden bringen; oder

einen, der einem Comorristen Verdacht zu Eifersucht gäbe; es kommt dann so weit, daß sie ein förmliches Abgabesystem durchführen und durch Furcht aufrecht erhalten. Der Fremde merkt natürlich von alledem nichts.

Am 20. August ging ich weiter nach Modena. Die Galerie, aus der bekanntlich hundert der besten Bilder vom Kurfürst August gekauft sind und den Kern der Dresdner Gallerie bilden, ist noch immer sehenswerth. Heutzutage würde man eher eine Provinz kaufen können, als eine solche Galerie. Das bedeutendste jedoch, was Modena besitzt, sind die in mehreren Kirchen zerstreuten Gruppen lebensgroßer Figuren (Kreuzabnahme, Pieta, Presepe) von einem Modeneser Bildhauer des 16. Jahrhunderts, dessen Sachen fast nur hier sind, Begarelli. Als ich Gelegenheit hatte, vier Stunden auf Piacenza zu verwenden, verfehlte ich nicht, San Sisto aufzusuchen, wo bis vor 115 Jahren die sistinische Madonna war. Es ist eine sehr alte Basilika mit langem gradlienig abgeschlossenen Chor. In der Mitte dieser Chorwand erblickt man gleich beim Eintritt das Bild, innerhalb eines monströs großen, aus Schnörkelarabesken bestehenden und echt vergoldeten Rahmens. Es ist eine gute Copie.

Dann war ich drei Tage in Parma. Da habe ich nun Corregio in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen und genossen. Beiläufig gesagt, frage ich mich manchmal, was ich eigentlich früher über solche Dinge habe sagen können? Ueber nichts freue ich mich dann mehr, als daß ich das Zeug nicht habe drucken lassen. Es würde mir diese Reise auf Schritt und Tritt verbittern. Die zwei Kuppeln sind beide verhältnißmäßig eng, — in romanischem Stil. Die kleinere in St. Johann, die auch ihr Licht nur durch ein paar kleine runde Fenster in der Trommel erhält, hat er mit den 13 riesigen Gestalten der Apostel und des zum Himmel schwebenden Heilands ganz ausgefüllt. Diese Gestalten, die überaus breit und kräftig gemalt sind, sind imposant; nur würde man sie nicht für Apostel

halten, sondern etwa für Berggeister, die auf einem Kranz von Gipfeln unzugänglicher umwölkter Alpen sitzen und Rath halten. In die andere Kuppel bin ich hinaufgestiegen. Man sieht durch vier Luken in die Kuppel hinein. Hier hat er eine Ballustrade gemalt, vor der die zwölf Apostel stehen, während auf derselben (flügellose) Engel herumspaziren, Candelaber anzünden, anmuthig gelagert sind. Etwas bezauberndere als diese Figuren kann man sich nicht denken, das Auge kann sich nicht losreißen, und sie berauschen die Phantasie. Was aber dann folgt, ist einer der seltsamsten Einfälle, die es giebt. Es ist ein großer Wolkenring, in den zahllose Engel sich hinein- oder hinaufstürzen, etwa wie Schwimmer auf ein gegebenes Signal sich kopfüber in einen Fluß stürzen. Auf diesen Wolken schwebt die Madonna empor. — Die zwei Haupttafelbilder, die Parma noch hat, der heil. Hieronymus und die Madonna delle Scodelle, sind von einem blendenden Licht, einer Durchsichtigkeit der Farbe, von einer Anmuth in einzelnen Figuren, die sie zu einem der wonnigsten Anblicke machen, die die Künste aufzuweisen haben. —

Noch eins. Es fiel mir letzthin wieder ein, daß es doch schön gewesen wäre, wenn du dir das Opfer auferlegt hättest, mit Rikchen italienisch zu treiben. Von Zeitverlust kann bei einem solchen Sprachvirtuosen nicht die Rede sein. Die Theilnahme deiner lieben Helene, die wenn ich nicht falsch gehört habe — oder ihre Schwester — bei Mademoiselle Ilse Unterricht gehabt hat, dürfte dir die Langeweile dieser Beschäftigung etwas gemindert haben. Ich glaube nicht, daß du, aus brüderlicher Sorge um Rikchens durch geistige Ueberanstrengung vielleicht leicht angegriffene Nerven, zu fürchten brauchtest, sie brauche das nicht zu wissen; sie müsse nicht so viel fragen, u. s. w. Ich glaube eher, daß man es möglichst ermuthigen und fördern sollte, wenn Frauenzimmer, die ihre natürliche Bestimmung noch nicht erreicht haben und in der damit verbundenen Freude, Sorgen und Pflichten eine Ausfüllung ihres Daseins

gefunden haben, die viele leere Zeit, die ihnen vielleicht nicht was äußeres Thun, aber was Denken und Innenleben betrifft, übrig bleibt, mit Beschäftigungen der Literatur, Sprachen, Künste oder, wenn sie stark genug dazu sind, Wissenschaften ausfüllen. Was bleibt ihnen sonst, sich über die Misère des Lebens, den Klatsch, die Verbitterung, die Frömmelei zu erheben! Wir haben Aemter, literarische Ziele, die unsere Gedanken ausfüllen, unserem Ehrgeiz Nahrung geben und die sich stets ablösen, wir haben planmäßige Kopfarbeit; sie sind dem Nachhängen über unerfüllte Wünsche, getäuschte Hoffnungen, unverdiente Zurücksetzung des Schicksals hülfslos preisgegeben. Wie hart sind wir oft in Beurtheilung ihrer Fehler, statt daß wir etwas dazu thun sollten, ihnen die Mittel in die Hand zu geben, die sie davor schützen. Und statt dessen sprechen wir von Blaustrümpfen; da es doch für einen gebildeten Mann nichts köstlicheres giebt, als den Umgang mit einem wirklich gebildeten Frauenzimmer. Auch erinnere ich mich nicht, daß du es bei deiner Braut als einen Fehler entschuldigen zu müssen geglaubt hättest, daß sie englisch und französisch spricht und Musik versteht. Warum also das, was wir gebührend zu würdigen wissen, wenn es uns in einer Person entgegentritt, die uns mit unbedingter Verehrung gegenübersteht; warum das da verachten zu können glauben, wo es uns etwa unbequem wird. — Solcher Aufmunterung und Anleitung bedarf besonders Rikchen, die sich keine isolirte anhaltende Application zumuthen kann, dagegen mündliche Belehrung sehr dauernd, tief und dankbar aufnimmt. Entschuldige diesen brüderlichen Sermon mit meiner brüderlichen Liebe.

Als ich mich auf der Brera in das Fremdenalbum einschrieb, fragte mich der . . . (des Namens entsinne ich mich augenblicklich nicht) ob ich der Herausgeber des Bundehesch sei. Ist das Werk denn erschienen, so daß es schon hier sein kann? Ich habe vorläufig auf calendas graecas verwiesen.

In Mailand bleibe ich 10 bis 14 Tage. Meine Wohnung ist Via

Visconti 19,2° piano. Briefe jedoch ferma in posta. Indeß wird es besser sein, die nach Empfang dieses abgehenden gleich nach Venezia, ferma in posta zu adressiren, wohin ich mich von hier in kurzer Unterbrechung begebe.

An die Seinen

Mailand, den 12. September 1868

IHR werdet erstaunt sein, von mir noch zu dieser Zeit einen Brief aus Mailand zu bekommen, das ich nach meinem ursprünglichen Plan längst verlassen haben sollte, jetzt aber stehe ich wirklich am Vorabend der Abreise und möchte eine ruhige Stunde benutzen, Euch einige Kunde von mir zu geben, da ich auf der langen Linie durch die Lombardei und Venezien, und in den vielen Orten, die ich alle nur auf kurze Zeit berühren werde, keine Zeit zum Schreiben finden dürfte. Auf der Mailänder Bibliothek habe ich nichts für meine Zwecke gefunden; unerwartet war mir der Reichthum der Galerie der Brera, wo fast lauter bedeutende Werke sind, recht zum Studium der norditalienischen Schulen gemacht, die mir bisher ganz unbekannt waren. Ich muß gestehen, daß ich dies Studium etwas sehr in die Länge gezogen habe, zu sehr für die begrenzte mir noch übrige und auf so viele Orte zu vertheilende Zeit; ich beruhige mein Gewissen damit, daß von diesen drei Mailänder Wochen die Hälfte als ein der vorjährigen Villeggiatur in Sorrento und Capri entsprechendes dolce far niente angesehen werden kann, erlaubt nach dem seit dem April ununterbrochenen Herumziehen, Bibliotheken ablaufen, Tagebücher redigiren und Florentiner Fieberluft. Ich habe die Abreise ohne eigentlichen Plan immer so hinausgerückt, und die Zeit verfließt hier so leicht. — Mailand ist die modernste italienische Stadt,

die ich bisher gesehen habe; durch die Zerstörung Barbarossas und in der durch die Franzosen am Ende des 15. Jahrhunderts hatte es seinen alterthümlichen Character verloren, und die neuen Theile erinnern an das moderne Paris und Berlin; und so ist auch das Leben, unruhig, aufregend, geistig regsam und vergnügungssüchtig; Langweile kann hier nicht aufkommen; das tägliche Leben nimmt einen Morgens in seinen Strudel auf, und ohne daß man zur Ueberlegung, Berathschlagung und Besinnung kommt, ist die Nacht da, die einen müde vom Sehen und Hören in die einsame Kammer absetzt. Darin ist Mailand merkwürdig verschieden von Florenz, das so unermeßlich reicher ist an Bauwerken, Statuen, Malereien vom höchsten Kunstwerth, wo aber das stockende Leben der Gegenwart sich in einer gewissen Langeweile sichtbar macht. Florenz ist eine Weltstadt des Mittelalters, eine gewaltige Todtenstadt, in die sich später eine kleine Residenz eingenistet hat; in den letzten Jahren hat man es zur Hauptstadt eines großen Reichs gemacht, und seitdem scheint sich ein dritter Character zu entwickeln. — Es wimmelt hier von Schweizern und Deutschen; ich habe niemanden von Landsleuten gesprochen, als einmal jenen Dr. Rühl auf der Durchreise nach Deutschland, der mit mir in der Villa Schmidt wohnte. Außerdem sah ich den kürzlich nach Würzburg berufenen Prof. Studemund, einen äußerst begabten Philologen, der den Codex rescriptus des Plautus auf der Ambrosiana nach einem von ihm erfundenen System herausgiebt, und den Gajus in Verona; er hat solange in Mailand und der hiesigen Gesellschaft gelebt, daß es ihm wie eine zweite Heimath ist. (Sollte der Dr. Benndorf einmal nach Marburg kommen, der jetzt in Göttingen habilitirt ist, so bitte ich dich, lieber Ferdinand, ihn sehr warm zu halten; ich habe in Rom mit ihm auf einem Zimmer gewohnt, und er hat mir im Sommer vorigen Jahres bei einem Vorfall, den ich euch aber erst nach meiner Rückkehr erzählen will, aufopfernde Freundschaft bewiesen.) Mit

Ausnahme der zwei Tage, wo ich jene beiden traf, habe ich keine Landsleute gesprochen, mit Ausnahme vor einigen Tagen den Herrn v. Lipphardt, der die Sommer mit seinem Sohn in Genua zubringt, und einen Kunstausflug nach der Lombardei machte. Ich habe mit ihm sehr belehrende Wanderungen durch die Gemäldesäle der Ambrosiana und Brera gemacht. Sonst bin ich durch die Dame, die mir ein möblirtes Zimmer vermiethet hatte, viel in italienische Gesellschaft hineingekommen; besonders auch den Kreisen der Oper angehörige, und da diese für mich neue Sphäre mir so manchen Reiz zur Beobachtung gab, abgesehen von der Annehmlichkeit einer keineswegs steifen und förmlichen Geselligkeit, so mag auch dieser Umstand dazu beigetragen haben, mir die Abreise als weniger dringend erscheinen zu lassen. Vielleicht werde ich einmal versuchen, wenn ich Mailands Atmosphäre entrückt sein werde, euch einige Bilder dieser Gesellschaft zu senden; jetzt liegt es mir noch zu nahe. Natürlich sind die Theater Mailands nicht grade vernachlässigt worden, zumal da meine padrona mit einer Sängerin aus Turin zusammenlebt, die zuweilen auf dem einen Theater auftrat. — Den größten musikalischen Genuß, den ich in Italien gehabt, gewährte mir die hier zum ersten Mal in Scene gesetzte Oper Dinorah von Meyerbeer, dieses zauberische Idyll, bei dem ich mich immer habe fragen müssen, wo er diese Fülle nie gehörter Motive hat hernehmen hönnen, Melodien, die überaus schwer in der Ausführung und für das Verständniß, doch bei dem ersten Hören einen so unbeschreiblichen Reiz ausüben, daß man unwiderstehlich nachgezogen wird, sie immer wieder aufs neue zu hören. Die Hauptrolle ist Shakespeare's Ophelie in Töne übertragen: es ist der Irrsinn in kindlich naive Anmuth verkleidet, es ist halb Elfenkönigin, halb Hirtenmädchen. Das Spiel der primadonna, deren Namen übrigens auf nordische Abstammung hinwies, war von einer Leichtigkeit und Beweglichkeit, daß Cadenzen von haar-

sträubender Schwierigkeit wie der natürliche Gesang eines Vogels herauskamen. Besonders die Arie, wo sie ihren im Mondschein hervortretenden Schatten anredet, und ihn bittet, sie in der Einsamkeit der Wildniß, in der sie umherirrt, nicht zu verlassen —

ombra leggiera
non t' involar
non te n' andar, no, no.

berührt die tiefste Nerve, und man spürt den Eindruck noch Tage lang. Was für ein großer Dichter in der Musik! Von dem Interesse des hiesigen Volks an der Musik könnt ihr euch eine Vorstellung danach machen, daß im Hochsommer drei Häuser (und zwar täglich) Opern geben, darunter eins vom ersten Rang. Und dann noch die vielen Theater für Drama und Volkslustspiel. Basta!

Dreimal bin ich während meines Aufenthaltes hinaus nach S. Maria delle Grazie gewallfarthet, zu dem großen Werk Leonardo da Vinci's. Es ist allerdings ein herzerschütternder Anblick. Von dem Zustand macht man sich schwer eine Vorstellung. Von fern betrachtet erscheint es ganz erträglich; da die Farbentöne, freilich durch Uebermalung, erhalten sind; ja es macht einen besseren Eindruck, als viele ganz erhaltene Fresken, wegen der Tiefe und Wärme der Oelfarben. Tritt man aber näher, welche Zerstörung. An unzähligen Punkten hat sich die Farbe abgeblättert; $^3/_4$ der Figuren sind überall, einige frech und pöbelhaft überschmiert, z. B. Thomas, (der den Zeigefinger erhebt,) ist ein wahres Spitzbubengesicht. Bei dem letzten rechts, der (mit den 2 Nachbarn) bei der letzten Uebermalung verschont geblieben ist, sieht man nur die ganz unbestimmten Contouren des Profils und matte Flecken, die Auge, Mund, Nase bezeichnen. Man sieht in Kapellen, Sacristeien häufig in Italien Fresken des 14., 15. Jahrhunderts, die nachdem sie 300 Jahre lang der Luft und dem Tageslicht ausgesetzt waren,

überweißt und nach wieder hundert Jahren unter der Tünche herausgekrazt wurden; und die in aller ursprünglichen Farbenpracht leuchten, und bei denen kein Pinselzug verloren gegangen ist. Durch die Oelfarbe ist Leonardos Werk zu Grunde gegangen. Man begreift aber nicht, warum er zu dieser Farbe griff. Abgesehen von der feinen detaillirten Ausführung, die nur hier möglich war, mag er diese Tiefe und Wärme des Tons für angemessen der Würde und Feierlichkeit des Gegenstandes gehalten haben.

Der Dom ist, man kann wohl sagen, ein Zug, und ein sehr wohlthuender Zug im Mailänder Leben. Im einzelnen betrachtet, — was die Formen betrifft, — ist er eines der unerfreulichsten Werke mittelalterlicher Baukunst, und hält mit den Bauwerken von Siena, Orvieto keinen Vergleich aus, geschweige denn mit unseren rheinischen Cathedralen. Aber als Ganzes wirkt er von innen und außen unbeschreiblich, und mehr als irgend eine andere als Kunstwerk viel höher stehende italienische Kirche, mit Ausnahme der Peterskirche. Die italienische Fassade (ohne Thüren), die 5 Schiffe mit dem wenig erhöhten Mittelschiff würden schwer sein, wenn nicht der weiße Marmor, der nur unten etwas geschwärzt ist, dem ganzen etwas Immaterielles gäbe. Einen ähnlichen Charakter hat die Peterskirche im Innern, wo ebenfalls nur heller Marmor, in Wirklichkeit aber in Nachahmung, angewandt ist, mit einem Ueberfluß von Licht.

Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, seit ich nichts von euch gehört habe. Wenn ich wüßte, wo Rikchen jetzt ist, würde ich an sie speciell geschrieben haben; aber mein nächster von Venedig aus soll ihr gehören. Ich wollte, ich hätte diese lange Linie hinter mir, und säße in einem alten Palazzo mit Wasser zu meinen Füßen in piu spirabil aere, wie es bei Manzoni heißt.

Viele werden mich für einen Thor halten, daß ich die Gelegenheit vorbeigelassen habe, nach Genua und an die Seen zu gehen. Aber da ich hier nichts zu lernen u. s. w. habe, und für einen

Aufenthalt, wie ich ihn allein liebe, wo man sich in den Geist des Orts einlebt und einen bleibenden Gewinn mitnimmt fürs Leben und die Erinnerung, meine Zeit nicht ausreicht, so habe ich lieber ganz verzichtet. Die Seen habe ich nicht besucht, weil es mir zu melancholisch ist, Gebirgsreisen allein zu machen. Man kann nicht den ganzen Tag Naturschönheiten schlürfen, und der größte Theil der Zeit füllt sich mit einem ennui, einem Trübsinn, einem Stocken der Gedanken und Empfindungen, daß man auf solchen Touren immer nach dem Staub und Tosen der Stadt zurückverlangt. Es ist natürlich hier ganz anders, wie etwa in Capri, Ischia, wo man inmitten stiller Städtchen und Dörfer und wie in Familie wohnt. An den Seen wohnten jetzt die Mailänder nicht nur, sondern auch die Aristocratie des Auslands, und außerdem zirkuliren da die abscheulichen Touristenschwärme, denen ich ausweiche, wie der Pest.

Ich muß mir wirklich recht Geduld vorpredigen, daß ich noch bis Venedig warten muß auf Briefe. Hoffentlich finde ich zwei, und mit den besten Nachrichten von eurer Gesundheit, Reisen, Geselligkeit u. s. w.

An die Schwester

Venedig, den 25. September 1868

DER 24. September hieß der glückliche Tag, der mich nach Venedig brachte; und du wirst es mir hoffentlich gebührend anschreiben, daß ich gleich am folgenden Morgen, statt die ersten Frühstunden zum Streifen zu benutzen, mich niedersetze, dir dieses Ereigniß zu verkündigen. Wie ich wünschte und hoffte, sitze ich wirklich in einem alten palazzo, ziemlich nah über dem Wasser, zwar nicht an der offenen See, oder am großen Canal, sondern

an einem kleineren, aber mit malerischen Blicken auf alte Paläste mit den bekannten geschweiften Spitzbogenfenstern und Loggien gegenüber und zu beiden Seiten, Gondelgeplätscher u. s. w.

Wenn man sonst in eine Stadt oder Gegend kommt, die man viel beschrieben, besungen, gemalt gesehen hat, so wird man gewöhnlich etwas ernüchtert, indem das Gesehene nicht ganz zusammenfällt mit dem, was die Phantasie oder die Kunst daraus gemacht hat. Vielleicht ist es etwas viel bedeutenderes; aber dafür muß sich der Sinn erst bilden. Ferner trifft es sich gewöhnlich, daß man sich namentlich Gebäude nach Bildern, auch Photographien, viel größer vorstellt, so am auffallendsten bei Pompei, Pästum. Die Ansichten Venedigs sind verbreitet durch die herrlichen Veduten Canalettos, der sich seine Manier ganz an den malerischen Eindrücken Venedigs gebildet hat. Aber ich muß sagen, als uns die Eisenbahn (die auf einem Steindamm vom festen Lande und ununterbrochen bis in die Stadt geht) am Canal grande absetzte, und wir im Sonnenglanz (der erste sonnige Tag nach einer trüben Regenwoche) bis an den Rialto hinauffuhren, kam mir das alles nicht nur völlig neu und unerhört vor, sondern viel größer, phantastischer, malerischer, lichter, als ich mir eingebildet hatte. Befremdet starrt man das ganz sonderbare an, eine große Straße, in der statt des Pflasters die Wogen des Meeres. Wie soll ich aber den großen Marcusplatz am Abend beschreiben! Als ein bläuliches Mondlicht alles übergoß, und die Reihe von hunderten von Bogen noch unermeßlicher erscheinen ließ, und in der Mitte eine Regimentscapelle ein Concert gab. Wahrlich wer Venedig nicht gesehen hat, dem fehlt ein wesentlicher Zug im Bilde Italiens. Es ist alles angehaucht von dem Riesenhaften und dem Phantastischen des Orients. Armes Bologna, Siena, Neapel, Florenz mit ihren großen Plätzen. Nur der St. Petersplatz bewahrt seine Superiorität, und die Beleuchtung am Ostermontag kam mir in den Sinn, obwohl das etwas ganz anderes ist. Orientalisch ist freilich auch

neben dieser Größe und Pracht die Enge und der Verfall. Ich habe gestern im Suchen nach einer Wohnung den Theil westlich vom Marcusplatz und Rialto nach allen Richtungen viele Stunden lang durchstrichen. Es ist ein ungeheurer Ghetto, nur viel labyrinthischer und enger als einer der mir bekannten, dessen Gassen uns zuweilen in einen kleinen Platz mit wunderlich überladen ornamentirten Prachtbauten abwerfen. Es ist, als bewegte man sich zwischen den eng gestellten Buden eines Bazars, eines Jahrmarkts. Tritt man dann auf eine der zahlreichen kleinen Brücken und sieht einen Canal hinunter, so wird man betroffen von dem Anblick der Oede und Todtenstille. Die Häuser kehren diesen Canälen ihre künstlerisch reiche Seite zu; aber man sieht selten eine Menschenseele am Fenster; und alles ist im Verfall, lange Jahre sich selbst überlassen. Alles ist so malerisch: es bleibt so gar nichts übrig zu arrangiren, wegzulassen, zu verbessern, daß man meint, das alles müßte von Malern erfunden sein; und doch, wie sehr bleibt alles hinter der Wirklichkeit zurück, was sie hier herausstudirt haben —! — So viel für heute von Venedig, wo ich einen Monat zu bleiben hoffe; es ist schon alles bezahlt, und von den 1500 fr., mit denen ich im April die Reise von Rom aus antrat, sind noch 350 übrig, mit denen ich bis Rom (Anfang November) auszureichen hoffe. Briefe poste restante; meine Wohnung (für den Fall, daß ich verloren gehen sollte) Corto Minelli No. 1871, bei Campo San Fantino.

Ich schrieb zuletzt am Tag vor meiner Abreise von Mailand. Von da an bin ich von Ort zu Ort gereist, habe Bergamo, Brescia, Verona, Mantua, Vicenza und Padua gesehen. Einige Male wurde nicht nur die Heiterkeit sondern auch das Besehen gestört durch anhaltende Regengüsse, auf die das eine Paar Stiefel, das ich seit Florenz mitführe, nicht berechnet ist. Ich mache diese Reise nach einem Plan, der gewiß wenige Vorgänger hat, aber auf practische Erfahrungen basirt ist. Ich führe nur die kleine Reisetasche von

Tantens kunstreicher Hand und den Shawl mit. Die Wäsche ist auf so wenig reducirt, daß nur eben die Hälfte immer bei der Wäscherin ist, und die andere Hälfte auf dem Leib. — Wenn die Sohlen durchreißen, bleibe ich einen Nachmittag zu Hause, und den nächsten Morgen bringt mir der Schuhmacher neue. Gasthöfe betrete ich nur, wenn ich den dritten Tag an einem Ort bleibe. — Eine Unannehmlichkeit fängt jetzt an, sich heraus zu stellen, die langen Abende. Hier gedenke ich mir mit der Aufzeichnung meiner Bemerkungen auf der Reise durch die Lombardei zu thun zu machen, und ebenso alles, was ich tags über sehe. Denn jeden Abend in die Oper zu gehen, wie in Mailand, bin ich nicht gesonnen; sie fängt zu spät an, und wenn man um 1 Uhr nach Hause kommt, geht zu viel vom Morgen verloren.

Die Stadt Bergamo liegt theils in der Ebene, theils auf einem sehr hohen Berg; das Steigen kam mir endlos vor; durch schöne Kastanienalleen im Zickzack. Oben ist alles uneben und eng. Es giebt nichts melancholischeres, als aus einer großen lebendigen glanzvollen Stadt in ein solches paese (wie die Italiener sagen) zu kommen; man meint, die umgebende Luft, der weite Himmel über uns schnürte sich zu winzigen Dimensionen zusammen. In Mailand frühstückt man in Hallen wie die Kursäle in Homburg und Baden; die Mailänder haben einen Glaspalast gebaut, dessen Kuppel von 160 Gasflammen beleuchtet wird, und für den ganze Quartiere eingerissen sind; hier sind die ersten Läden und Cafés, und man tritt heraus auf den Domplatz.

In Brescia traf ich unerwartet wieder den Dr. Lipphardt, der mir auf der Straße entgegenkam und ganz außer sich war über die herrlichen Gemälde des Moretto, die hier in den Kirchen zerstreut sind (ein Hauptbild hat das Städelsche Stift). Er schrieb mir eine ganze Reihe auf, von denen in den Führern nichts steht. Ein ganz besonders distinguirter Maler, in seinen Gestalten sowohl (die nur oft einen etwas trüben Blick haben), wie in seinen Farben;

und dabei von einer Sorgfalt und Durchbildung, die selten ist. In einem Bild ist ein Erzengel Michael, vor dem sich der des Raphael und des Guido schämen müssen, es ist ein ganzes Buch von Poesie und schwärmerischer Lyrik darin.

Am unglücklichsten traf ich es in Vicenza, der Stadt Palladios, wo gegen Mittag ein Gewitterregen ausbrach, und mich hinderte, die Gebäude zu sehen. Ich mußte mich begnügen, in Cafés gegenüber den bedeutendsten, wie der Basilica, Posto zu fassen; der Platz dazwischen war ein Spiegel von Wasser, und die Leute in der Nähe behandelten das düstere Thema von Capo d'inverno!! Zum Glück hatte ich am Morgen die Bildergalerie gesehen, so daß ich doch nicht ohne Ertrag fortging.

In Verona war ich so glücklich, den liebenswürdigen Studemund zu treffen, der mit einem Vortrag für den Philologencongreß in Würzburg beschäftigt war, und durch die Nachricht von dem Tod seiner einzigen Schwester im Kindbett sehr erschüttert war. Er ist im Begriff, seine Professur anzutreten, und hat das Privatdocententhum eigentlich nur probirt, da er jahrelang mit seiner großen Arbeit in Verona und Mailand beschäftigt war. Ich fand einen aufmerksamen Hörer, wie ich ihm aus den Schätzen der Erinnerung meines sechsjährigen Universitätslebens auskramte. Seine Besorgnisse vor der Rückkehr aus dem freien Leben Italiens in jene engen Verhältnisse mit ihren Rücksichten waren übrigens kaum zu steigern. Hier kann man in einer Stadt mehrere Wochen leben, ohne daß jemand den Namen kennt oder bestimmt weiß, ob man ein Russe oder Deutscher oder Franzose ist, und doch ist man wie zu Hause, gut aufgehoben in jeder Beziehung, mit täglich neuen Bildern der Vergangenheit, des Lebens. Die Italiener, die andere Begriffe vom Lebensgenuß haben, als wir, wundern sich häufig, wie man sich auf diese Weise „divertiren" könne, mit Ablaufen von Kirchen, Palästen, Bibliotheken, und höchstens etwas opera und ballo. Dieses nennen sie ein Leben, wie es Sant'An-

tonio geführt habe, und selbst dem sei es schwer geworden, obwohl er in die Wüste gegangen. Wenn sie sich nun erst eine Anschauung von dem Leben eines deutschen Privatdocenten verschafften! Freilich auch Frau Noll erklärte, sie würde lieber sterben wollen, als so leben, wie ich in jenem schönen Gartenhaus Jahre lang lebte. Neulich erzählte mir Dr. Rühl, daß das brave Weib mir für den Fall meiner Rückkehr ein Zimmer reservirt hat. Man grüße sie gelegentlich.

Padua war die erste italienische Stadt, die ich sah, freilich nur auf einige Stunden. Ich glaube, ich habe euch damals den Eindruck geschrieben, den mir diese Arcaden, diese Paläste mit ihren langen Galerien, die malerischen Costüme machten. Ich glaubte damals, ein paar Wochen seien nöthig, das alles zu sehen und zu fassen. Jetzt nach Bologna, Siena u. s. w. konnte ich das kaum noch begreifen. Du kännst daran sehen, wie characterlos unsere nordischen Städte sein müssen. Es giebt natürlich auch langweilige hier, z. B. Pisa.

Das inzwischen Erlebte hat mir Mailand so aus dem Sinn gebracht, daß ich fast vergessen habe, dir von der Gesellschaft zu erzählen, mit der ich dort in Berührung kam. Ich fand bestätigt, was ich schon im Allgemeinen gehört, daß die italienischen Künstler des Gesanges, Schauspiels u. s. w. ein von dem der unsrigen ganz verschiedenes Wesen haben. Man sollte denken, sie seien noch überspannter, phantastischer, sensibler; da im Süden das Blut heißer und schneller fließt. Aber grade das Gegentheil; eine prosaischere, kühlere und auf das Nützliche gerichtete Ansicht ihres Berufs läßt sich nicht denken. Sie sehen sich an, wie jeder andere Handwerker, der mit seiner Arbeit sein Brod verdient, und die größte Freude ist, wenn sie ihre kleinen Honorare beziehen. Eine, die auf dem Theater Ciniselli Nebenrollen sang, hatte allerdings einen sonderbaren Zug, sie glaubte nämlich an „Spiritismus", Meyerbeer sei ihr Schutzgeist, der neben ihr stehe, wenn sie Klavier spielt.

Als ich einmal von der Oper Dinorah erzählte, sagte sie bei der Nennung Meyerbeer's halb vor sich: È il mio protettore. Dies verstand ich nicht und erfuhr später die sonderbare Erklärung. Diese Person hieß Fernanda, und war übrigens schon verblüht; sie hatte eine harte, rasche männliche Stimme, wie man sie mehr bei der Französin findet, und ähnliche Manieren, aber eine sehr liebliche Stimme beim Singen und beim Spiel timide Manieren. Eine andere Namens Vittoria war aus Rom, und ihre riesenhafte Figur ließ die Abstammung von diesen alten Beherrschern der Welt nicht verkennen. Sie hatte übrigens nach ihrem eigenen Geständniß 32 Jahre. Ich meine nie ein Frauenzimmer von solcher Ruhe und sangfroid gesehen zu haben. Sie unterhandelte mit Theaterintendanturen, aber ihr Engagement scheiterte an ihrer riesenhaften Figur. Sie versuchte in ihren alten Tagen noch Piano zu lernen, und die Etüden von ihren schon steifen (übrigens schönen) Fingern nebenan zu hören, war eines der kleineren Vergnügen. — Um die drei voll zu machen, will ich noch (erschrecke nicht) eine kleine Tänzerin aus Bologna nennen, die sehr fleißig ihre scuola da ballo täglich besuchte, und sich vorgenommen hatte, einmal eine große reiche Königin des Tanzes zu werden, wie Taglioni. Und diese konnte sich, wenn sie wollte, so benehmen, daß wenn Du sie beisammen gesehen hättest mit manchen Dämchen von zu Hause, deren Väter zum Theil sogar einen kirchlichen Character haben, du diese für Tänzerinnen oder etwas ähnliches, und jene für ein fein erzogenes Frauenzimmer gehalten hättest, obwohl sie eine Tänzerin war, wie andere und aus der armen Classe hervorgegangen. —

An die Schwester

Venedig, den 18. October 1868

Es ist ein recht trüber regnerischer Sonntag; nachdem ich von 9 Uhr bis 1 in venezianischen Kirchen herumgestrichen war, und hinreichend Gräber alter Dogen besichtigt hatte, mich bemühend, die Stileigenthümlichkeiten Sansovinos, Vittorias, Campagnos, Tullio Lombardis, Mastro Bartolomeos, und wie diese venezianischen Phidiasse alle heißen, mir zur Anschauung zu bringen (deren Namen mir bisher fast alle unbekannt geblieben waren), habe ich mich nach Stärkung durch ein pasticcio di maccaroni, (5) uccelletti con polenta (dies uritalienische Gericht laß dir von Kennern erklären) nebst vino nostrano, auf meine einsame Zelle zurückgezogen, wo ich bis 1/2 9 zu bleiben gedenke, wo ich allerdings, zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, die Oper Rigoletto von Verdi im Theater Apollo zu hören hoffe, für die ich mir bereits heute morgen auf dem Marcusplatz einen Sperrsitz pila I, in der Mitte, erworben habe. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mich bis 8 Uhr mit jenen alten Herren zu beschäftigen, nach Beendigung des Sansovino aber stellten sich Erwägungen ein, die mir es zweckmäßiger erscheinen ließen, die übrigen ad acta zu legen, um mich etwas meiner kleinen Schwester zu erinnern, die vielleicht, nachdem sie 6 Tage Zeit gehabt, sich von den Aufregungen der brüderlichen Hochzeit zu erholen, beschäftigt ist zu derselben Zeit bei einem etwas tieferen Temperaturgrad einen dispaccio über das genannte Ereigniß an mich aufzusetzen. Denn ich sehe schon, daß nun wieder einige Wochen vergehen werden, ehe ich einen so stillen Sonntag Nachmittag finde: in dieser Woche schlägt schon die Stunde meiner Abfahrt von Venedig; wie viel habe ich da noch zu thun; und dann beginnt wieder die Bewegung von Ort zu Ort an der Ostküste hinunter, bis Ancona, und vielleicht erst in Rom komme ich wieder zum Schreiben.

Ich dachte nicht, daß ich in Venedig ein so stilles Leben führen würde; doch ist dies meinen Kunstbetrachtungen sehr zu Gute gekommen: einen Tag habe ich der Bibliothek S. Marcus gewidmet, und das wenige abgegrast, was für mich da war; seit voriger Woche gehe ich täglich von Mittag bis 3 aufs Archiv, wo ich die Schreiben der venezianischen Gesandten über den römischen Hof aus dem vorigen Jahrhundert durchgehe. Es kommt nichts bedeutendes für mich heraus, doch ist es mir lieb, einmal diese Actenstücke, die einst die ersten diplomatischen Depeschen der Welt waren, unter den Händen zu haben. Die Liberalität läßt nichts zu wünschen übrig; ich besuchte den Präfecten, Thomas Gar (Hartwig kennt ihn), dieser rief gleich einen segretario und Professor der Paläographie, Cecchetti, der mir das Gesuch dictirte, und ein paar Minuten danach hatte ich einen Band in den Händen. Diese Depeschen waren von den Oestreichern bei ihrem Abzug mit nach Wien genommen worden, und sind in folge eines Vertrages zurückgegeben, und vor einigen Wochen von Gar in Wien selbst in Empfang genommen worden. Ich kam also grade zur rechten Zeit. Dies venezianische Archiv ist eins der colossalsten der Welt; es befindet sich in dem alten Franciscanerkloster, den Frari, in 300 Räumen, und zählt 14 Millionen Bände; — wieviel Menschenleben würden wohl dazu gehören, diese Actenstücke alle durchzulesen! Sie beginnen mit dem Jahr 883. —

Zwei kleine Lebensadern berühren den düstern palazzo, in dem meine celletta liegt; der rio menno, auf dem zur Zeit der Ankunft und Abfahrt der Eisenbahnzüge die Gondeln mit den Fremden vorbeischießen; und rechts hinauf eine Brücke, zu der Gasse gehörig, die von dem Marcusplatz nach meinem Campo San Fantin führt. Außerdem ist schräg gegenüber das Landungsthor eines Hotels, in das nur Engländer gehen, und das vielleicht dasselbe ist, aus dem little Dorrit herausschaute. Wenn ich nun noch die von Zeit zu Zeit stattfindenden Verhandlungen mit meiner padrona

über Bekämpfung der mussoti (d. h. Mücken), Verbesserung des Lichts der Petroleumlampe, Wäsche und Herzenserleichterungen über die Misère und Langweile Venedigs, wo sie mir gleich im Anfang geweissagt hat, daß ich mich langweilen würde (la si stufa, Sie langweilen sich, sagt man hier): so sind meine Beziehungen zum Leben erschöpft, alles sonst gehört dem Verkehr mit der Vergangenheit an. Also kenne ich keine Menschenseele; von Austausch keine blasse Ahnung; und das, nachdem ich in Rom, in Florenz, in Mailand an so mannigfaltige Geselligkeit gewöhnt war! Und doch fühle ich mich wohl, mit Ausnahme einiger leerer Pausen, aber nicht zu Hause, sondern im Schwarm der Menschen, wo mir das Abnorme dieser Existenz fühlbar wird. — So mächtig ist der Zauber des Orts, des äußeren leblosen Schauspiels! — Und so hat jeder bedeutende Ort in Italien dieses Geschenk von den Göttern erhalten, uns durch die Herrlichkeit der äußeren Erscheinung innere Entbehrungen, Leiden vergessen zu machen; so Neapel durch seinen Golf, Rom durch seine Ruinen und Tempel. Es ist wahr, etwas gedämpfter, temporirter sind die Farbentöne, in denen ein solches Leben gemalt ist, dieses Glück im Anschauen der Natur, Kunst und Vergangenheit, verglichen mit jenem Leben, das wir leben, wenn unser Herz von den Todten auferwacht u. s. w. Es mag ein reiches Gemälde sein, aber ein feiner grauer Spinnwebenschleier, ein zarter aschfarbiger Ton, — gemischt aus Melancholie, Ebbe der Lebensgeister, Zehren von Erinnerungen, Erwartungen, Ideen — liegt darüber. Aber würden wir die Bilder dieses äußeren Schauspiels recht auffassen können, wenn sich die Figuren der Gegenwart vor der von der Zeit geschwärzten, verblichenen und mangelhaft beleuchteten Frescowand hin und her bewegten?

Ein Venezianischer Abenteurer [1]) wurde einmal am französischen Hofe von einer sehr großen Dame, damals der größten, gefragt: Vous ètes donc vraiment de là-bas, Mr. C. .? — Er, als ob er nicht

[1]) Casanova. K.

verstände: D'ou donc, de là-bas? — De Vénise, — Vénise, Mme., n'est pas là-bas, c'est là-haut! Diese Worte sind mir bei meiner Ankunft nicht aus dem Sinn gekommen. Den Morgen war mir fast etwas bänglich zu Muthe. Und was man zuerst zu Gesicht bekommt, macht in der That einen wahrhaft königlichen Eindruck, ich will sagen, den Eindruck einer königlichen, weithin herrschenden Stadt, wie ich ihn noch nirgends so empfunden habe. Seltsam ist es, diese Herrlichkeit noch in unvermindertem Glanz zu sehen, diese Paläste, diese Gemächer des Dogenpalastes mit den historischen Gemälden der Meister ihrer großen Zeit, während der Staat selbst, der hier noch immer über den Meeren zu thronen scheint, vernichtet ist. Rom ist auch gefallen, aber hier haben wir den finstern Trümmerhaufen der Kaiserpaläste, das halb zerbrochene Colosseum, die Säulenüberreste seiner Tempel. Dagegen wenn man am Strand steht vor dem Dogenpalast, gegenüber die Inseln S. Georg und die Giudecca mit den drei Kuppelkirchen des Palladio, und zur Seite, am Ausgang des Canal grande die reiche Marmorkuppel der Kirche Salute mit den gigantisch barocken Schnörkeln, die wie Säume eines Prachtgewandes herabfallen, so ist in dem allem kein Zug von Gewesen-sein, von Tod und Verfall. — Anders freilich im Innern, da ist Venedig wirklich là-bas! Indeß wie leicht schüttelt die Phantasie hier die allerdings immer etwas verstimmenden Bilder des Elends und der Verkommenheit ab! — Was den Reichthum künstlerisch durchgebildeter Gebäude angeht, so kann sich keine Stadt mit Venedig vergleichen. Andere Städte sind wie Bücher, in denen man beim Blättern hie und da ein Bild findet; hier ist jedes Blatt eines, es giebt keine leeren Blätter. Natürlich, wo das Vaterland in einem so kleinen Raum von wenigen Inseln beschlossen war, da mußte ein reiches mächtiges Volk jeden Platz mit dem kostbarsten Material, den feinsten Formen schmücken. Wie hätte auch ein so stolzes, bewegliches, geistreiches Volk auf diesem glänzenden, durchsichtigen ewig beweglichen Meeresspiegel,

gleichgültige, nur dem Bedürfniß dienende Mauern, schwere Massen aufführen können! Hier giebt es keine Mauern, Vorhöfe, das Meer schlägt an die Treppe, an das Thor; man sieht vorbeifahrend in die offenen Hallen hinein, und in der Mitte öffnet sich eine Loggia; eine Bogenreihe, in steter bunter Abwechslung, hier halb byzantinisch, halb arabische Rundbogen, dann Spitzbogen mit Rosetten; dann die eleganten Säulen der Renaissance, die strengen, starren Ordnungen des klassischen Cinquecento, die üppig überladenen Formen des Barockstils. Basta.

Die Meisterwerke der venezianischen Maler sind aus Kirchen und Klöstern in der Academie vereinigt. Von dieser Herrlichkeit der Farbenkunst kann man sich nun an keinem Ort der Welt einen Begriff machen. Bei meinem ersten Besuch war ich in einem wahren Taumel; ich habe vor innerem Vergnügen vor mich hin gelacht, und unverständliche Interjectionen von mir gegeben, so daß mich verständige Leute für mezzo matto gehalten haben müssen. Wie kann man sich von dieser Schule aus den dürftigen Proben, die auswärts zerstreut sind, einen Begriff machen! Ich hatte den ganzen Morgen in dem einen Flügel zugebracht, (ohne Catalog, um zu sehen, wie viel ich errathen könnte,) und glaubte, dies sei alles; und dann fand ich erst, daß mir noch die größere Hälfte fehlte, darunter die zwei Riesensäle, in deren einem die Hochzeit zu Cana von Paul Veronese. Unter drei hohen Bogen einer Marmorhalle, durch die man drei Reihen weißer Marmorpaläste sieht; welch eine Versammlung, lauter hohe edle Gestalten; alles im vollsten schattenlosen Tageslicht, in den heitersten leuchtendsten Farben, und doch noch auf jedem Gewand ein Spiel von farbigen Glanzlichtern; und dieser Reichthum mit dem feinsten Sinn für Harmonie ausgetheilt. — Das sind die Venezianer, die einst fast für das erste Volk der Welt galten. — In Mailand war in der Brera neben den alten Gemälden die Kunstausstellung. Es ist nicht zu beschreiben, wie die alten die neuen vernichteten, trotz

des Prunkes der unverdunkelten Farben, trotz der Virtuosität der Naturnachahmung, des stofflichen Interesses so vieler Scenen. Sie nahmen sich aus wie Werke einer höher organisirten Race neben einer untergeordneten; wie ein Mann von angeborner und anerzogener Distinction neben einem prahlerischen und innerlich rohen Emporkömmling.

Meine Zukunft als Professor in Marburg beginnt mir zuweilen Gedanken zu machen. Ich wünschte, daß Ferdinand sich einmal in Gedanken damit beschäftigte, vielleicht auch mit dem und jenem einsichtigen Freund in discreter Weise darüber spräche und mir darüber schriebe. Ist denn etwas geschehen oder in Aussicht für ein archäologisches Museum? Oder mit anderen Worten, kann ich mir Aussicht machen, über diese Dinge zu lesen, mit denen ich mich nun bald zwei Jahre in Italien beschäftigt habe? — Für Hartwigs Rath bin ich, als gut gemeint, dankbar; in dieser Angelegenheit aber habe ich mein letztes Wort gesagt, und werde mich nicht in Streit mit denen einlassen, die „zurück nur kommen auf das erste Wort, wenn man Vernunft gesprochen Stunden lang!" Ueberhaupt diese Rathgeber! Vor dem Antritt dieser Reise habe ich vor allen Thüren um Rath angeklopft, der so viel Irrthum und Zeitverlust ersparen kann; und es ist mir noch jetzt kaum begreiflich, was mir sonst gescheite Menschen gesagt haben. Das erste wäre z. B. gewesen, mir zu rathen: suchen sie sich gleich einen Sprachmeister und verwenden sie die ersten vier Wochen so viel irgend angeht, auf Sprachübungen. Statt dessen sagte mir z. B. W., das lerne sich ganz von selbst, wo man beständig von italienisch umschwirrt werde. So kam es, daß ich in einem halben Jahr so weit war, wie bei meiner Ankunft. Ebenso sind die Empfehlungen der Gasthäuser u. s. w. ganz verkehrt. In den meisten Stücken ist von allem das Gegentheil das Richtige.

Wenn ich zuweilen von meiner bevorstehenden Rückkehr in Ausdrücken spreche, die vielleicht in Briefen an die Heimath

nicht sehr am Platz sind, so darfst du mich nicht mißverstehen. Grade daß ich meiner Stimmung so unumwunden frei Lauf lasse, kann beweisen, daß ich ein gutes Gewissen habe. Sonst würde ich, wenn auch nicht in leidenschaftlichen Ausdrücken meine Heimwehqualen schildern, so doch jene Stimmung auszusprechen mich hüten. Die Wahrheit ist, daß es für mich eine angenehme und eine unangenehme Hälfte in den Beziehungen meines Lebens in Marburg gegeben hat, und wieder geben wird. Ich habe immer gesagt, und glaube es auch jetzt noch, daß ich eine bessere äußere Existenz, als ich sie in der Villa Schmidt gehabt, für mein Leben nicht wünsche; die Arbeit, sobald sie sich auf Gegenstände bezieht, die im Kreise meines literarischen Lebensplanes liegen, ist mir ein Vergnügen; Ehren und Aemter haben für mich keinen Reiz; Geld brauche ich nicht mehr, als zum bequemen Auskommen und freilich einer Reise jährlich. Gewohnt, auf mir selbst zu stehen, und Entschließungen, Kämpfe in mir selbst abzumachen, ist es mir nicht einmal unbedingtes Bedürfniß zu Zeugen und Theilnehmern von Freuden und Schmerzen des Lebens andere zu haben. I can live alone. Wie glücklich würde ich sein in einer thätigen, lehrenden und schriftstellerischen Existenz, und den überarbeiteten Kopf dann in Marburgs himmlischer Umgebung, im Kreis meiner Lieben, in Gesprächen über Dinge aus der heiteren, idealen Hälfte der Literatur, auszuruhen. — Die Nachtseite ist — meine Lehrthätigkeit, wo ich das, was von mir verlangt wird, nicht erfüllen kann und will, und wo das, was ich leisten kann und möchte, nicht verlangt wird; — eine leere, herzlose Gesellschaft, in der nur Langeweile und Verdruß zu holen ist, und die man doch nicht vermeiden kann; — am Ende gar noch leere Geschäftskrämerei, über die man die kostbare Zeit verliert; so daß man verzweifeln müßte, wenn man sich nicht endlich ergiebt und selbst ein Philister wird. Das ist das köstliche des Lebens in der Fremde, daß man um niemand sich zu kümmern braucht,

und an jedem vorbeigeht, der einem nicht gefällt. — Es ist wahr, meine Stimmung in den letzten Jahren war nicht die rosigste. Ich hatte beständig zu arbeiten, und doch wollte kein Resultat sichtbar werden; Niemand ermuthigte mich, im Gegentheil, alles wetteiferte mich zu decouragiren, und doch mußte ich, um nicht verloren zu gehen, allen Rathschlägen entgegen handeln. Ich habe viel Spannkraft des Willens brauchen müssen, um jenes Leben so Jahre lang durchzuführen, anstatt die Sache über dem Knie abzubrechen, und irgend etwas zu ergreifen, was mich aus jenem fatalen Engpaß befreit hätte. Zuletzt habe ich allerdings gesiegt; aber nach solchen mit Anstrengung verbundenen Siegen bleibt stets eine Erschöpfung zurück; und darum war mir diese große Abspannung und Freiheit in Italien so zur rechten Zeit gekommen. — Ich wollte sagen, das Gedächtniß jener Gemüthsstimmung, die mich in jenen dunklen Jahren beherrschte, wirkt unwillkürlich bei den Gedanken an die Rückkehr. Denkt auch der einst Kranke, der nun als frischer franker Jäger durch Thäler und Höhen streift, mit Sehnsucht an das Hospital, der frei gewordene an seine Kerkerwände zurück? Ich weiß recht gut, daß sich Lebensverhältnisse nicht wiederholen, daß es wahrscheinlich ganz anders werden wird, als ich jetzt ahnen kann. Ruhig bin ich, da ich weiß, daß ich nie mich durch die Umstände, oder wohl- oder übelgemeintes Drängen fortziehen lassen werde, gegen das zu handeln, was meine klare Einsicht ist, und was niemand so beurtheilen kann, wie ich selbst. Ich maße mir nicht an, irgend jemand zu rathen, behalte mir aber auch vor, so gern ich fremden Rath anhöre, nur mir selbst zu folgen. Das Wort des Chamfort habe ich immer sehr wahr gefunden, daß die meisten Menschen Sclaven sind, weil sie das Wort „Nein“ nicht aussprechen können.

Das Düreralbum und den Goltzischen Stich habe ich mich damals, als ich die Vorbereitungen zur Reise traf und keinerlei Unterstützung hoffen konnte, obwohl ungern, entschlossen, in

Leipzig versteigern zu lassen, nebst noch anderen Sachen. Es war die Realisirung dieser Reise für mich eine Lebensfrage, der ich solchen Luxusbesitz opfern mußte.

Am Tage von Ferdinands Hochzeit (d. h. dem zuerst bestimmten) war mir eigen zu Muthe. Ich erhielt an diesem Tage auch einen Brief aus Neapel von dem Dr. Heydemann, worin mir dieser seine Verlobung anzeigt mit einer Berlinerin, Reichert, und hinzufügt, nach den üblichen Bräutigamsfadaisen: „Dies große Glück möchte ich natürlich jedem Freunde gönnen, am meisten aber ihnen, l. J., und so wünsche ich denn von Herzen, daß Sie recht bald meinem Beispiel folgen mögen." Dieser wirklich gutherzige Mensch, der noch sehr jung, steinreich und von eisernem Fleiß ist, treibt die Freundschaft gegen mich so weit, daß er bekennt, am Tage jener Hochzeit auf meines Bruders F. Wohl ein Glas getrunken zu haben! — An demselben Tag begegnete mir ein junger Mann mit seiner jungen Frau im Dogenpalast, der mir in Mailand als Bräutigam vorgestellt war, und nun die Hochzeitsreise machte. —

Ich hoffe, ja bin gewiß, daß wenn Du Dich nicht entschließen kannst oder keine passende Begleitung findest, noch während meiner Anwesenheit nach Italien zu kommen, wir eine Reise in den nächsten Jahren zusammen machen werden, wenigstens nach Norditalien. Durch die Brennerbahn ist Italien jetzt so nahe gerückt! —

In acht Tagen höre ich wieder Wagengerassel und sehe die lange vermißten Angesichter von Rossen, Eseln, Ochsen, die es in Venedig nur als Beefsteaks u. s. w. giebt, oder als Basreliefs an der Krippe zu Bethlehem. In drei Wochen hoffentlich in Rom, auch da ferma in posta, da ich mich von dem Capitol unabhängig machen will.

An die Mutter

Urbino, den 6. November 1868

DU erwartest gewiß schon einen Brief aus Rom, dem vorläufigen Ziel meines nun sechsmonatlichen Wanderns; statt dessen sitze ich noch in weiter Ferne, eingeschlossen in endlos sich über einander thürmenden Bergketten des Apennin, in dem kleinen Urbino, und benutze einen recht melancholischen Herbstabend, mich des lieben Marburg zu erinnern, wo vielleicht jetzt alles in weißen duftigen Nebel eingehüllt ist, aus dem, wenn die Sonne am dritten Morgen endlich durchdringt, die Bäume mit Eiskrystallen verzuckert hervortauchen, und die Pappeln auf dem breiten Weg neigen ihre Aeste wie Trauerweiden, und der ganze Weg ist mit abgeknickten Zweiglein besät, und die armen Weiber lesen sie auf als Supplement zu den wöchentlichen Spenden Holz der kurf., wollte schreiben königl. Central-Armencommission. Also, wie Chamisso singt:

Herb und kalt der Wind sich regt,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.

Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe, erblicke ich gegenüber die riesenhafte Substruction des alten Schlosses der Herzöge von Urbino, erbaut von Federigo, der einst Urbino zum Sammelplatz der ersten Lichter Italiens machte, und an dessen Hof der junge Rafael seine ersten Eindrücke von der großen Welt empfing.

Da ich bei meiner Fahrt von Venedig über Ancona nach Rom durch Pesaro kam, von wo man Urbino in sechs Stunden mittelst Diligence erreicht, so wollte ich diese Gelegenheit natürlich nicht vorbeilassen, den Geburtsort Rafaels zu sehen. Ich fand hier viel

Schönes, das mich ein paar Tage hier festhalten wird. Urbino ist der Stammsitz der Familie Albani, und mein erster Gang war heut morgen nach dem Palast Albani. Er ist nur von einem Administrator, einem Canonicus Don Checco Valenti, bewohnt, mit dem ich den ganzen Morgen in Durchmusterung seiner Sehenswürdigkeiten zugebracht habe. Besitzer ist noch der heruntergekommene Principe Castelbarco in Mailand. Es ist der einzige Palast der Familie Albani, der noch seine innere Einrichtung, Mobiliar, Kunstsachen behalten hat. Herrliche Sachen, von denen in den Führern kein Wort steht. Ein Saal mit lauter Cartons der ersten Meister, ein anderer mit der vollständigen Reihe der alten Herzoge von Urbino, und andere Reste von Schätzen, die großentheils mit dem Aufhören des Herzogthums nach Florenz gekommen sind. — In der Academie ist außer einer Gemäldegalerie eine Sammlung von Gypsen, wie sie Marburg wahrscheinlich in hundert Jahren nicht haben wird, obwohl Urbino nicht mehr Einwohner hat, als die genannte Hauptstadt des alten Oberhessen.

Der November ist wohl in keinem Lande der Erde ein heiterer Monat; und auch in der Romagna hört das physische Behagen beim Reisen ziemlich auf; um 5 Uhr wird es Nacht, und der für den florentinischen Sommer gemachte Anzug steht nicht mehr im Verhältniß zum Thermometer; doppelter Flanell muß aushelfen. Aber ich wäre ein Thor, um solcher Unannehmlichkeit willen diese Tour abzukürzen, die so äußerst merkwürdige Punkte enthält und selten von Reisenden nach Italien gemacht wird. Allerdings wäre es mir angenehmer gewesen, die colossalen Briefsammlungen, die ich in Pesaro in der Bibliothek und in Rimini bei dem alten Canonicus Don Zeffirino Gambetti fand, etwa in Florenz oder Mailand gehabt zu haben, wo man gern einen Vorwand hat, länger zu verweilen. Diese Sammlungen werden mich noch einige Tage nach meiner Rückkehr von Urbino an den genannten Orten zurückhalten; und wenn ich vielleicht in Bezug auf manche Dinge

zu beneiden scheine, so darf ich wohl behaupten, daß es auch eine ziemliche Geduldsprobe ist, an diesen kleinen Orten, den größten Theil des Tages mit preti und canonici verkehrend und Abends sechs bis sieben Stunden lang die Zeit zwischen Aufzeichnung gemachter Bemerkungen und Zeitunglesen in Cafés vertheilend, zuzubringen. Selbst die Natur kann man nicht genießen — in Pesaro, Rimini und auf der ganzen Straße bis Ancona hat man immer zu einer Seite das adriatische Meer, auf der andern die Kette der Apenninen — da man die wenigen Tagesstunden zum Sehen und Lesen verwenden muß. Daher ist es begreiflich, wie man die Tage zählt, wo die ewige Stadt einen wieder in ihre Mauern aufnimmt. —

Von Venedig bin ich den 27. Dienstag abgereist. Die Fahrt zum Bahnhof ging noch einmal durch den ganzen großen Canal. Er erschien mir reicher und herrlicher als je, jetzt, wo ich die hervorragendsten Paläste im einzelnen betrachtet hatte. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn einmal im Mondschein befahren, und ebenso hatte ich mich eine Strecke ins Meer hinaus rudern lassen. Etwas mit dem zu Vergleichendes giebt es wohl auf der ganzen Welt nicht; nur gehört zum vollen Genuß, daß man nicht allein ist; sonst wäre dies wirklich der Ort, um zu vergessen, daß die Erde noch etwas zu wünschen übrig läßt. — Ich habe Venedig indeß ohne die geringste Traurigkeit verlassen, was zum Theil auch darin seinen Grund hatte, daß ich es in den beinahe 5 Wochen gründlicher als eine der bisherigen Städte ausgesehen hatte. Ich machte alle meine Wege zu Fuß, was freilich nur möglich ist, indem man beständig den Plan in der Hand hat (natürlich nicht in dem Quartier, wo ich wohnte). Man hat Führer, die nach gewissen Tagesfahrten eingetheilt sind; ich hatte einen, der auf 12 Tage berechnet war. Aber da sind viele Dinge mit einbegriffen, die allein mehrere Tage erfordern, wie die Marcuskirche, der Dogenpalast, die Akademie.

Auf dem Weg nach Pesaro mußte ich in Padua einige Stunden liegen bleiben und ich sah diese Stadt zum dritten Mal bei strömendem Regen. Zwischen Padua und Ferrara war die Eisenbahn durch die furchtbaren Ueberschwemmungen des Po auf einer Strecke unter Wasser gesetzt, und wir mußten $1^1/_2$ Stunden in Diligenzen fahren, zum Glück war die Nacht mondhell. Ferrara mit seinen breiten ausgestorbenen Straßen machte nach dem engen belebten Venedig (wo manche Straßen so schmal sind, daß man den Regenschirm nicht aufspannen kann) einen seltsamen Eindruck. Ueberhaupt sind viele dieser alten Sitze fürstlicher Höfe, an die sich so glänzende Namen knüpfen, wie hier die des Tasso und Ariost, ebenso Mantua und Urbino, sehr todte Städte geworden. Das Haus des Ariost ist von rührender Einfachheit. Außer dem nicht zum Wohnen gemachten Erdgeschoß nur eine Etage mit 5 Fenstern, mit kleinen runden Scheiben; die Aussicht auf eine schmale unansehnliche Straße. Mit einer so einfachen Umgebung war die überreiche Phantasie dieses Dichters zufrieden. Das Schloß der Este mit vier kurzen viereckigen Thürmen steht noch in seinen alten Wassergräben, mitten in der Stadt am Hauptplatz. — Der erste Tag in Ferrara war schauderhaft. Es wüthete ein Orkan, gegen den Regen war kein Schutz, die Kälte war empfindlich, und als ich mich nach der Gemäldegallerie aufmachte, war in dem langen Corso Vittorio Emanuele, der schönsten und längsten Straße, auch buchstäblich kein lebendiges Wesen zu sehen.

Als ich auf dem Weg von Ferrara nach der Romagna auf dem Bahnhof in Bologna zu Mittag essen wollte, begrüßte mich unerwartet ein römischer Bekannter, der in der entgegengesetzten Richtung von Rom nach Verona und Venedig reiste. Er ist ein liebenswürdiger Mensch, der wegen seiner Gesundheit (er ist hektisch) in Italien zu bleiben sucht und von Arbeiten auf Bibliotheken lebt. Er heißt Hugo Hinck, und ist ein Holsteiner. In der

Aufregung, die nach dreimonatlicher Reise unter einer fremden Nation beim Anblick eines Landsmannes natürlich war (nicht als ob es in Venedig an Deutschen fehlte, aber — da gab es namentlich Architekten, die zum Theil auf Staatsunkosten reisen, und ich habe mir öfter die Frage vorgelegt, warum grade die Architekten die größten Kaffern sind, während es unter den Malern, die doch auch keine gelehrte Bildung besitzen, ebenso viel originelle und liebenswürdige Menschen giebt), also in dem Jubel des Wiedersehens ließ ich mich verleiten, ihm zu Gefallen in Bologna zu bleiben. Dieser Leichtsinn wurde aber schwer gebüßt. Wir wollten uns einen vergnügten Abend machen und gingen natürlich ins Theater; es gab aber ein historisches Stück, für die Truppe geschrieben, das so ungeschickt und langweilig war, daß wir es nach dem zweiten Akt im Stich ließen. 2) Im Gasthaus mußten wir einen Salon bezahlen, von dessen Besitz wir gar kein Bewußtsein gehabt hatten, da wir ihn für einen bloßen Durchgang in der Dämmerung angesehen hatten. Aber das Schlimmste kommt noch. Als ich am nächsten Morgen auf der Mittelstation zwischen Bologna und Ferrara, in Castel Bolognese, wartete, bemerkte ich alsbald eine Gruppe von sehr distinguirtem Aeußern, unter der ich eine Schauspielerin erkannte, die auf dem Theater de'Fiorentini in Neapel als Primadonna in ernsten Dramen uns so manchen genußreichen Abend gemacht hatte; daneben eine ältere Dame von sehr bedeutenden Zügen, es war die Ristori, die den Abend vorher eine Vorstellung in Ravenna gegeben hatte! Wäre ich den Tag vorher weiter gereist, so hätte ich sie gewiß gehört, denn bisher habe ich noch nie die Gelegenheit gehabt.

Welch eigenthümliches, wieder von allem andern ganz verschiedenes Schauspiel eröffnet sich in Ravenna! Hier steht eine Reihe wohl erhaltener Denkmäler aus einer Zeit der Geschichte, von der sonst keine Spuren übrig geblieben sind. Der einzige Ort der Welt, wo es wirklich Gebäude der Gothen giebt. Noch eine Wand

mit Säulen, Nischen, Arcaden von dem Palast des Ostgothenkönigs, von dem in der Kirche eine Ansicht der reichgeschmückten Vorderseite in Mosaik erhalten ist. Darin ist sein Sarcophag, eine Porphyrwanne, eingemauert. Dann sein Mausoleum, ein doppelter Rundtempel, vor dem Thor mitten in einer Vigna! Der untere Theil ist voll Wasser, die Kuppel des oberen ist von einem einzigen Felsblock. Ein Baptisterium für die Arianer, mit wohlerhaltenem Mosaik der Kuppel, die Taufe Christi im Jordan, der Jordan dargestellt als ein bärtiger Flußgott, mit einem großen Schilfrohr in der Hand, erstaunt die Hand erhebend; auch dies

— hatt' gebaut vor Zeiten Herr Dietrich von Bern,
Das war ein starker Recke, von dem erzählen Sänger gern.

Das merkwürdigste an diesen ravenatischen Kirchen sind die Mosaikgemälde. Diese sind nicht, wie die von San Marco in Venedig, und die meisten römischen, in dem leblosen byzantinischen Stil, sondern haben noch ganz das Gepräge der alten Malerei, wie wir sie aus Pompei kennen. Z. B. wie Abraham die drei Engel bewirthet und Sarah in der Thür der Hütte steht, ist dies ganz die Figur, die so oft auf pompejanischen Bildern wiederkehrt; — sie hält den Finger an den Mund, nachdenklich und die Arme in den Mantel gewickelt, wie auf dem Bild der Dichterin. In der Kirche Sant Apollinari befindet sich auf der Wand des Schiffs eine Procession von Märtyrern und heiligen Jungfrauen, an der Spitze die heiligen drei Könige; es sind noch ganz römische Gestalten, die von dem mönchischen Typus des Mittelalters sich merkwürdig unterscheiden.

Sonntag den 1. November — dem ersten sonnigen Tag nach den stürmischen Regentagen — machte ich Morgens eine Fahrt nach Sant Apollinari in Classi, einer großen Basilica, dem einzigen, was von der alten blühenden Hafenstadt Classis übrig geblieben ist. Dahinter beginnt ein ungeheurer Tannenwald, der sich wie

eine vom Himmel gesunkene schwarze Gewitterwolke über einen großen Theil des Rands des Horizonts hinzieht. Es ist die viele Meilen lange foresta, der größte Wald Italiens. In Ravenna ist auch das Grab Dantes, und das Haus, wo Byron seine letzten 8 Monate in Italien vor seiner Reise nach Griechenland lebte, ist durch eine Inschrift bezeichnet. Erst seit einigen Wochen konnte man die Umgegend Ravennas besuchen, die bisher durch den Straßenräuber Gaggino unsicher gemacht wurde. Die Einwohner wurden selbst auf Spaziergängen Sonntag Nachmittags ausgeraubt. Endlich hat die Regierung den General Escoffier als Civil- und Militärgouverneur hergeschickt, und in Venedig las ich zu meiner Befriedigung, daß der Gaggino den Carabinieren erlegen ist.

Schone dich recht, liebe Mutter, in dem harten Winter; gehe manchmal Abends aus zu denen, die sich so freuen, wenn Du kommst, und so sehr darum bitten, und bitte selbst zuweilen einen kleinen sympathischen Kreis zur Aufheiterung des alten Hauses zusammen. Grüße auch Tante Hedwig, deren Geburtstag glaube ich heute ist; bei dem Herumreisen von Ort zu Ort bin ich nicht dazu gekommen, ihr einige Zeilen zu senden, habe aber ihrer in Liebe gedacht. Bleibe gesund liebe Mutter.

An den Vater

Rom, den 16. November 1868

DIE Mitte des November ist da, und ich muß daran denken, daß wenigstens ein Blatt von mir mit ein paar Worten auf Deinem festlich geschmückten Tisch an Deinen ältesten erinnert. Dies Blatt kommt wieder von Rom, wohin ich nun doch früher, als ich dachte, nämlich am 12. dieses Monats zurück gekehrt bin.

Du wirst dich freuen, daß mein fast siebenmonatliches Wandern nun vorläufig zu Ende ist. Wenn die langen Abende kommen, treibt es immer heimwärts; die Bilder von Collegiensälen stellen sich ein, und es scheint seltsam, daß man auch nach dem ersten November fortfahren soll, als freier Reisender in der Fremde seine Zeit hinzubringen.

In den letzten Wochen, namentlich, seit ich Venedig verlassen hatte, ist mir oft der Wunsch nach einem ruhigen dauernden Aufenthalt gekommen; und jetzt wo ich wieder in der ewigen Stadt auf einige Monate festsitze, will mir das Stillsitzen und der Verkehr mit meist bekannten Dingen und Personen nicht recht gefallen. Es war zu schön, dieser beständige Wechsel der Scene, wo man, wenn man das höchste gesehen zu haben glaubte, immer wieder etwas fand, was wieder in seiner Art vollkommen und mit nichts früherem zu vergleichen war; wo es keine einförmige Wiederholung gab, keines das andere in den Schatten stellte, vielmehr alles sich gegenseitig Licht gab und alles sich zu einem unvergleichlichen Ganzen zusammenschloß. Ich sollte wirklich zufrieden und dankbar sein, daß mir beschieden war, mit vollkommener Freiheit, ohne Störung durch Krankheit und Unfall, diesen Plan auszuführen. Diese Reise, auf der ich meist wochenlang bei Italienern wohnte, zu denen mich der reine Zufall geführt hatte, und wo mir keine einzige Unannehmlichkeit durch Unredlichkeit oder andere schlimme Dinge passirt ist, darf wohl als Beweis dienen, daß das, was man gewöhnlich vom Character dieser Nation behauptet, größtentheils in das Reich der Fabel gehört.

Ich schrieb zuletzt vor 10 bis 12 Tagen aus Urbino, von wo ich am Sonntag früh nach Pesaro zurückkehrte. Leider fand ich hier, daß es unmöglich war, die Erlaubniß zum Excerpiren auf der Bibliothek zu erlangen; die Eifersucht der Pesaresen auf ihre vermeintlich unvergleichlichen handschriftlichen Schätze hat die sonderbarsten Statuten veranlaßt; es war das einzige Beispiel von

Illiberalität, das mir begegnet ist. Froh war ich freilich wieder, daß ich so keine Veranlassung hatte, an diesem Ort zu bleiben; es wäre ein zu melancholischer Aufenthalt gewesen. Die einzigen frohen Augenblicke, die man dort haben könnte, würden in Spaziergängen nach dem Strand bestehen. Die Stadt liegt am Meer zwischen zwei Vorgebirgen, an denen das Meer mit solcher Gewalt brandete, daß der weiße Schaum und Gischt die Felsen bis obenhin beständig in einen Nebel hüllte. In der Mitte zwischen beiden steht ein Leuchtthurm, dessen Plattform beständig die Wogen überfluten. Es ist ein unaufhörliches Donnergetöse. In der Stadt ist weiter nichts bemerkenswerthes, als ein großes herrliches Altarbild von Bellini, ein schöner kleiner Palast auf dem Hauptplatz und die Statue des alten Rossini im Gärtchen des Bahnhofs; Rossini ist aus Pesaro, sie nennen ihn den „Schwan von Pesaro".

Von Pesaro aus besuchte ich den alten Canonicus Gambetti in Rimini, und saß den halben Tag in seinem wunderlich mit Büchern, Oelgemälden, altem Porzellan und Curiositäten aller Art ausgestatteten Zimmer. Man steigt auf einer ganz schmalen Leiter zu ihm empor, denn er wohnt sehr eng und bescheiden, weil er wie der selige Maler Müller alle seine Heller auf den Ankauf solcher Sachen verwendet. Er hatte einen umfangreichen Briefwechsel eines Rimineser Gelehrten angekauft, aus dem er mir bereitwillig alle die Namen hervorsuchte, die ich zu sehen wünschte.

Während ich in Rimini war, fiel die Wiederkehr des Jahrestags der Schlacht bei Mentana, und man kann sich denken, daß große Aufregung herrschte, da grade aus dieser Stadt sieben an jenem Tage geblieben waren. An der Wand des Palazzo comunale wurde eine Ehrentafel mit ihren Namen von schwarzem Marmor eingelassen. In einer Barbierstube, wo ich mir den Bart schneiden ließ, kam ein junger Mann auf mich zu, als er vernahm, daß ich Prussiano sei, und bezeugte seine Freude darüber, er hoffe bestimmt,

daß wir im Frühjahr auf einer Seite, in einer Sache gegen einen gemeinsamen Feind fechten würden.

Von Rimini aus erreichte ich dann den südlichsten Punkt meiner Reise, Loreto. Alle diese Punkte liegen außerhalb der gewöhnlichen Touren, wenige kommen dahin. Loreto hat eine wundervolle Lage, auf einem Hügel unweit des Meeres. Ein Kranz von Bergen, mit Städten und Burgen bekrönt, zieht sich im Rücken der Stadt her, dahinter die schroffen Linien des Apennin; diese Bergkette endigt am Meer in einem hohen kahlen Vorgebirge, hinter dem Ancona liegt. Das Thal, aus dem sich der Hügel von Loreto erhebt, gewährte noch jetzt den Anblick üppiger Vegetation. Von oben gesehen steht das adriatische Meer im Osten gegenüber wie eine stählerne Mauer. Man erkennt die Berge von Dalmatien. An diesen schönen, vom Weltverkehr abgelegenen und nach dem Orient schauenden Punkt ist also vor etwa 600 Jahren das Haus der Jungfrau Maria von Engeln transportirt worden, nachdem es vorher interimistisch an der dalmatinischen Küste aufgeführt worden war. Es ist ein niedriger Backsteinbau, um den im 15. und 16. Jahrhundert ein Marmorbau aufgeführt worden ist, der von dem ersten Baumeister der Zeit entworfen wurde, und zu dessen Basreliefs und Statuen man die ersten Bildhauer der Zeit berief. Es sind Propheten, Sibyllen und Scenen aus dem Anfang der neutestamentlichen Geschichte. Dies seltene Werk war es eigentlich, was mich bestimmte, Loreto einen Tag zu schenken. Ueber dem Marmorbau erhebt sich eine majestätische Kuppel, der Mittelpunkt einer stattlichen Kirche, deren Chorseite wie ein Complex gewaltiger Thürme das Städtchen und den Hügel beherrscht. Ueber den Altären der zahlreichen Kapellen sind Mosaikgemälde aus der römischen Fabrik. Ich erinnere mich nicht, einen so lieblichen Orgelton gehört zu haben, als in dieser Kirche. Morgens wird beständig in der Casa santa, vor derselben, im Chor, in den Kapellen Messe gelesen, und Scharen von Landleuten und Ge-

birgsbewohnern in den seltsamsten Trachten, und sehr schönen Racentypen ziehen ein und aus. Nicht zu vergessen ein Schwarm von Bettlern und Krüppeln, die im Stande sind, einen Stunden lang zu verfolgen, wenn man sich nicht mit einer Kleinigkeit loskauft. Die Priester halten eine förmliche Bude in der Kirche, in der sie den andächtigen Kram verkaufen. — Jene herrliche Marmoreinfassung um die rohen geschwärzten Backsteinmauern her ist ein Bild, wie die Kunst dem rohen Aberglauben eine verklärende Weihe ertheilt. Man bewegt sich hier mit gemischten Empfindungen. Die Abenteuerlichkeit des Wunders, die Frechheit des Betruges in früherer Zeit und die Aufrechterhaltung desselben in unserer Zeit berührt widerlich, während alles, was Natur und Kunst hier uns entgegenbringt, so herrlich ist, daß man wünschen möchte, auch in diesem Denkmal des Aberglaubens, wenn's möglich wäre, ein Symbol irgend einer wahren Idee, irgend eines ewigen Gedankens zu finden.

Von Loreto ging ich nach Ancona, wo ich aber durch anhaltenden Regen verhindert war, die schöne Bucht und die Höhen — ein schwächeres Nachbild des Golfs von Neapel — zu genießen. Den Triumpfbogen des Augustus am Hafen, die auf dem höchsten Punkt der Stadt an der Stelle eines alten Tempels thronende Kirche — habe ich nur wie verschleiert während strömender Regengüsse sehen können. Von da bin ich in der Nacht vom 11. auf den 12. mit dem Eilzug nach Rom gekommen, und wohne Via due Macelli 110, 3 piano. Briefe ferma in posta. Es ist eine von meiner früheren Wohnung auf dem Capitol weit abliegende Gegend, in der Nähe des spanischen Platzes und des Pincio, im Fremdenviertel. Es ist ein sehr belebtes Quartier.

Ich wünsche lieber Vater, daß dieses Blatt Dich ebenso gesund wie vergnügt antreffen möge. Wenn auch im Lauf des Jahres Wolken über unser Haus zogen, an einem solchen Tage pflegten wir immer das Unerfreuliche zu vergessen, dankbar des vielen

Guten der Vergangenheit zu gedenken und mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Und da bisher die Sonne immer wieder erschienen, „ob auch die Wolke sie verhüllte,“ so wollen wir auch in Zukunft das bescheidene Glück, was uns zugetheilt ist, möglichst zu erkennen und zu genießen suchen; und wenn Mißgeschick nicht ausbleibt, denken, daß alles seine Zeit hat, und den Ablauf des Regentags abwarten. Möchte dieser Tag noch manches Jahr Dir wiederkehren, und künftig ich selbst wieder Dich an diesem Morgen begrüßen können.

An die Schwester

Rom, den 12. December 1868

NICHT ganz zu entschuldigen war es, mich sechs volle Wochen auf Briefe hoffen zu lassen. Fast glaubte ich, daß — vermöge meiner bekannten Geschicklichkeit, gewisse zarte Instrumente zwar verstimmen, aber nicht spielen zu können, — in meinen vorhergegangenen Sendschreiben etwas gewesen sein müsse, was eine gewisse Schwierigkeit hervorgebracht, den Grundton für den Beginn eines Briefes zu finden. Es ist wahr, es giebt Dinge, die man aus ihrem Schlaf der Vergangenheit nicht aufwecken soll, auch in der besten Absicht. Sollte ich jemals etwas geschrieben haben, was Euch nicht gefiele, so ist es gewiß ohne Absicht und Bewußtsein geschehen.

Ich bin jetzt wieder in recht glücklicher Thätigkeit, und predige mir oft vor, die Herrlichkeit dieses Aufenthaltes recht zu fühlen. Aber wenn man von anderen Orten ziemlich ruhig Abschied nimmt, weil man sie ziemlich ausgeschöpft hat, hier steht man immer im Anfang. — Bis 10 bin ich zu Hause, dann nehme ich im Café greco den Caffee und wandere nach dem Vatican, denn

in diesem Winter beschäftigen mich die antiken Sculpturen fast ausschließlich, die ich bisher über andere Dinge zu sehr versäumt habe. Hier im Vatican sind allein über 1700 alte Bildwerke. Der Weg dahin stimmt einen schon ganz eigen: da geht es über die Engelsbrücke, gegenüber der Coloß des Hadrianmausoleums mit dem trotzigen thurmartigen Ausbau von Alexander VI., und dann nehmen uns die Colonnaden von Sanct Peter auf, und dann geht es hinauf in den Hof des Bramante, wo Rafael die Loggien malte, u. s. w., alles im Vorübergehen. — Das ist das Eigene hier; während an anderen Orten Gebäude, Kunstwerke edler sind, als der Ort, wo sie stehen, exotische Pflanzen, die uns wie beklagenswerthe Exulanten vorkommen, wie z. B. Griechenbilder in dem Monaco des Bieres, so ist in Rom der Ort, der Erdboden, der Staub zu unsern Füßen noch edler und heiliger, als das, was darauf sich erhebt. —

Doch will ich nicht läugnen, daß mir jetzt das Fehlen einer Geselligkeit, wie sie bei uns ist, wo Damen mit eintreten, zuweilen fühlbar wird. Die Zeit meines Aufenthaltes (da ich noch nach Neapel will) ist zu kurz, um noch zu diesem Zweck Bekanntschaften anzuknüpfen.

Mit Gregorovius, dem ich jetzt nahe wohne, machte ich kürzlich einen Spaziergang nach der Marmorata. Unterwegs sahen wir den alten Visconti, jetzt zum Baron vom Pabst gemacht, in Begleitung einer Dame auf uns zu kommen, dahinter ein junger Mann mit einer bunten Halsbinde mit einem Cardinal. Als wir schon grüßend vorbei gegangen waren, rief V. den Greg. zurück, um ihn der Dame und dem Herrn vorzustellen, die niemand anders waren, als die Königin und der König von Neapel. Die Königin ist noch schön, etwas schmal, der König sieht viel jünger und frischer aus, als ich nach den Bildern dachte. Hernach trafen wir bei dem Marmorlager den jungen Caetani, dem Greg. von fern zurief: Wissen sie, was mir Visconti für eine pasquinata gemacht hat? Es

wird hoffentlich bis zu euch gedrungen sein, (ich habe einmal im Sommer einen Bericht in die Augsb. Z. darüber geschrieben), daß Visconti das alte römische Marmorlager an der Tiber aufgefunden hat. Es finden sich hier täglich Blöcke des kostbarsten buntfarbigen Marmors, dessen Steinbrüche in Asien und Africa zum Theil verloren sind. Mit ein paar solcher Blöcke wenn man sie in Platten zersägt, kann man eine ganze Kirche bekleiden.

Gregorovius war in Deutschland gewesen, und das erste, was er mir sagte, als ich ihn in der Nähe des Pantheon begegnete, war, daß ihm dieses Land wie ein Misthaufen vorkomme (er spricht etwas in dem pathetischen Ton von Thiersch). Auch Dr. Dressel versichert mir, daß einem dieses Land höchstens bis ins 5te Jahr gefallen könne; man könne nicht immer mit den Dingen, man müsse auch mit den Menschen leben, und dies sei ein tief gefallenes Volk.

Diese Woche war hier ein englischer Vorleser, Namens Carr, der in der Galleria Dantesca Passagen aus englischen und americanischen Lyrikern und Dramatikern recitirte. Ich ließ mich verleiten, hin zu gehen, glaubte nicht, daß ich das Englische so wenig mit den Ohren verstehe. Obwohl mir fast alles verloren ging, so bereue ich doch nicht grade, hingegangen zu sein. Wie sonderbar kam mir alles dies englische Wesen vor, nachdem ich seit zwei Jahren an nichts als welsches gewöhnt war! Gegenüber der reinen vollen Aussprache der Vocale, deren eigentlichen Ton der Römer noch verschärft (alle die vielen Verdopplungen der Consonanten bedeuten nicht, kurze Sprache der Silbe, sondern eine geschärfte Dehnung des vorher gehenden Vocals) — diese gemischten Laute, die mir wie spleenige abgeschmackte Verderbniß der gesunden Laute vorkamen. Und dann das nebelhafte, hauchende, pustende Verschwimmen der Consonanten; und das Hinausschieben der Sprache nach vorn und oben, das Ausstoßen der Worte in einzelnen krampfhaften Ansätzen, wie der Blasebalg eines Schmieds;

während der Italiener alles aus tiefer Brust spricht; eine italienische Declamation ist wie das Rollen des Donners in den Wolken, das Murmeln des Bachs, das Säuseln des Winds im Schilfrohr. Uebrigens hatte sich der gute Mann nicht einmal von dem gewöhnlichen Lesesingsang frei gemacht, und wo er dramatisch sein wollte, hörte man nur die Absicht, nicht den Affect selbst. — Nicht weniger Anlaß zu Vergleichungen bot die anwesende englische Gesellschaft selbst. Wie geschmacklos sind die Formen ihrer Toilette; und was für ein Ensemble! Jetzt tragen sie tellerförmige Scheiben, die schief über den vorderen Theil des Kopfes befestigt werden und etwas an japanisches erinnern. Andere tragen die Haare aufgelöst über die Schulter, wie Wahnsinnige. Eine Americanerin, die viel von sich reden macht, trägt ihre hellblonden Haare frisirt wie eine Negerin. Und wie formlos, stillos, schlapp sitzt alles; und ebenso ist ihre Haltung. Sieht man auf ihre Mienen und Geberden, so ist alles eingelernt, vorgenommene Maske, ungeschickt hergemachte Theaterlection. — Die Italienerinnen lieben etwas zu sehr die starken Farben und das starke Relief, z. B. Chignons, aber sie verstehen die ärmlichsten Bestandtheile zu einem stimmenden Ganzen zu verbinden; ihre Erscheinung hat immer etwas so fertiges und vollendetes; ihre Haltung ist immer ruhig, anmuthig und gemessen; sie sind zurückhaltend oder leidenschaftlich, aber so künstlich gemachte Mienen giebt es nur im Norden. —

Das nahe Weihnachtsfest erinnert mich, dafür zu sorgen, daß auch von Rom aus einige Oelblättchen über Euren reich beladenen Tisch hinfliegen.

No. 1 ist die Fontana Trevi, aus der diejenigen ihren Abschiedstrunk zu nehmen pflegen, die sicher sein wollen, noch einmal nach Rom zurückzukehren. Sie liegt mitten im belebtesten Theil der Stadt. Es ist ein unvergleichlicher Eindruck, wenn man im Sommer sich durch die kochenden Straßen durchwindet und vor diese Fontana heraustritt. Ueberreichlich, in Springbrunnen, Wasser-

fällen bricht hier das reinste, viele Meilen weit aus den Bergen hergeführte Wasser hervor und ergießt sich über die künstlichen Felsen. Man fühlt augenblicklich Waldesfrische, Quellenkühle. In der Nische steht Neptun, der das alles herzaubert. Nie erschienen mir die Päbste so liebenswürdig und nie haben sie mit gerechterem Stolz ihr Benedictus XIV hingesetzt, als bei diesen Fontanen, bei diesen Spendern lebendigen Wassers.

No. 2, die große Loge der Laterankirche, von der aus der Pabst am Pfingstmorgen den Segen ertheilt. Die Lage ist die herrlichste; die Fassade von St. Johann liegt am östlichen Ende von Rom und sieht auf die Campagna und die Gebirge. Es ist eins der edelsten und erhabensten und das letzte bedeutende Bauwerk Roms. Für die Größe giebt die Treppe einen Maßstab.

No. 3, Apoll als Sänger zur Zither zwischen den Musen Terpsichore (geistlicher Musik!) und Kalliope (Epos) in der Rotunde des Vatican.

No. 4, die schlafende Ariadne auf Naxos, eine der ersten Statuen der Welt, schon von Julius II. im Belvedere des Vatican aufgestellt. Man nannte sie früher Cleopatra. Das Relief unten (schlangenfüßige Titanen den Himmel bekämpfend) gehört nicht dazu.

No. 5, Fortuna, Sinnbild ehelichen Segens für das junge Ehepaar! —

No. 6, die linke innere Seite des Titusbogens mit dem Relief des Triumpfzuges, wo der siebenarmige Leuchter, die Posaunen u. s. w. aus dem Tempel in Jerusalem im Triumpf nach dem Capitol getragen werden. Es ist derselbe Weg, dieselben Pflastersteine, auf denen sich jener Zug bewegte, der noch jetzt unter dem Titusbogen hergeht. Es ist eine Bewegung, ein Ungestüm, ein Siegesrausch in diesem Zug, der bei dem ersten Anblick dieses verstümmelten Marmors ergreift. Wie nah treten uns hier jene Ereignisse. Der Mann der dieses Relief arbeitete, hatte jenen Leuchter

vor sich. Nicht weit von diesem Denkmal des Untergangs der heiligen Stadt steht der Bogen des Constantin, 2 1/2 Jahrhunderte später gebaut, der den Sieg des Christenthums im römischen Staat bezeichnet. Daneben das Colosseum, in dessen Staub das Blut so vieler Märtyrer geflossen. Als der Seher von Patmos seine heilige Stadt bedroht sah, an deren völligen Untergang er noch nicht glauben wollte, überflog sein Geist diese 2 1/2 Jahrhunderte, und er sah „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit", die von seinem Christus in Besitz genommen, und noch weiter sah er die große Stadt verödet und die Fremden da stehen und klagen über ihre zerstörte Herrlichkeit. — Solcher Stellen dieses räthselhaften Buchs muß man sich an dieser Stelle erinnern; hier sind die Illustrationen dazu! Wie der Geist des Propheten in den Räumen der dunklen Zukunft schweift und colossale, dämmerhafte, räthselhafte Bilder auftauchen sieht, so schweift hier das Auge über die Jahrtausende hinaus, die für ihn Marksteine gesetzt haben.

An die Seinen

Rom, den 29. December 1868

ICH will dieses Jahr, das erste, wo ich von Anfang bis zu Ende von Euch abwesend war, nicht vorbeigehn lassen, ohne Euch noch einmal zu schreiben. Zwei Sendungen von Briefen, die letzte am 23., habe ich richtig erhalten.

Die Weihnachtszeit war hier so schön, wie man es sich selbst in Rom seit langen Jahren nicht erinnert. Es war wie bei uns an warmen Maitagen, so mild war die Luft und doch sonnig. Man ging in leichten Sommerkleidern. Winter kann man so etwas gar nicht nennen. Selbst der höchste Gipfel der Sabina, der Monte Gennaro, hat sich bis jetzt noch nicht mit Schnee bedeckt, nur

hinter dieser Gebirgskette ragen einige weiß strahlende Spitzen hervor. Der Pincio, dem ich jetzt so nahe wohne, ist ganz zauberisch mit seinen Anlagen und ihrem Ueberfluß an immergrünen Gewächsen, Palmen, Lorbeern, Cypressen, Tannen, Pinien, blühenden Rosen und andern Sträuchern aller Art. Da hier alles so streng dem Herkömmlichen sich unterwirft, so kann man, wenn die Zeit des Corso nicht ist, diese Anlagen fast ganz allein genießen; in der Stunde vor Sonnenuntergang macht die ganze vornehme und reiche Welt Roms und der Fremde hier zu Wagen die Runde. —

Der Theil der Stadt, wo ich jetzt wohne, ist der modernste und wohnlichste, auch wohl der gesundeste, was aber im Winter ziemlich einerlei ist. Von dem Rom der Ruinen, ebenso von dem Rom, wo der Kern der einheimischen Bevölkerung zusammenwohnt, liegt es weit ab. Meine Straße gehört zu einer langen Linie, die gradeaus bis auf das nördliche Ende der Stadt, die porta del popolo geht. Aussicht habe ich vis-à-vis keine, aber Sonne, die bis jetzt das Feuer, selbst das Kohlebecken entbehrlich gemacht hat. Links sehe ich die Paläste auf dem Hügel des Quirinal, der mir auch die Stunde ankündigt, rechts den verschnörkelten Thurm von Sant Andrea, wo das Monument der Angelica Kaufmann ist. — Meine Wirthin ist eine wahre Hexe, mit der wenig zu sprechen ist, so daß ich hier wieder außer aller Uebung gekommen bin mit der Sprache. Sie ist übrigens reinlich und thut, was ich wünsche, so hat sie einen Teppich angeschafft, der fehlte, als ich das Logis nahm. Ich versuchte zweimal eine andere Wohnung zu finden. Die Preise waren aber so gestiegen, daß unter 75 bis 100 francs keine zu bekommen war. Ich zahle 43 monatlich. Bequem ist die Lage sehr. Grade gegenüber ist eine der besten Trattorien, wo ich zu Mittag esse, gleich rechts ein Caffè, etwas weiter die Kirche S. Trinità di Monti, wo man Sonntag Abends so schöne Gesänge hört, auf deren Besuch meine Beziehungen zur Kirche in Rom sich beschränken!

Am Weihnachtsmorgen war ich wieder natürlich bei der großen päbstlichen Funktion in Sanct Peter, von der ich Euch so oft geschrieben habe. Dieses Gebäude giebt bei jedem neuen Besuch neue Anblicke und Eindrücke, und es gehören Jahre dazu, bis sich alle seine Geheimnisse dem Besucher öffnen. Allein die Licht- und Farbenwirkungen, die Tonwirkungen, die Menschen und Processionen, und Cultushandlungen nehmen einen Character an, der von allem, was man sonst hört und sieht, gänzlich verschieden ist. So bei dem Posaunenchor ist es nicht blos die Feierlichkeit der alten Melodie, die Reinheit der Töne, die Stelle, wo er in die heilige Handlung eintritt, die den überwältigenden Eindruck begründet, sondern das, was nirgends sonst so vorkommen kann: die Stellung der Bläser in der Kuppel und das Hinschweben der Töne durch die ungeheuren Räume. Diese Töne sind wie die Seele des Baus, sobald sie erklingen, scheint das ungeheure Wesen aus einem starren Todesschlaf zu erwachen. Die hellen Massen der Marmorwände und Pilaster, die riesenhaften Statuen der Heiligen in den Nischen erscheinen in diesem Augenblicke noch geisterhafter, besonders, wenn das schwarze Menschengewirr und die bunten geistlichen und weltlichen Costüme der Procession die Räume anfüllen. Die weiten Entfernungen, durch die der Blick gleitet, lassen die Gegenstände, die Statuen noch schattenhafter erscheinen, obwohl die Formen immer bestimmt und das Licht hell und weiß bleibt. Dazu kommen die großen Bogen- und Kreislinien über unsern Häuptern mit ihrem eigenthümlichen Eindruck des Schwebens, wie denn die Kuppel selbst wie ein himmlischer Rundtempel ist, der von oben herabschwebt, und in den man durch die durchbrochenen oder aus einander getretenen Gewölbe der Kirche hineinsehen kann — so erscheint hier alles unkörperlich, der Schwerkraft enthoben, überirdisch, — trotz der ungeheuren aufgethürmten Steinmassen, die sich dem Auge verbergen. Wie klein erscheint hier der Moment der Gegenwart, ja der Zeit und des Lebens über-

haupt gegenüber den ungeheuren Reichen der Vergangenheit. Sieht man z. B. den gegenwärtigen Pabst sich durch diese Räume hinbewegen, wo rings an den Wänden die colossalen Marmorschatten seiner Vorgänger seit Jahrhunderten ragen, segnend ihre Hände ausstrecken, so erscheint das Lebendige wie die Erscheinung eines Augenblicks, die nur auftaucht, um alsbald diesem weiten Reich der Ewigkeit und Verklärung zugesellt zu werden. Der Geist fühlt sich schrankenlos erweitert und selbst der Zeitlichkeit enthoben. — (Vergl. in Byrons Ritter Harolds Pilgerfahrt, vierter Gesang, über Sanct Peter.)

Ich denke von hier im Lauf des Monats Januar nach Neapel zu gehn und dort circa 6 Wochen zu bleiben. Auf dem Rückweg halte ich mich noch etwas in Rom und in einigen Städten Oberitaliens auf, so daß ich zu Anfang der Vorlesungen zurück bin. Ich habe Ferdinand gebeten, mir über das in kunstgeschichtlicher und archäologischer Beziehung dort Mögliche nach Rücksprache mit einsichtigen Leuten seiner Facultät zu schreiben, er hat es aber über den Flitterwochen wohl vergessen. Ein philosophisches Kolleg werde ich ankündigen müssen; es sei „Logik und Erkenntnißlehre“! Daneben „Geschichte der Kunst des Alterthums“, vierstündig, letztere um 12 Uhr. — Die Quittung der Quartalbesoldung war aus Versehen in den letzten Brief nicht eingelegt worden. — Briefe adressirt aber doch lieber in das Caffé greco, da es sichrer ist. Mein Haus ist zuweilen geschlossen, und einen Portier giebt es nicht.

P. S. Beinahe hätte ich ganz vergessen über die Feier des diesjährigen Weihnachtsabends einiges zu erzählen. Diesmal hatte Mad. Helbig eine solenne Bescheerung sich vorbehalten; da sich aber heraus stellte, daß die Zahl der sich um die capitolinische Colonie gruppirenden deutschen Jünglinge sehr groß war, und Frau Principessa einiger seccatori (d. h. langweiliger und unausstehlicher Gesellen) sich entledigen wollte, so wurde eine Minorität auf Frau Henzen

abgeleitet. Bei dieser strahlte ein Lorbeerbaum, bei jener ein Tannenbaum. Es war ein buntes Durcheinander von Leuten, d. h. bunt nach der Verschiedenheit ihrer Gemüthsbeschaffenheit und dem Grade, sich leiden und nicht leiden zu können, denn sonst waren es fast alle — Philologen!!!! Mir fielen 2 Bücher zu, und sogar ein gestrickter violetter Geldbeutel! — Die gute Frau Frommännchen hatte mir sogar einen großen Teller mit Köstlichkeiten heruntergeschickt, da sie einst des Abends im Corso an einem Blick, den ich durch die hellerleuchtete Scheibe eines Conditorladens warf, auf eine verborgene Schwachheit schließen zu können geglaubt hatte. Mit Unrecht; denn ich bin hier von dieser unwürdigen Schwachheit zurückgekommen und habe während meines ganzen Aufenthaltes kaum 2 bis 3 Mal eine Conditorei besucht; vielleicht in Folge des guten Weins. Aber allerdings ist das römische Zuckerbackwerk von der Art, daß ein Straußenmagen dazu gehört, es zu verdauen. Die Weihnachtskuchen haben Euch gut geschmeckt und sind Euch wohl bekommen?

An den Bruder

Rom, den 16. Januar 1869

DEINE beiden dicht auf einander gefolgten Briefe habe ich erhalten. Was die Vorlesungen betrifft, so ändre nur und setze zu, ganz nach Belieben, als publicum etwa ein philosophisches Conversatorium, für die Kunstgeschichte die Stunde 11—12. Das philosophische Colleg mußte ich unter den bekannten obwaltenden Umständen anzeigen, bin aber keineswegs gesonnen, es zu lesen; wie könnte ich es nach jahrelanger Vernachlässigung dieses Gegenstandes. Dagegen die alte Kunstgeschichte, das einzige, was ich lesen kann und will, bin ich allerdings gesonnen mit

Hintansetzung der schriftstellerischen Arbeiten, so gut ich kann, zu machen. Ein wahrer Jammer ist nur der Mangel der Hülfsmittel in Marburg, des Apparats. Wie soll man über römische Architectur da lesen, da Canina nicht da ist! Nichts als die elenden Compilationen der Kunstgeschichtenschmierer. Wenn in Marburg irgend eine Person wäre, die sich für diese Sachen interessirte, so könnte der gesammelte Fonds, da es mit den Gypsen nun einmal vor der Hand nichts ist, für große Photographien nach antiken Statuen und Bauwerken, und für einige Hauptkupferwerke verwandt werden. Aber ich wage gar nicht, so etwas vorzuschlagen, da man bei der dort herrschenden Barbarei dergleichen für frivolen Luxus erklären würde; Henke z. B. scheint antiken Statuen gegenüber keine andere Ideenverbindung mehr zu haben, als daß es doch besser und christlicher sei, die armen Nackten mit flanellenen Camisölen zu bekleiden u. s. w. — Daß sich in diesen letzten Wochen meines Aufenthaltes in Rom mir viele Unterlassungssünden aufdrängen, daß ich sehe, wie viel ich jetzt anders anfangen würde: trägt nicht dazu bei, meinen dermaligen Zustand behaglich zu machen. Manchmal erschien mir der Abschied wie ein Abschied vom Leben, oder wie eine Rückkehr in ein altes Gefängniß. Wie wird mir das Aufgeben dieser Freiheit in jeder Hinsicht schwer werden. Wie eng und öde wird mir das Leben scheinen nach zweijähriger Gewohnheit, mehr in einer großen Außenwelt, als mit Menschen zu leben. Meine Vernunft redet dazwischen, erinnert mich an die nachtheiligen Wirkungen eines über viele Jahre ausgedehnten Aufenthaltes in Italien auf Arbeitskraft, Gewohnheit angestrengter Thätigkeit, Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Heimath; ferner an die Unzufriedenheit, die fast bei allen lange hier angesessenen Deutschen stehende Wirkung ist. Was mich am meisten aussöhnt mit der Rückkehr, ist das Bedürfniß, nun wieder nach Büchern zu arbeiten, denn darin habe ich sehr viel nachzuholen; das Lernen durch Anschauung, und das Sam-

meln für mein Buch ist hier meine einzige Beschäftigung gewesen, und soviel hier noch zu thun übrig wäre: eine Unterbrechung durch gute planmäßige Studien, wie man sie an deutschen Universitäten macht, ist für mich eine Nothwendigkeit. — Ich wünsche bei meiner Rückkehr gleich in der Wohnung abzusteigen, wo ich bleiben werde. Am liebsten in meiner früheren, wenn es möglich wäre, selbst im Erdgeschoß, oder in der Mansarde; oder doch irgendwo vor der Stadt. In Betracht zu ziehen wären auch die sonstigen Insassen des Hauses: keine Studenten und Professoren! Es wird Dir leicht werden, unter der Hand Erkundigungen einzuziehen. — Aussicht, freie Natur oder Garten ringsum ist mir unendlich wichtiger, als Größe und Eleganz des Zimmers oder der Möbel, die mir ganz gleichgiltig sind.

Denke Dir, ich habe in diesem ganzen Winter keine Kohle, kein Scheit Holz verbrannt. Vor einer Woche wurde es einmal bitter kalt, aber nach ein paar Tagen kam wieder Regen. Es wird mir freilich leicht dadurch, daß ich viele Stunden des Tags in kalten Museen und Bibliotheken zubringe, und um Abends nach dem Diner Feuer nöthig zu haben, dazu muß es schon stark kommen. — Aber keine Ofen- und Stubenluft! Im Januar zwischen blühenden Rosenhecken spazieren gehen!

Diesen Winter ist der Professor Wilhelm Dilthey hier, der ein Leben Schleiermachers geschrieben hat, dessen Correcturbogen ihm hierher nachgeschickt werden. Er hat sich durch Ueberarbeiten das Nervensystem gründlich zerrüttet und mußte Urlaub nehmen; die Anwesenheit seines Bruders, eines Philologen, in Rom bestimmte ihn hierher zu kommen. Er ist die erste Person, mit der ich wieder einmal Gespräche über philosophische und literarische Dinge habe pflegen können. Ueber Dinge der Kunst läßt sich mit manchen Malern hübsch sprechen; einige wenige Philologen sind als Nachschlagebücher für Notizen zu gebrauchen. — Nun geht es nach Neapel, und hier hoffe ich noch einmal auf kurze Zeit Vergangen-

heit und Zukunft zu vergessen. Briefe nach dem 20. dieses abgesandt adressire wieder an: Libreria A. Detken, Piazza del Plebiscito.

In Neapel und Nähe werde ich Zeit haben, Dir ausführlicher zu schreiben, als hier, wo die letzten Wochen für mich eine rechte Hetze sind.

An die Schwester

Neapel, den 4. Februar 1869

SEIT dem 2. dieses Monats befinde ich mich wieder in der schönen Parthenope und heute Nachmittag habe ich die Wohnung bezogen, die mich nun 4 bis 6 Wochen beherbergen soll. Die letzten Wochen in Rom gehörten nicht zu den angenehmsten. Nachdem wir bis nach Weihnachten warmes Frühlingswetter gehabt, brach im neuen Jahr in Folge anhaltender tramontana ein in Rom seit 30 Jahren unerhörter Frost aus, so daß die großen Schalen der Fontaine 5 Fuß lange Eiszapfen aufwiesen. Da kamen mir meine Uebungen im Frieren in den langen Wintern in der Villa Schmidt zu statten; denn wenn ich auch mein kleines sonniges Zimmer mit Hülfe eines scaldino oder Kohlebeckens ganz erträglich machen konnte, so hieß es doch den größten Theil des Tages auf Bibliotheken und in Museen aushalten. — Dann hatte ich eine Menge Erkundigungen, Fragen mein Opus betreffend, auf die letzten Wochen verspart, die mich zu vielen oft vergeblichen Gängen nöthigten. Ich könnte einen ganzen Brief damit anfüllen, um Dir alle die Weitläufigkeiten aufzuzählen, die es kostete, zu manchen Dingen Zugang zu erhalten. Während ich z. B. in Venedig nichts nöthig hatte, als den Director des Archivs zu besuchen, der dann einen Beamten rief, der mir das erforderliche Gesuch

diktirte, worauf ich in einer halben Stunde die gewünschten Sachen zu freiem Gebrauch in Händen hatte, so muß man hier erst dem Gesandten die Schwelle ablaufen, der an zwei Tagen der Woche auf der Fuchsjagd ist, eine beim Cardinal, und der setzt dann ein Gesuch in Gang. — Bei weitem die größte Unannehmlichkeit aber sind die vielen deutschen Reisenden, gegen die die früher viel besungenen Plagen Italiens, Ungeziefer u. s. w., Vetturine, facchine, gar nichts sind. In Rom konnte man sich manchmal ganz in einer deutschen Stadt glauben. Trotz meiner Zurückhaltung, die mir natürlich nicht gut aufgenommen wird, habe ich im Lauf der Jahre Bekanntschaften aufgesammelt, die mir manche Orte su besuchen gradezu unmöglich machen.

Der Tag meiner Fahrt nach Neapel war sehr trübe, und am ersten Morgen war der ganze weite Horizont schwer mit dunklen Wolken behängt, der Regen goß in Strömen, und die Straßen waren voll schlammiger Bäche, Nachmittags aber heiterte es sich auf. Die Stadt ist überfüllt mit Fremden; auch der König ist hier. In Sta Lucia, wo meine frühere padrona Sante Combi ein neues großes Logirhaus organisirt hat, da das, wo ich früher wohnte, durch den Erdsturz des Pizzofalcone unbewohnbar geworden ist, war kein Zimmer mehr zu finden. Im Hotel de Genève, wo ich abstieg, erhielt ich ein Zimmer 5 Treppen hoch, und was für Treppen! In einer Höhe von zwei Stockwerk unter mir sah ich herab auf die flachen Dächer benachbarter fünfstöckiger Häuser. Ich fand indeß am folgenden Morgen an der Chiaja mehrere sehr lockende Wohnungen, die mir die Qual der Wahl machten. Eins lag am Berg hinauf in der Mitte von Gärten, dahinter ein großer Garten von Apfelsinen, mit herrlicher Aussicht und ganz stille. Die piècen ringsum aber waren an so viel englische und americanische Damen, wie mir schien theils kränklicher Natur, vermiethet, daß ich es vorzog, ein anderes Zimmer zu nehmen, das an der großen Straße liegt. Es hat ein Fenster, mit Balcon, von wo ich

die einen flachen Bogen bildende schönste Straße Neapels in ihrer ganzen Ausdehnung sehe; gegenüber unmittelbar die immergrünen Bäume der Villa Reale; dahinter der Golf, gegenüber Capri, rechts der Posilipp in seiner ganzen Ausdehnung, links der Pizzofalcone, über dem die zwei Gipfel des Vesuv hervorragen. Etwas herrlicheres kann sich die Phantasie nicht aussinnen; es ist das Leben einer großen Stadt, (Nachmittags ist hier Corso, 5 bis 6 Reihen Wagen nebeneinander), Fremde aus allen Welttheilen, das eigenthümliche Volksleben; und dicht daneben die Natur in ihrer Herrlichkeit, die üppigen Massen südlichen Baum- und Strauchwuchses, das ewig wechselnde Schauspiel des Meeres. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß das zuviel sei für jeden Werktag; es kommt einem vor, wie wenn man jeden Ausgang mit Vierspänner machen oder zum Frühstück Champagner trinken wollte. Indeß bezahle ich weniger, als 1867 in dem Hotel, wo ich ein Zimmer auf den Hof hatte und von den Zanzaren halb todt gemacht wurde; obwohl jenes die Cholerazeit war, und wir drei deutsche Jünglinge die einzigen Insassen Monate lang waren, während jetzt die Fremdensaison ist. So schlecht ist man berathen. Ich zahle 60 francs für den Monat, ein Preis, unter dem in Neapel, der theuersten Stadt in Italien, überhaupt kein Zimmer zu bekommen ist; (im Hotel 90). Ich wohne bei einer neapolitanischen Familie, die natürlich „durch gehabtes Unglück genöthigt ist, zu diesem eigentlich unter ihrer Würde stehenden Existenzmittel, Zimmer zu vermiethen, ihre Zuflucht zu nehmen". Die unvermeidlichen Misses fehlen in dem Hause freilich auch nicht, und geben ihr Dasein kund durch das gebenedeite Piano; Heine meint deshalb, daß davor nur das Grab Zuflucht gewährt:

„Hier bist du sicher vor Musik,
Vor des Pianoforte Folter —"

Theils um den Carneval zu ehren, theils um meinem Eintritt in

Neapel eine gewisse Feierlichkeit zu geben, ging ich gestern Abends in das Theater San Carlo, wo ich den Wilhelm Tell von Rossini zu finden hoffte. Es mußte aber wegen eingetretener Unpäßlichkeit etwas anderes gegeben werden, eine höchst dürftige Oper von Donizetti, über der ich nahe daran war, einzuschlafen, Parisina. Dies größte Theater der Welt muß sinken, seit der Staat die jährliche Subvention entzogen hat. Das Orchester that sein Möglichstes. Wenn man sich hier einen Mozart, Don Juan, aufgeführt dächte!

Nach Pompei werde ich von Zeit zu Zeit gehen.

Seit langer Zeit habe ich kein Buch mit so vielem Interesse gelesen, als die Biographie Gerhards von Otto Jahn. Kaufe sie auf meine Rechnung; ich will sie behalten. Gerhard war es eigentlich, der das preußisch-römische Institut auf dem Capitol begründet hat. Sehr merkwürdig ist dies beständige Reiseleben in Verbindung mit einer so bedeutenden und concentrirten wissenschaftlichen Thätigkeit, und dies bei ganz geschwächter Sehkraft. Lies sie, sie wird Dich interessiren. — Seine Witwe lebt jetzt in Cassel, und ich hoffe, sie bei meiner Rückkehr kennen zu lernen.

Was die Wohnung in Marburg betrifft, so würde ich auch eine am anderen Thor, z. B. in dem Haus neben dem Bahnhof, nicht verabscheuen. Ich könnte da im Ritter essen. Wann fängt man factisch an zu lesen?

Lignana habe ich noch nicht getroffen; er wohnt ganz in meiner Nähe an dem Ende der Chiaja. —

Zu denken, daß das alles jetzt noch Wirklichkeit, Gegenwart ist, und die Zukunft ein nebelhaftes Schattenbild! Zuweilen predige ich mir vor, dieses bald zu einem eitlen Schattenbild der Vergangenheit gewordene Jetzt recht auszudehnen; ich meine in dem Sinne, wie die Zeit in uns ist, und wie sich nach Lessings Worten die Minute am Zeiger im Innern in Jahre verwandeln kann. —

Jetzt kommt es mir manchmal vor, als ob ich den größten Theil dieser Zeit dumpf verträumt hätte! — Bei Detken war noch kein Brief angekommen.

An die Schwester

Neapel, den 17. Februar 1869

ICH will die zweite Woche nicht anfangen lassen seit dem Empfang der letzten geld- und inhaltschweren Schreiben[1]), ohne denselben hiermit zu bescheinigen. Es war also, wie ein Blick in den Kalender lehrt, am Aschermittwoch, wo diese Doppelkunde an mich kam, während die Gewährung der einjährigen Urlaubsverlängerung im vorigen Jahre im vollen Carneval ankam. Obwohl ich nun, als vom Carneval ganz unberührt, an jenem Tage nicht nöthig gefunden hatte, mich einzuäschern und sogar einen schnöden Rinderbraten, der Kirche zum Trotz, zu mir nahm: so verweilten doch meine Gedanken mehrere male bei diesem Zusammentreffen der Erreichung dessen, was für viele das letzte Ziel ihrer Mühen und Wünsche ist, mit dem Tage, wo wir uns der Betrachtung hingeben sollen, daß noch ganz andere Dinge Staub und Asche sind. Diese Betrachtung kostet mich keine Anstrengung; da meine Gemüthsfarbe immer einen gelinden Aschenton hat, ich mag sein, wo ich will, und es mag mir äußerlich gehen, wie es will. Man kann sich gelegentlich auf die meisten Eitelkeiten und Freuden der Welt einlassen, ja sich gestehen, daß man nicht wohl ohne sie leben möchte, (und doch, wo ist der Punkt für den Menschen, an dem er sagen könnte, Ich kann ohne dies, das, oder mit

[1]) Justi war am 9. Januar zum Ordinarius für Philosophie ernannt worden. K.

dieser, jener Entbehrung nicht existiren;) man kann wie alle anderen in und mit der Welt leben, und doch den Glauben an diese Eitelkeiten verloren haben. Ich werde zwar nie eine philosophische Leuchte meiner Nation werden; hoffe aber doch so viel von Philosophie gelernt zu haben, um die Erdengüter richtig nach ihrem Werth zu classificiren, und zu wissen, daß die Muße für ein mit Liebe gepflegtes Werk, oder die Entdeckung einer über die unendliche Mehrzahl gewöhnlicher Menschen erhabene, und in einem gewissen Accord mit der unsrigen stehende Seele, wie es mir in diesem Winter in Rom begegnete (besorge nichts, es ist keine weibliche Seele), oder das Wasser am Golf von Neapel mit sonntäglichem Besuch bei den alten Pompejanern, oder da, wo man zu jeder Stunde zu der Kuppel von Sankt Peter hinaufschauen und mit Michelangelos Propheten Zwiesprache halten kann, endlich gesunde Augen, gesundes Gehirn und Lungen, unendlich werthvollere Dinge sind, als die freilich wenigen zu Theil werdende hohe Ehre, den Aktenkasten des Senats öffnen zu dürfen, über das annoch durch den Erfolg eines Examens bestimmte Lebensglück armer Bursche mit zu entscheiden u. s. w. Doch bin ich auf der anderen Seite wieder nicht Philosoph genug, um mich ganz unabhängig zu wissen von den Mienen, Manieren und Urtheilen der großen Menge alberner Menschen, die nun einmal den Menschen nach solchen äußeren Erfolgen und Titeln taxiren, behandeln, und bei denen der Zufall äußeren Mißerfolgs fast immer Dummheit, wo nicht Unsittlichkeit voraussetzen läßt; grade so wie man, obwohl überzeugt, daß „der Leib mehr ist, als die Kleidung“, doch nicht gleichgültig sich fühlt gegen den Verdacht, daß man seine Cravatte wie ein alter Dorfsteuercanzlist binde und in seinem Kragen den Schnitt vor 20 Jahren bewahre. — Nichts kann so die Verachtung der Menschen lehren, als der Wechsel ihres Benehmens nach solchen äußeren Peripetien, während man sich als ganz derselbe vor und nachher fühlt und weiß.

Der Tag meiner Ankunft in Neapel und der folgende waren die letzten Regentage; seitdem haben wir fast ununterbrochen das schönste Frühlingswetter; und ich kann mich gleich nach dem Aufstehn auf den Balcon meines Fensters setzen. Ich könnte ganze Briefe damit füllen, Dir die Herrlichkeit dieses Orts zu schildern. Ich weiß nicht, ob die Aussicht, daß es mit Italien zu Ende geht, die Aufmerksamkeit und die Empfindung mehr schärft; gewiß ist wenigstens, daß man das, was man immer, oder doch für unbestimmt lange Zeit zu besitzen glaubt, nicht zu sehen oder wenigstens nicht zu empfinden pflegt. Die alten Römer stellten aus demselben Grunde das Bild des Tods bei ihren Gastmählern und Gelagen auf, weil der Gedanke des abgegrenzten Zeitraums des Lebens den Sinn für die Schönheiten und Reize desselben schärft. — Natürlich kommt gegen das Ende hin, wie bei allen Lebensabschnitten, die Betrachtung, wie vieles man hätte anders machen, wie viel thätiger man hätte sein können. Besonders am vorletzten Sonntag, als ich in Pompei war, und Abends die hohen Berge im Halbkreis im lichten Violett strahlten, und die Sonne die Burgen und Dörfer am Abhang der Berge und den Golf im Untergehen beleuchtete, kam mir aufs neue der Gedanke, als habe ich diese zwei Jahre nur verträumt. Viele Jahre lang habe ich von Zeit zu Zeit immer große Hoffnungen auf eine Reise nach dem Süden gegründet, als sollte mir hier das Leben aufgehen. Und nun kommt die niederschlagende Vorstellung auf, daß der Zeitraum, in den diese Erfüllung fallen sollte, zu Ende ist, und daß diese zwei Jahre wie alle andern an mir vorübergegangen seien. Das äußere Schauspiel war über alle Ahnung groß, reich, herrlich, aber das Dumpfe, Schattenhafte, Traumhafte ist nicht von mir gewichen. Es kommt mir vor, als ob ich außerhalb des Lebens stünde. Alle Beziehungen zu Menschen, alles Wissen, Können, alle Empfindungen von den Dingen scheinen mir unwirklich, unbestimmt, verschwindend; alles gleitet von mir ab, wie die Regentropfen vom

Regenmantel. — Während ich mich diesen Betrachtungen überließ, fiel mir die alte Vorstellung ein, wonach das Leben selbst nur ein Traum ist; ein Traum, in dem uns, wie in den Träumen des Nachts, das Leben einer äußeren Welt fortwährend in die Sinne klingt, aber unsere dämmerhafte Phantasie spinnt aus diesen Eindrücken ihre eigenen Gebilde. Oft sind die zu uns dringenden Töne zu laut — zu schreckhaft, oder zu melodisch, oder die Träume selbst zu lebhaft, als daß der Schlaf fortgehn könnte. Dann fahren wir auf und ahnen, wie an jenem Abend, daß wir schlafen, aber wir sinken alsbald wieder unter den bleiernen Bann zurück. Was für tolle, sinnlose Einfälle! — Dies alles will wohl nur sagen, (um die Sache auf ein anderes Gebiet überzuspielen), daß wenn ich dereinst im Fegefeuer zu brennen haben werde, ich mich unter denen befinden werde, die mehr wegen dessen, was sie aus Schwäche, Muthlosigkeit, Zögern, Mißtrauen in sich selbst unterlassen haben oder zu spät, oder nur halb gethan, zu büßen haben, als wegen des positiven Bösen, was sie gethan haben. Es ist eine der vielen Kurzsichtigkeiten unserer Theologen und Geistlichen, daß sie das Moralische nur als Meiden von Uebertretung gewisser Verbote darstellen, und die Menschen durch Schrecken und Einschüchtern vollkommen zu machen glauben, während zur Erfüllung der Lebensaufgabe grade Erhöhung der Kraft, des Muths, der Heiterkeit nöthig ist. Einige verlieren auf den breiten Blumenpfaden des Lebens das Ziel, das sie erreichen sollten; andere aber legen die Vorbereitungen aufs Leben so weitläufig und zeitraubend an, daß sie, ehe sie noch ganz mit denselben fertig geworden sind, unversehens schon auf der abwärts steigenden Bahn sich befinden. Sie gleichen einem Kind, das sich sein Stück Kuchen so lange aufhebt, bis es schimmlich geworden ist. Diese umgekehrt beunruhigt dann am Ende „der verschmähten Blumen Duft", wie der Dichter sagt:

„Einst sah ich viele Blumen blühen
An meinem Wege, doch zu faul
Mich pflückend weiter zu bemühen
Ritt ich vorbei auf stolzem Gaul.“

Jede Reise, jeder Aufenthalt an einem Orte zerfällt in zwei Hälften. Bis zu einem gewissen Punkt, es läßt sich oft der Tag angeben, erscheint ihre Dauer ganz unbegrenzt, unbestimmt in die Zukunft sich erstreckend, was dahinter liegt, unendlich fern. Plötzlich kommt ein Tag, wo wir ein Bewußtsein der noch übrigen Zeit bekommen, wo die Verhältnisse, die uns nachher erwarten, uns nahe rücken, wie gegenwärtig, und alles andere wie ein schneller Abschiedsbesuch. So ist es auch mit dem Leben. Im Anfang erscheint es Jahrhunderte lang, eine wahre Ewigkeit. Plötzlich messen wir mit Ueberraschung die paar Jahrzehnte, die uns im besten Falle noch bevorstehn, und berechnen ihre Dauer nach der Kürze der letzten verwichenen. In jener ersten Hälfte sind Enttäuschungen, Mißerfolge und Entbehrungen leicht zu ertragen, weil man noch so viel Zeit zum Einholen übrig zu haben glaubt, Lebenskraft hat, in Plänen und Hoffnungen lebt; in der zweiten nicht, da heißt es Zu spät! Verloren ist verloren!

Wider meinen Willen bin ich auf diese Art Dinge gekommen, und ich wollte Dir eigentlich von der Schönheit Neapels schreiben und dieselbe durch einen Vergleich mit Marburg veranschaulichen. Das Schema der Aussicht, die ich z. B. hier an der Chiaja genieße, ist ganz dasselbe, wie etwa die im Ruppersbergschen Garten. Die Mauern der Gärten rechts und links mit den Häusern darauf stellen die Paläste der Chiaja vor; die Fahrstraße, die hier mit Lava gepflasterte, auf der 10 Wagen neben einander fahren können. Die Bäume uud Gärten bis zu Reidt's Graben die Villa Reale, — die Ebene den Golf. Marburg und dem Schloß entspricht links der Pizzofalcone; der Vesuv dahinter hat an Spiegels Lust sein

Pendant. Die Hügelkette mit Homburgs Wäldchen entspricht dem Posilipp. Bis hierhin ist die Parallele vollkommen; nun aber weiß ich nicht, wenn ich den Frauenberg für Capri erkläre, wo ich die lange Bergkette und Landzunge von Castellamare bis Sorrent unterbringen soll. — In diesem Augenblick steht das Silbergestirn wirklich leuchtend über der See.

Heute gab das Collegio asiatico ein Dejeuner von orientalischer Ueppigkeit. Es war ursprünglich eine Missionsanstalt für China, und ist seit dem Umschwung in Italien zu einer Anstalt für commercielle, naturwissenschaftliche Zwecke erweitert worden. Lignana und La Cecilia scheinen dies hauptsächlich gemacht zu haben. Ich saß zwischen einem alten Engländer, Mr. Muir, der Generalgouverneur von Indien war, und einem jungen Chinesen, der gut italienisch sprach, und nach dem Dejeuner eine Stunde chinesische Grammatik gab, die nicht blos Vortrag, sondern auch Uebung war; mehrere ältere Herren, vielleicht Kaufleute, betheiligten sich. Ich muß gestehen, daß ich durch die genossenen fünferlei schweren südlichen Weine nur in den Zwischenräumen eines leichten Schlummers von der Lectüre Zeuge war. — Der ewige Uebelstand bei allen solchen Vereinigungen ist die Sprachverwirrung; hier giebt man den Theologen recht, die die Verschiedenheit der Sprache als Strafe der Sünden betrachten. Englisch, deutsch, französisch und italienisch wurde durch einander gesprochen. Chinesen und Deutsche sprachen italienisch, Engländer deutsch und französisch, Italiener englisch und deutsch.

Das Programm der asiatischen Gesellschaft will ich unter Kreuzband schicken, Ferdinand kann vielleicht irgendwo eine Anzeige davon machen.

Am Sonnabend Abend den 13. ist, wie ich gestern gehört, beim Maler Dreber, wo wir seit 2 Jahren jede Woche beim Glase Wein zu beschließen pflegen, auf meine Beförderung angestoßen worden.

Wie schade, daß Neapel so weit ist, daß Du es nicht arrangiren kannst, für die letzten Wochen mit mir zusammen zu sein; Du genössest dann einen doppelten Frühling. Was für herrliche Wohnungen sind in den Gärten über der Chiaja.

An die Mutter

Neapel, den 6. März 1869

ICH erhielt gestern Abend, von einem dreitägigen Aufenthalt in Pompei zurückkommend, Deinen und Rikchens liebe Briefe, und hätte Euch wohl noch an demselben Abend geantwortet, wenn mich nicht gleich ein von Rom angekommener Bekannter ertappt hätte, dem ich von 4 bis 7 Uhr Wohnungen suchen helfen mußte, nachdem ich Morgens von 8 bis 1 Uhr in Pompei herumgeirrt war, bei einem Sturm, der mir jeden Augenblick Hut, Brille, Papier wegzureißen drohte, und bei einer Kälte, die meine Finger erstarren machte. Es thut mir sehr leid, daß mein letzter Brief einen solchen Eindruck bei Euch gemacht hat; ich muß gestehen, daß es sehr unüberlegt und gedankenlos war, mich einem Augenblick melancholischer Anwandlung, grade während ich an Euch schrieb, zu überlassen. Solche Anwandlungen haben oft ganz zufällige Ursachen, und gehen schnell vorbei hier, wo man so viel von äußeren Gegenständen beschäftigt wird, daß selbst bei einem zurückgezogenen Leben, wie ich es führe, wenig Zeit übrig bleibt, Stimmungen nachzuhängen. Was aber hier in den nächsten Stunden vergessen ist, kommt eine Woche später schwarz auf weiß in Marburg an und beschäftigt Euch Tage lang. Es kommt mir grade so vor, wie wenn ich schriebe, jetzt haben wir Nordwind, Schneewetter u. s. w., und man glaubte nun, ich brächte hier Wochen zu gebeugt unter der rauhen Geißel eines nordischen Winters. —

Macht Euch wegen meiner Verhältnisse in Marburg nur ja keine Sorgen. Weit entfernt, verwöhnt oder mit vielen kleinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten behaftet zurückzukehren, habe ich vielmehr gelernt mich durch das Leben in so verschiedenen Städten und unter so verschiedenen Menschen, bald in ländlicher Einfalt, bald in großstädtischem Comfort, bald in contemplativer Einsamkeit, bald in mannigfaltiger Geselligkeit, bald beschränkt auf Bücher und Gemälde, bald mit Oper und Schauspiel am Schluß jedes Tages winkend — ich sage, ich habe gelernt, mich in jede Verhältnisse zu schicken, jede Küche gut zu finden, und komme weniger Philister zurück, als ich gegangen bin, und wenn mir irgend etwas unerträglich wäre, so wäre es jahrelange einförmige Existenz; aber was könnte mich abhalten, jedes Jahr eine größere Reise zu machen, Freiheit zu athmen, mich geistig und körperlich aufzufrischen! Das einzige, was mir über die Schmerzen des Uebergangs hinweghelfen kann, ist, daß ich gleich in Thätigkeit komme; denn der eigentliche Grund meiner Zufriedenheit hier liegt doch eben darin, daß ich jeden Tag anzuschauen, zu erkennen, zu denken finde, während ich selbst in Neapel, sobald mir der Stoff dazu ausgeht, und ich blos auf den Genuß von schöner Natur oder Musik, Caféleben u. s. w. reducirt wäre, so hypochondrisch und unruhig werden würde, daß ich den zweiten Tag aufpacken und forteilen würde. Auch ich gehöre zu den Menschen, die zum bloßen Genießen untauglich sind; mein Leben besteht darin, Pläne zu machen und langsam an der Ausführung zu arbeiten; nach großen Anstrengungen erfreut mich auf sehr kurze Zeit das Gelingen; aber dann taucht schnell wieder ein neues auf. Dies erhält mich über dem Gemeinen, dem Kleinlichen, dem Alltagsleben, und läßt mich vielleicht nie vollkommen heimisch und gemüthlich werden; aber wenn ich jemals aufhörte, nach solchem Ziele zu trachten, würde das Leben für mich schal werden, und meine ganze Existenz mir wie ein schlechtes Gefäß ohne Inhalt

erscheinen; auch würde ich unter das Gewöhnliche herabsinken. Ich sage dies alles nur, um bemerklich zu machen, wie es weniger allerlei äußere Dinge sind, deren ich bedarf, als einer mir angemessenen Thätigkeit. Wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückblicke, so weiß ich mich wenig so angenehmer Zeiten zu erinnern, als jener Winter war, wo ich nach Frankfurt ging, wo ich von Morgen bis Nachts arbeitete, um vor einem Kreis sachverständiger Männer in einer Stunde am Ende der Woche meine Ware auszubreiten.

In Pompei bin ich an drei Sonntagen und diese Woche vom Dienstag zum Donnerstag gewesen. Ich hatte den neuen Catalog Helbigs mit Beschreibung sämmtlicher Gemälde, — er hat 1966 Nummern, — von Donner, der eine Abhandlung über die Technik dazu geschrieben hat, zum Geschenk erhalten, und hatte keine Ruhe, bis ich so ziemlich alle Häuser, in denen noch eine Spur von einem Gemälde ist, durchgesucht hatte; dabei fand ich natürlich viele neue, die mir bisher entgangen waren. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie diese Werke, die man an den Wänden gelassen hat, weil sie meist allen Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, sichtbar zu Grunde gehen, von einigen ist nur noch das leere Feld sichtbar. Freilich machen sie an den ursprünglichen Wänden, umgeben von dem Schmuck der phantastischen Architectur einen ganz anderen Eindruck, als in den häßlichen Rahmen, herausgeschnitten, im Museum. — Am letzten Tag kam die Prinzessin Margarethe und der Prinz Humbert hin, die von Fiorelli herumgeführt wurden, die Ausgrabung eines Zimmers sollte, wie mir gesagt wurde, in ihrer Gegenwart vorgenommen werden. Die Prinzessin ist eine feine blasse Person, soll sehr talentvoll sein, hat Schauspiele gedichtet. (Sie ist die künftige Königin von Italien.)

Zwei Tage habe ich verwandt zu einem Ausfluge nach Pozzuoli und dem Golf von Bajä. Dieser Golf ist von dem von Neapel durch den Posilipp getrennt, den man passirt durch die berühmte

Grotte, bei Tag durch 22 Gaslaternen erhellt. Die Küsten sind mit Trümmern römischer Villen bedeckt, denn hier war die Lieblingsvillegiatur der römischen Großen in allen Zeiten —

> Der Herr des Hauses seufzt nach Rom,
> Nach Tibur und nach Bajäs Thermen,

heißt es von einem in Germanien im Winterquartier liegenden Römer. Jetzt hat sich das Leben aus diesem Busen geflüchtet; hier ist der Vergangenheit eine Stätte der Erinnerung geblieben; und das Meer, die Berge wirken viel mächtiger, sprechen vernehmlicher zur Phantasie an einer solchen öden Trümmerküste, denn an mastenreichen Häfen und lachenden Kais. Merkwürdig ist die vulcanische Thätigkeit des Bodens an diesem Golf. Im Tempel des Serapis stehen drei colossale Säulen von Cipollin, die in einer beträchtlichen Höhe ganz wie ein Schwamm von Muscheln durchbohrt sind. Jahrhunderte lang hatte sich der Boden an dieser Küste so gesenkt, daß diese Säulen bis zu jener Höhe unter Wasser standen. Der untere Theil der Schäfte ist glatt, weil er durch Lavaströme vor den Bohrmuscheln geschützt war. Später hat sich der Boden wieder gehoben, und der Fußboden des Tempels stand einige Fuß über dem Meeresspiegel. Jetzt senkt er sich wieder. Der größte der erloschenen Krater, Astroni, ist von dem Rand bis in die Tiefe, wo noch zwei kleine Teiche sind, mit herrlichem Wald bewachsen, und ist königlicher Wildpark. Ein anderer Krater, die Solfatara, haucht noch aus einem Felsspalt glühend heiße Luft, bildet fortwährend Krystalle von Quecksilber, Arsenik; er ist mit einer schwefligen weißen Erde gefüllt, und nimmt sich von oben wie eine ungeheure Schüssel Griesbrei aus. Andere Krater dauern als Seen fort, der düsterste heißt der Averner See, hier ist wieder das Gebirge durch einen Tunnel durchbohrt, der nach dem Golf von Cumä führt. Man steigt hier in die Grotte der Sibylle, ein Tunnel nach einer anderen Seite zu, der aber in der

Mitte verschüttet ist. Es sind hier noch alte Bäder sichtbar. Das merkwürdigste ist ein Berg von circa 400 Fuß Höhe, der vor 300 Jahren an einem Tag entstanden ist, durch einen Krater, der sich hier öffnete. Wenn der alte Araber in Rückert's Hamasa sagt: „Wir wandeln, und nicht wandeln, die auf und nieder gehn, die Sterne, und ob uns bleiben die Berg und Burgen stehn" — so gilt dies nicht von dieser Gegend. — Alle diese Orte sind voll Erinnerungen an Poesie, von Homer an bis Virgil, voll poetischer Namen, die elyseischen Felder, der Eingang in die Unterwelt, das todte Meer. Merkwürdig ist der Wechsel der weiten Oeffnung in das Meer mit seinen Bahnen nach allen Seiten, ein Bild der Freiheit, mit diesen abgeschlossenen Kratern voll Waldeinsamkeit oder finstrer stiller Seen:

Elysium, eines Himmels Trümmerreste
Avernus, einer Hölle Eingang dort.

Eigenthümlich verschieden muß die Art gewesen sein, wie die Römer die Natur genossen haben, von der Weise der heutigen Italiener, besonders Neapolitaner, die gar nicht daran denken, ihre Natur durch Anlagen zu verschönern, genießbar zu machen. Die Römer bauten sich ihre Villen auf hohen ins Meer überhängenden Klippen; oder schieben sie auch mitten ins Wasser hinein, kleben sie, allen Unebenheiten des Bodens folgend, an steile Abhänge an, wo man noch jetzt die sauber zubereiteten Wände neben dem natürlichen Felsen sieht. Wie Adler wollten sie oben schweben, um sich frei zu fühlen von einer ihnen verhaßt gewordenen Welt, in der vielleicht ihr Ehrgeiz oder ihr politisches System Schiffbruch gelitten hatte; und dann bohren sie sich in die Berge ein, um dem Leben auf den Höhen und inmitten des Wassers auch ein unterirdisches hinzuzufügen. Und nun vergleicht man damit das Leben im kleinsten Stil, das winzige Fischer- und Schifferleben der Gegenwart; mit seinem küm-

merlichen Erwerb, oder die wasserscheuen, an der Scholle hängenden, der Anstrengung des Steigens abholden reichen Neapolitaner.

Von dem Maler Marée habe ich nichts erfragen können, da mich der Brief erst in Neapel traf, und ich mit Rom keinen Briefwechsel führe. Sollte ich noch einmal vor meiner Rückkehr dahin schreiben, so will ich mich erkundigen. — Herrn von Schlözer habe ich gleich am zweiten Tage meiner Anwesenheit in Rom besucht und durch ihn mancherlei Bekanntschaften, eben mit Visconti, Gregorovius, Stahr gemacht. Er ist jetzt als preußischer Gesandter nach Mexico gegangen.

Und nun zum Schluß nochmals, liebe Mutter und liebes Rikchen, macht Euch keine Gedanken über gelegentliche Ausbrüche hypochondrischer Laune; es würde mich schmerzen, mir sagen zu müssen, daß ich, während ich so vieles schöne sehe und genieße, an dem ich Euch einen Antheil wünschte, Euch vielmehr durch unüberlegte Worte Anlaß gebe, Euch gar noch meinetwegen Sorge zu machen. Uebrigens sprach mein letzter Brief doch eigentlich nur die bei jedem mehr oder weniger sich am Ende einstellende Mißstimmung aus, über das, was man hätte anders und besser machen können. Für die Geldsendung meinen besten Dank. Ich bleibe noch etwa 10 Tage in Neapel. Mit Sicilien ist es diesmal nichts. Ich habe schon einmal gebeten, mir den officiellen und factischen Anfangstermin der Vorlesungen zu melden.

An die Mutter

Rom, den 8. April 1869

ZUM dritten Male sende ich Dir meinen Wunsch zu Deinem Geburtsfest aus weiter Ferne, in diesem letzten Briefe, den ich aus dem Lande Italien schreibe. Meine Rückkehr ist nun so

nahe, daß ich noch die Spuren des Festschmucks in dem großen Zimmer des alten Hauses vorzufinden hoffen kann. Mit Bewegung habe ich aus Euren letzten Briefen wahrgenommen, daß Ihr Euch auf meine Rückkehr freut; und auch ich muß bekennen, wenn ich auf diese zwei Jahre zurücksehe, daß wenn ich auch zu keiner Zeit den unersetzlichen Werth der Bande der Familie und der Heimath vergessen habe, doch das Unbefriedigende eines Lebens auf der einen Seite blos mit Reisenden, auf der andern mit einem fremden Volk, das, wenn auch gewinnend in der äußeren Erscheinung und angenehm im Verkehr, doch im Grunde egoistisch ist, daß das Ungenügende eines solchen Lebens mir in der letzten Zeit besonders fühlbar geworden ist. Wenn die Schönheit der Natur, der Reichthum der Denkmäler, die Freiheit des Lebens mir nach zwei Jahren, einem schönen Stück Leben, wo sich schon Lebensgewohnheiten begründen, die wieder aufgelöst werden müssen, wenn mir dies alles zuweilen den Abschied schwer macht und mir das neu bevorstehende Sich wieder fügen in enge Verhältnisse als ein hartes Stück Selbstüberwindung erscheinen läßt: so sehe ich doch auf der anderen Seite klar, daß zwei Jahre Reisezeit genug ist, und daß ohne ein bleibendes Amt hier eine längere Zeit mir weder nützlich noch selbst erfreulich sein würde. Das einzige, was ich bedarf, ist, daß ich mir in den neuen alten Verhältnissen wieder eine Thätigkeit schaffe, die meine ganze Zeit und Interesse in Anspruch nimmt. Habe ich diese erst gewonnen, und athme wieder auf, so werde ich auch zusehn können, wie ich mit den Menschen um mich leben soll, kann. —

Fast möchte ich glauben, daß ich Euch in der Entfernung eine mythische Person geworden bin; aber ich bin im wesentlichen noch ganz der alte; macht Euch darum keine Illusionen. Zur Vorbereitung auf die bald erscheinende Wirklichkeit sende ich Dir, liebe Mutter, mein Bildniß, obwohl ohne die Hoffnung, daß es, so wenig, wie frühere, Deines Beifalls würdig befunden werde.

Wenn ich vorher gewußt hätte, wie öde, unruhig und unfruchtbar solche letzte Abschiedswochen sind, so wäre ich direct von Neapel nach der Heimath aufgebrochen, und dann hätte ich vielleicht schon am 12. in Marburg sein können. Nun denke ich Freitags oder Sonnabends, den 10., von hier nach Florenz zu reisen, dort ein paar Tage Rast zu machen, und dann direct in Schnellzügen nach Hause zu reisen. Mit der Wahl des Logis bin ich sehr einverstanden, und will wünschen, daß meine Zusage nicht zu spät kommt, oder die Abwartung meiner Antwort Euch nicht abgehalten hat, es fest zu machen.

Aus C. Justis Tagebuch: Napoli III. p. 177—183

Letzte Tage in Florenz. Ankunft d. 10. April 1869.

Die italienischen Städte haben einen so ausgeprägten Character; Lage, Natur, Volkscharacter, Kunstwerke bilden ein so zusammenstimmendes Ganze, daß wenn man sich recht voll gesogen hat von einer einzelnen, in ihr gelebt, mit allen Poren gleichsam ihren Einwirkungen sich geöffnet hat, man einer neuen gegenüber ein sprödes Widerstreben empfindet, sich ihrem Reize zu öffnen, daß die Bilder der verlassenen sich überall dazwischen drängen als falsche Maßstäbe, man vorzugsweise ihre Mängel bemerkt.

So ging es mir im vorigen Sommer mit Florenz, nachdem ich Rom verlassen hatte. In jenem Winter kam ich von Neapel, wo ich nicht dahin gekommen war, die Fülle und Herrlichkeit seiner antiken Gemälde, Vasen, Statuen und Pompei ganz zu fassen, und wo ich krank gewesen war, und unter der Einsamkeit und dem Tumult gelitten hatte. Damals übte die stille Majestät Roms einen unaussprechlichen Zauber auf mich aus, die Beschäftigung mit der neuen Kunst, mit Raphael und Michelangelo, die Basiliken, die Kirchenfeste, alles stimmte nach einer Harmonie hin zusammen. Vor St. Peter, dem Vatikan verblich Florenz mit seinem Dom und seinen Fresken.

Diesmal hatte mich Neapel mit seinem Zauber umstrickt. Wohnend angesichts der Villa, des Meers, des Vesuvs; ganz in freier Betrachtung am Rand des großen Stromes der Chiaja, mit dem Gefühl, daß es zu Ende gehe, mit den alten Gemälden dieser

Welt wirklich liebend vertraute Zwiegespräche haltend, zum ersten Mal die Schönheits- u. Lebensfülle der großgriechischen Vasen empfindend, — hatte ich mich eingelebt in eine Welt, die von dem Schauspiel möglichst verschieden war, das mich in Rom erwartete.

Ueberläßt man sich dem Totalschauspiel, das Rom um Ostern darbietet, so kann der Eindruck nur ein niederschlagender, melancholischer sein. — Es herrscht der betäubende Tumult eines Jahrmarkts, aber es ist nicht das fröhliche Leben eines großen reichen Volkes. Es ist eine Pilgerfahrt wie nach Mekka, aber die meisten kommen aus profaner Neugier. Sie helfen den Festen die Weihe zu nehmen.. Das Volk selbst nimmt wenig Theil: ein Theil beutet die Fremden aus und lebt davon, — wie ein Brigant; der andere lebt sein kleinliches niedergedrücktes Leben, in der Verkommenheit Reste alter Schönheit, des natürlichen Adels, die herrliche Sprache bewahrend, — ein seltsamer Contrast zu den reichen thätigen, freien Nationen, die hier sich ein Rendez-vous geben.

Rom gleicht jenen Strömen der tropischen Zone, die gewöhnlich ein ausgetrocknetes Bett sind, und nur bei Regengüssen bis über den Rand anschwellen. Es ist ein plötzliches, tumultuarisches vorübergehendes Brausen, das sie weder für die Bewässerung des Landes noch für die Schifffahrt brauchbar macht.

Das schönste Wort, was je von Rom gesagt worden ist, sagte Shelley:

„that high capital, where kingly Death keeps his pale court in beauty and decay.“

Alles predigt hier Vergangenheit, Ausgezogensein des Lebens, Erborgung fremden Lebens. Es ist nicht blos die alte Stadt, die zu zerstören mehr Jahrhunderte nöthig gewesen sind, als zu ihrem Aufbau. Auch die moderne Kunst, die ihre größten Denkmale in Rom zurückgelassen hat, ist nicht auf diesem Boden erwachsen. Es sind gigantische Bäume, die mit großem Aufwand hierher ver-

pflanzt wurden. Nichts ist der Ausdruck eines Volkslebens, einer Commune, sondern zur imposanten Darstellung einer Universalkirche ersonnen, und da, wo der Einfluß des päbstlichen Roms der Kunst einen eigenthümlichen Character aufzuprägen beginnt, nimmt die Kunst den Character eines grandiosen aber kalten, und künstlerisch wenig ansprechenden Pomps an. Schon die alten Bildwerke waren Emigrants aus dem schönen, vom Genius begünstigten Griechenland.

Inmitten einer Wüste, die in einem Theil des Jahres von giftigen Dünsten erfüllt ist, erheben sich gigantische Trümmer, arme Reste einer Herrlichkeit, die soweit alles überragt, was wir können und schaffen, daß wir nur mit Mühe dahin gelangen, an der Hand jener Reste, ihre Größe zu ahnen, und sobald wir etwas von dem unsrigen hinzuthun, tief unter sie herabsinken. Ein Volk von Bettlern, Räubern und Gauklern wohnt in diesen Trümmern zerstreut, wo in tiefem Verfall einzelne seltsame und bezaubernde Schimmer alter Göttlichkeit, Größe auftauchen. Wie der Ort, wo einem Mensch das größte Glück oder der größte Schmerz, die höchste Offenbarung oder die große Schuld seines Lebens begegnet ist, ihn ewig an sich zieht, seine wahre Heimath ist, so werden die Nationen nach Rom hingezogen, deren Macht und Reichthum, deren Schätze der Kunst, deren Verbrechen nicht ihres gleichen in der Geschichte haben. Die größten Bürger und Helden, die schrecklichsten Despoten, die zahlreichsten Märtyrer, die Schatten der wiederkehrenden Kunst von Hellas, die Schönheit der Natur und Menschen zieht nach Rom. Von diesen Wallfahrern leben Gastwirthe, Copisten, Priester, Räuber, Courtisanen. So mächtig ist der Zauber dieses Orts, daß hier jeder, der von fernher kommt, mit irgend einem Funken des Genius, die Flügel sich wachsen fühlt, und ein Werk ihm aufgeht, qu'il n'aurait point trouvé dans le fonds de son âme. Aber ein eigenes Leben erzeugt sich nicht, und wer jenen Funken nicht mitbringt, sinkt alsbald zu der kümmerlichen Existenz jener

Bettler zwischen den Ruinen herab. Die Schöpfungen Raphaels, Michelangelos sind wie jene Illumination der Peterskirche, die für eine Stunde die Herrlichkeit des Himmels zu öffnen schien; seine großen Feste sind wie Träume in verfallenen Schlössern, wo ein vergangenes Leben auftaucht, und Balken von modrigem Holz zu glänzenden Gestalten werden. Carneval, Pincio, Villa Pamfili, Museum des Vatican, — alles sind solche Strombetten, die den größten Theil der Zeit öde sind, sich nur für gewisse Augenblicke füllen; und auch dann sind es Fremde, oder es ist Sache der conventionellen leeren Ostentation.

Den poetischen Zauber Roms zu empfinden, sollte man doch die heiße Jahreszeit wählen, wo jener profane Schwarm sich verlaufen hat. Ueberhaupt ist der Zauber italienischer Städte im Sommer sehr eigenthümlich. Das Leben und die Zeit scheinen still zu stehen; man vergißt Vergangenheit und Zukunft; die Ruhe, um die wir uns sonst immer bringen, wird uns aufgezwungen, denn den Tag über lebt man im Halbschlummer, ohne doch unthätig zu sein, und Nachts geht der Zauber italienischer Nächte auf; das Leben erwacht mit dem Erscheinen der Sterne; der Gedanke an Ausflüge wird zurückgeschreckt durch den Anblick jener vom Sonnenbrand gedörrten Fluren und Höhen. „Es schläft der große Pan.“

Der Zauber Roms beruht theils auf der Größe der Denkmäler, alter und neuer Zeit, die unseren Begriff von der Menschheit, — ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Vermögen, ihrer Größe, Schönheit, Adel so erhöhen, — theils auf der Angehörigkeit aller dieser Dinge an die Vergangenheit — dies breitet über sie einen Schimmer der Versöhnung, der Heiligkeit, der Wehmuth, dies macht sie der Poesie, der Betrachtung, der Philosophie so theuer. Hieraus kann man abnehmen, daß keine scheußlichere Disharmonie denkbar ist, als jener Schwarm der forestieri, die eine Gegenwart hereinbringen, die nicht wie in Neapel im Einklang steht mit dem Alten. Es

kommt mir vor, wie die Cavaliere, die sich sonst in dem französischen Theater vorn auf die Bühne zu setzen pflegten, und hinter und zwischen denen die Heroen und Römer einherschritten. Wer Rom genießen will, muß außer der Saison herkommen, in einem der alten Quartiere, bei einer römischen Familie leben, die keinen Zettel aushängt, mit Künstlern verkehren, nur nicht modischen.

Alles ist groß, gigantisch in Rom, so auch der Fluch der Zerstörung, der es getroffen. Die große Curve der Schale des Colosseum ist nicht weniger erhaben, wie die Lücke des gewaltigen abgebrochenen Stücks. Auch der Fluch drückt denen, die er betrifft, ein göttliches Gepräge auf.

Das vergangene Sein Roms ist so ungeheuer, die übrig gebliebenen Reste unterjochen die Phantasie dergestalt, daß sie nothwendig alles, was an diesem Orte existirt, zum Stillstand verurtheilen. So hat die Kunst in Rom ein Jahrtausend stillgestanden. Die Verbannung aller Bewegung des Lebens aus diesem Ort, der hier des Gemüths sich bemächtigende Eindruck, daß das Große und Herrliche weit hinter uns liegt, die Erinnerungen an eine profane und heilige Geschichte, gegen die alles moderne zwerghaft erscheint, endlich einige Züge des alten Wesens, wie grandezza, eine Stetigkeit und Superiorität der Politik — machen es möglich, daß hier inmitten des beweglichen abendländischen Wesens ein stabiles Priesterregiment sich erhält, als dessen Träger wir uns keine andere Stadt, ja keine andere Nation denken können.

Die sinnige, erfindende, geschmackvolle individuelle Kunst hat anderwärts geblüht; erst in der gewaltigen Entfaltung und in decorativer Ausbreitung ward sie nach Rom verpflanzt.

Florenz

Das ewig Denkwürdige, die einzige Größe von Florenz ist, daß sich im Schoße dieser Stadt, ihrer Bildung, zuerst wieder nach einem Jahrtausend jene Großheit und Freiheit des Sinns entfaltet hat, die fähig war, das Alterthum zu fassen, den vor einem Jahrtausend zerrissenen Faden wieder aufzunehmen. Die Genesis, die ersten Regungen dieses Sinns zu verfolgen, dies bildet das Interesse der Geschichte von Florenz. Die Großheit ihrer Conception in der gothischen Architectur ist der Hauptzug dieser Vorgeschichte. Ihre hohe Eleganz, in der etwas von kaufmännischer Prachtliebe, zeigt die Entwicklung ihres Geschmacks. Scharfer kalter, selbst satirischer kritischer Sinn, Concurrenz, Vorwiegen des realistischen vor dem Phantastischen, des Verständigen vor dem Sinnlichen. In der Architectur, die unabhängig ist von der Nachahmung gegebener Naturerscheinungen; die mit mathematischen Formen und Verhältnissen darstellt, kam jener Geist der Großheit und Schönheit geraume Zeit früher zur Erscheinung, als in der bildenden Kunst..

Die Kuppel Brunelleschis ist das erste geniale Werk und das Symbol dieses Erwachens des modernen Geistes zur reifen Männlichkeit aus der zweiten Kindheit des Mittelalters. Sie erhebt sich aus dem früheren Bau mit seinen kleinlichen über einander gethürmten Theilen, wie die Composition der Divina Comedia aus der bisherigen Lyrik, Didaktik, Novellistik. Es ist wie die erste große originelle Conception eines Genius nach jugendlichen Versuchen in Nachahmung und formalen Künsteleien.

Die florentinische Malerei bewegt sich bei all ihrem Reichthum in sehr beschränkten Schranken. Wir können vier Hauptgruppen unterscheiden: die kirchlich-ascetische Kunst der Schule Giotto's, den Realismus des 15. Jahrhunderts, den großen Stil der Blüthezeit, und den Manierismus des Cinquecento. Dies sind die stärksten

Gegensätze, die man sich denken kann: zuerst ein typischer Stil, zwar von einfacher rührender Wahrheit in der Action, aber mit einem eigenthümlichen Schweben über Bestimmtheit von Form und Characteristik, Ausdruck, Physionomie u. s. w. Dann der ganze Reichthum des wirklichen Lebens, die Fülle der lebendigsten Charactere voll unendlicher gewissenhaft wahrer feiner Züge in Bewegung, Haltung, Physionomie, Ausdruck; dann wieder eine ganz ideale Großheit, ein Ringen der Künstler nach Darstellung einer Idee, so verschieden von dem 15., wie Beobachtung von Synthese. Zuletzt die vollendete Unnatur des Manierismus. — Es läßt sich leichter das Negative angeben, was diesen vier Phasen gemeinsam ist. Ein Mangel an Farbensinn ist in allen gleich. Ebenso an Wärme der Empfindung. Bei den Giottisten bleibt das Auge wie im Halbschlaf geschlossen, glanz- und leblos. Wie eigen ist in den lebensvollen Figuren des 15. Jahrh. die Abwesenheit alles Feurigen, wie bleichsüchtig, klugreservirt, grillenhaft sind diese toscanischen Gesichter! Michelangelo war die Gabe des Adels versagt, Fra Bartolomeo ist leblos bei all seiner Großheit, auch Andrea ist kalt. Wie erschreckend kalt sind vollends die Vasari, Bronzino! — Auch Anmuth, jene Leichtigkeit halb unbewußter Absichtslosigkeit der Bewegung ist ihnen versagt. Die Geberden des Quattrocento sind stets gemessene, bürgerlich reservirt; die Bewegten merkwürdig heftig, mit flatternden Gewändern, als lebhafte Bewegung Satzung der Zeit wurde, — seit Pollajaolo, Sandro, Michelangelo, Andrea beginnen die gewaltsamen Attitüden. — Auch eine gewisse Pedanterie, Trockenheit, Härte geht durch alle hindurch. So bei den Giottisten diese seltsame Eckigkeit in Gesichtslinien, Gliedmaßen, — dann die unendliche Detailausführung mit schneidender Schärfe der Contouren. Bei Michelangelo das Absichtsvolle, Berechnende und das Gelehrte in den Formen. Endlich die geleckte erdige Glätte der Manieristen. — Schönheit war ihnen stets versagt. In den Werken des 15. Jahrh. ist am meisten Fülle von ansprechen-

der Weiblichkeit und Leben; als Bild der reichsten Zeit des begabtesten Volkes der Welt, als Zeugniß der Freude an diesem herrlichen Dasein gehören sie zu der größten Augenweide, die die bildende Kunst darbieten kann. Aber der Charakter der Frau ist keineswegs schön. Michelangelos ganze Tendenz führte ihn zur Verkennung der Schönheit.

Man fühlt hier die Bedeutung von Michelangelos Wort, wo er begraben sein wollte: da wo er stets das ewige Werk des Brunelleschi vor Augen habe; oder die Bezeichnung „Wohnen unter dem Schatten der Kuppel.“ Sie ist ein Mittel- und Ruhepunkt in den rings ein- und auslaufenden Straßen, zerstreuten Pallästen, Kirchen. Sie ist wie nach dem unruhigen bunten Weltwesen der einfache große Gedanke des Einzigen, in dem wir allein Ruhe finden. Sie ist wie ein großer genialer göttlicher Gedanke nach Gedanken menschlicher Künste und Klugheit. Sie ist ein Unbedingtes nach dem Bedingten.

Nach ihr giebt Florenz keinen fesselnderen architectonischen Eindruck als den Pal. Vecchio mit der Loggia. Das hochragende, massive, durch die vorragenden Zinnen beschattete Gebäude wirkt so wohlthuend, mit allen Vorstellungen des Schutzes, des Geborgenseins, einer festen Burg der Freiheit. Die Unregelmäßigkeit, die zierlichen gothischen Formen der Fenster geben Zeugniß von einer reichen Mannigfaltigkeit geschmückter Innenräume, — diese Fenster sind noch keine Decoration der Außenwand.

Florenz erschien in der ersten Frühlingssonne, im Klang der Sonntagsglocken, nach Monatelanger kalter Regenzeit, nach dem wüsten Weltmarkt Rom, in dem goldenen Schimmer des Abschiedsgefühls. Ein Hauch von Frieden zog vorübergehend in meinen Busen und ich fühlte mich frei von ruheloser und heilloser Leidenschaft. Es war wie ein Traum von Liebe und Glück aus längst verflossenen Tagen. Rive fiorite, vi trovo amor!

SACH- UND NAMEN-REGISTER



GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG

*